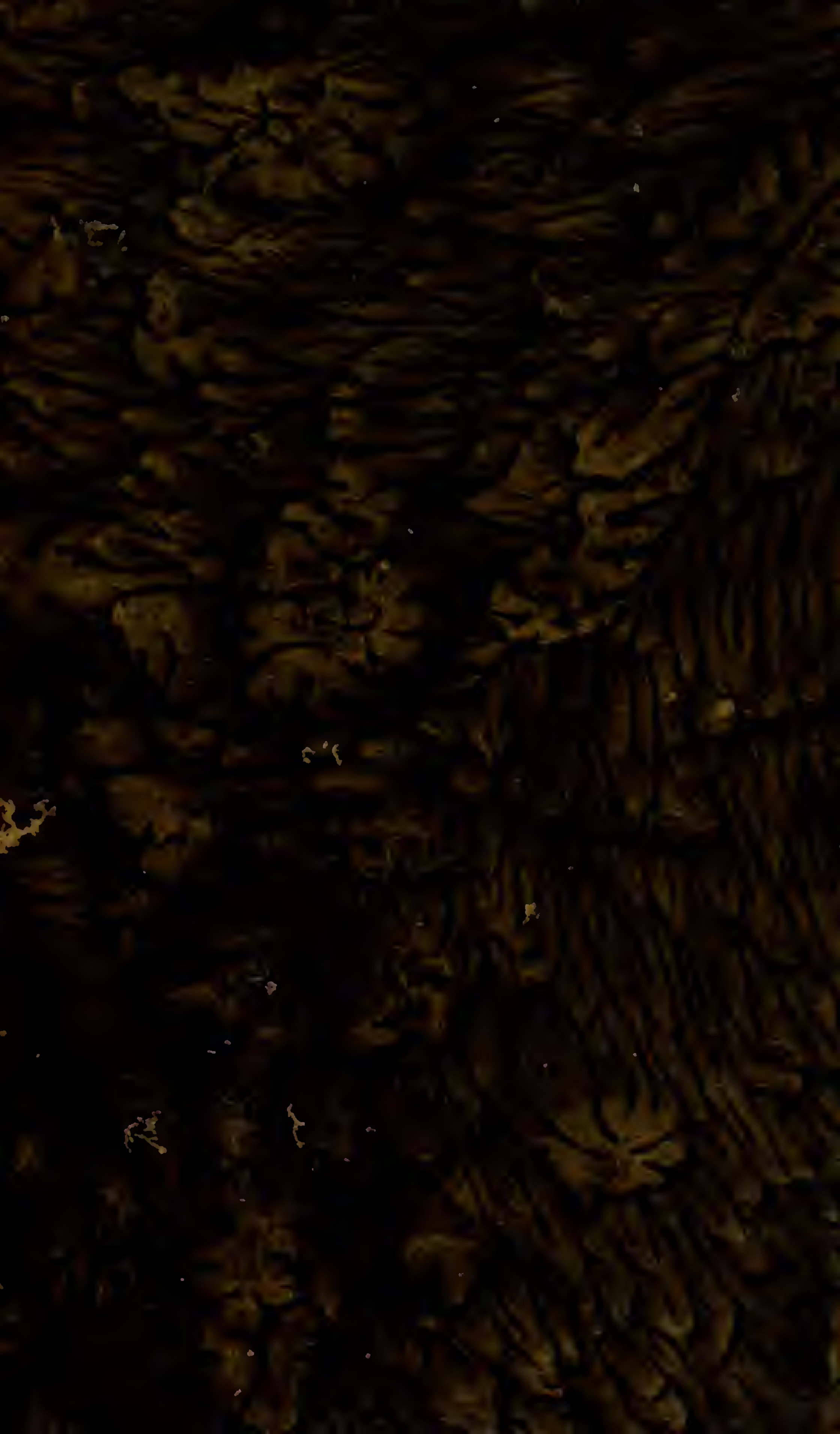


By Rudolf Zacharias Becker



Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute

oder

lehrreiche

Freuden- und Trauer-Geschichte

des Dorfs

Mildheim.



Für Junge und Alte beschrieben.

Achte Auflage.

Gotha und Leipzig 1790.

Dieß ganze Buch ist mit Bedacht
Für Bauersleute so gemacht,
Daß, wer es liest und darnach thut,
Verstand, Gesundheit, guten Muth
Erhält, auch wohl ein reicher Mann
Nach dessen Vorschrift werden kann.
Zur Lust für Kind und Kindes-Kind
Viele schöne Bilder drinnen sind.
Wohlfeilen Preises ist es auch:
Deshalben kauf es und gebrauch
Es fleißiglich in Fried und Ruh!
Gott gebe das Gedeihn dazu!

Dieses Buch wird in Gotha beym Verfasser, und in Leipzig uneingebunden um 4 Ggr. (den alten Louisd'or zu 5 Thaler gerechnet) oder 18 Kr. rheinisch verkauft: aber nicht anders, als gegen baare Bezahlung, und nicht einzeln, sondern wenigstens 8 Stücke zusammen. Wer 12 Stück nimmt bekommt das 13te umsonst in den Kauf. Auswärtige, welche eine Zahl Stücke von Gotha oder Leipzig verschreiben, müssen das Geld dafür franco einschicken und auch die Fracht für die Bücher bezahlen: darum ist es billig, daß die Käufer den Buchhändlern und Buchbindern zum Ersatz für die Unkosten, auch für die Mühe des Verschreibens, etwas mehr als 4 Ggr. für ein einzelnes Stück geben.

Der 2te Theil dieses Buchs wird nicht eher, als etwa auf Ostern 1791. heraus kommen; weil er mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitet wird, um ihn recht nützlich und angenehm für Bauersleute einzurichten. Sollte etwa unter dessen von einem andern, als von dem Verfasser dieses, ein 2ter Theil ausgeboten werden: so kann man denken, daß es falsche Waare ist.





Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfes Mildheim.

Erstes Capitel.

Was der Herr Hauptmann von Mildheim und der alte Herr Pfarrer Wohlgemuth von dem menschlichen Leben halten.



Ein reicher Edelmann, Herr von Mildheim genannt, welcher in seiner Jugend unter den Preussen bis zum Lieutenant gedient, und den Abschied als Hauptmann erhalten hatte, lebte auf seinem schönen Ritterguthe, welches auch Mildheim hieß. Seine Speisekammer und sein Keller waren reichlich versehen, und er hatte einen sehr geschickten Koch: aber wegen seiner geschwollenen und lahmen Füße durfte er unter zehnerley Essen kaum Eins genießen, keinen Wein trinken, und mußte oft Wochen lang das Bette hüten. Er war zweymal verheyrathet gewesen, und hatte von seiner ersten Frau einen Sohn, der auf der Universität studirte, und eine Tochter. Die zweyte Frau war während ihrer ersten Schwangerschaft plötzlich gestorben, als sie von

einem Tanze nach Hause fuhr. Diesen Todesfall zog sich dieser Herr sehr zu Gemüthe; und weil er nun ganz allein war, so las er oft in Büchern, oder saß in seinem Lehnstuhl, und besann sich wieder auf alles, was er sein Lebenlang in fremden Ländern und an den fürstlichen Höfen, wie auch unter den Soldaten gesehen und gehöret hatte. Dabey erinnerte er sich auch an alles, was er von Jugend auf selbst gethan hatte, und es reuete ihn manches so sehr, daß er wünschte, es lieber nicht gethan zu haben! Aber zuletzt giengen seine Gedanken immer dahin aus, daß es ein elend jämmerlich Ding sey um aller Menschen Leben. Wurde ihm nun die Zeit zu lang: so ließ er den Herrn Pfarrer des Dorfs, einen alten ehrlichen Mann mit einem eisgrauen Kopfe, Namens Wohlgemuth, zu sich kommen. Mit diesem sprach er bey einer Pfeife Toback aus den Zeitungen oder was sonst neues vorfiel, und da mußte der Herr Pfarrer alles frey heraus sagen, wie er's meynte. Gemeiniglich brachte aber der Herr von Mildheim das Gespräch auch darauf: daß es ein elendes Leben in der Welt sey, und daß der Mensch, er sey reich oder arm, vornehm oder gering, so gar vielen Jammer auszustehen habe. Dabey berief er sich auf seine lahmen Füße, die ihn so sehr schmerzten, daß er bey allem Geld und Gut täglich nichts rechtes genießen könne, und manche Nacht schlaflos zubringen müsse. Von seinem ganzen Leben an den fürstlichen Höfen und bey der Armee, auch in seinem zweymahligen Ehestande, erzählte er so viel Uebels, daß alle die Lustbarkeiten, die er mitgemacht hatte, nichts dagegen waren. Auch führte er den weisen König Salomo zum Zeugen an, welcher im Prediger-Buche im 1sten Capitel sagt: "Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschicht: und siehe, es war eitel und Jammer." Dagegen wandte ihm der Herr Pfarrer ein: der liebe Gott habe

doch

doch alles sehr gut erschaffen. "Sehen Sie nur, gnädiger Herr, sagte er, das Vieh auf ihrem Hofe herumspringen; wie es so lustig ist, wenn es sein Futter hat! Die Vögel im Walde singen vor Vergnügen, die Bienen sumsen, die Fische spielen im Wasser und die kleinste Mücke fliegt lustig im Sonnenschein herum, und freut sich darüber, daß sie lebt. Warum sollte denn Gott die Menschen allein zur Quaal und Marter erschaffen haben, die er am liebsten hat vor allen Thieren? Nein, glauben Sie mir, wenn es uns Menschen schlimmer gehen sollte, als den Thieren, so müßten wir selbst schuld daran seyn! Denn der gütige Gott hat es uns an nichts fehlen lassen, das zu unsrer Zufriedenheit gehört. Aber wir vergrößern oft die kleinen Leiden und Schmerzen, die wir auszustehen haben, indem wir sie uns schlimmer vorstellen, als sie sind, und nicht bedenken, daß sie zu unserm wahren Besten dienen." Der **Herr von Mildheim** erzählte dann, wie er sein Lebenlang so viele tausend Menschen gekannt habe, welche alle mißvergnügt und des Lebens müde gewesen wären; und zwar Könige und Fürsten, Reiche und Große oft noch mißvergnügter, als die Bettler, die das Brod vor den Thüren suchen, und die gelehrten Leute unzufriedner, als die ungelehrten. Dieses konnte der Herr Pfarrer freylich nicht läugnen, weil es wirklich wahr ist. Er blieb aber doch dabey: wenn nur jeder in seinem Stande immer thäte, was recht und gut ist; so könnten alle Menschen vergnügt und glücklich leben. Er wußte dieses auch so schön zu erklären, daß ihm der Edelmann zuletzt Recht geben mußte, und aus der folgenden ganzen Geschichte wird man sehen, daß er auch wirklich Recht hatte.

Zu andern Zeiten sprachen sie davon: ob es nicht viel Leute in der Welt gäbe, die man wohl entbehren, und das, was sie verzehrten, andern geben könne; in-

dem oft unnütze und träge vornehme Leute Ueberfluß hätten, und dagegen mancher arbeitsame Bürger und Bauer Noth leiden müsse? denn der Herr von M. war darüber auch oft mißvergnügt, daß er sein Lebenlang immer alles voll auf gehabt hatte, ohne eine besonders nützliche Arbeit für andere Menschen zu verrichten. Der Herr Pfarrer meynte dagegen: es sey eine sehr schöne Einrichtung Gottes mit den vielerley Ständen in der Welt. Es müßten Regenten, Räthe, Beamten, Soldaten, Prediger, Schullehrer, Aerzte, Kaufleute, Künstler, Handwerker und Bauern, auch Reiche und Arme unter einander seyn: damit einer dem andern helfe, einer dieß der andre jenes verrichte, auf daß sie alle ein vergnügtes Leben führen könnten, und daß keinem etwas an seiner Nothdurft abgehe. So sprachen sie hin und her über die Sache. Weil aber der Herr von Mildheim in seiner Jugend nicht fleißig über das menschliche Leben nachgedacht, und als Soldat sich nicht mit dem Studiren abgegeben hatte: so blieb er dem geistlichen Herrn manche Antwort schuldig. Er bemerkte auch wohl, daß seine beständige Traurigkeit mit davon herkäme, daß er die Absicht, wozu der Mensch erschaffen ist, und die Mittel, ein frohes Gemüth zu haben, in der Jugend nicht recht erlernet hätte. Er dachte daher: was du nicht kannst, soll doch dein Sohn lernen, und ließ diesen erst durch einen geschickten Informator, und hernach auf der Universität recht fleißig unterrichten. Und weil er wohl wußte, daß Selbstsehen besser ist, als Hörensagen: so verordnete er, als seine Zeit zum Sterben kam, noch in seinem Testamente, wie sein Sohn das Thun und Lassen der Menschen und die Ursachen, warum so viele nicht recht glücklich sind, erforschen, und sich nicht blos auf die Beschreibungen davon in den Büchern verlassen sollte.

Zwey=

Zweytes Capitel.

Wie der Herr Hauptmann von Mildheim gestorben und begraben worden, und was sich dabey für ein großes Unglück veroffenbaret.



Die beständige Traurigkeit des Gemüths war nun mit Ursache, daß der Herr von Mildheim den Tod seiner zweyten Gemahlin kaum ein halbes Jahr überlebte. Er starb aber am Podagra, welches in den Leib zurück schlug, da er einmahl wider die Vorschrift des Arztes, in feuchter Witterung auf die Jagd gegangen war. Sein Sohn kam aber noch vor seinem Ende von der Universität zurück, und drückte ihm die Augen zu. Er betrübte sich auch über seinen Tod, wie sich ein guter Sohn über einen guten Vater zu betrüben pflegt: denn der alte Herr hatte ihn, als seinen Stammhalter, herzlich geliebt, und der Sohn liebte ihn wieder von ganzem Herzen. Ehe nun die Beerdigung geschahe, gieng der Küster mit dem Todtengräber in das hochadeliche Erbbegräbniß, um darinn einen Platz für den Sarg auszusuchen. Und wie sie die

Thür

Thür vom Gewölbe aufthaten, stürzte der Küster vor Schrecken und Entsetzen zu Boden, über die schreckliche Gestalt, die ihm da ins Auge fiel. Der Todtengräber erschrack so sehr über den Fall des Küsters, daß er nicht gleich sahe, was es war: aber wie er die Augen wieder aufrichtete, sahe ers auch, und fieng an, an allen Gliedern zu zittern, wie Espenlaub, und die Haare auf dem Kopfe standen ihm zu Berge. Die verstorbene gnädige Frau saß nähmlich leibhaftig in ihrem weißseidenen Todtenkleide auf einem Sarge. Mit dem Rücken lehnte sie an der Mauer des Gewölbes, und auf ihrem Schooße lag etwas, wie ein Gerippe von einem kleinen Kinde. Das lange weiße Todtenkleid war mit Blut befleckt, und das Gesicht war grausam entstellt. Der Todtengräber ließ den Küster, der in Ohnmacht gefallen war, liegen, wo er lag, und wankte bis zum nächsten Leichensteine: weil ihn seine Füße nicht weiter trugen; so starr und steif hatte ihn das Schrecken gemacht. Unterdessen kam des Küsters Hund herzugelaufen, der heulte und bellte jämmerlich, da er seinen Herrn wie todt auf der Erde liegen fand, und die weisse Gestalt in dem dunkeln Gewölbe sah. Durch dies Bellen des Hundes kam endlich der Küster wieder zu sich selbst, und lief nun, was er konnte, nach dem Schlosse, die Sache zu melden. Vor Stottern und Stammeln konnte er aber nichts heraus bringen, als die Worte: "Ach! die selige gnädige Frau im Gewölbe! — Gott erbarme sich! — Der Verwalter, der keine Gespenster glaubte, nahm daher geschwind etliche Leute mit sich, und gieng hin, zu sehen, was es wäre. Und da fanden sie mit großer Betrübniß und Entsetzen, daß es wirklich der todte Leichnam, der vor einem halben Jahre während ihrer Schwangerschaft plötzlich verstorbenen Frau Hauptmännin war. Der Verwalter und alle, die bey ihm waren, schrien:

Ach!

Ach! daß es Gott im Himmel erbarme! die liebe selige Frau! und weinten und schluchzten laut, da sie merkten, wie es zugegangen seyn müsse, daß sie aus ihrem Sarge gekommen, und da aufrechts saß. Sie war nähmlich nicht wahrhaftig todt gewesen, als man sie begraben hatte: sondern sie hatte nur in einer starken Ohnmacht gelegen; wie es denn Exempel giebt, daß solche Ohnmachten drey, vier Tage und drüber anhalten. Im Gewölbe war sie hernach wieder zu sich selbst gekommen. In der Angst und Verzweiflung hatte sie sich das Gesicht und die Arme zerkratzt, und nachdem sie endlich den Deckel vom Sarge herabgebracht und herausgestiegen war, hatte sie vermuthlich vor Schrecken und Furcht eine unzeitige Geburt gehabt, und war darnach vor Schwachheit, und weil ihr niemand zu Hülfe kam, gestorben. Dieses mußte des Nachts geschehen seyn; indem sich niemand im Dorfe erinnerte, um jene Zeit ein Pochen oder Schreyen in der Kirche gehört zu haben: wiewohl auch die Kirche etwas abwärts von den Häusern auf einer Anhöhe liegt. Weil der Sarg,, auf den sie sich gesetzt hatte, eben in einer Ecke des Gewölbes stand: so war ihre Leiche hernach im Tode nicht umgefallen, sondern aufrechts sitzen geblieben, und sah desto fürchterlicher aus. Die Nachricht von diesem grausamen Unglück lief nun bald durchs ganze Dorf, und alles schrie und wehklagte, daß die liebe gnädige Frau so ein schreckliches und jämmerliches Ende hatte nehmen müssen. Der alte Herr Pfarrer weinte wie ein Kind, und dachte wieder an den Spruch, den der selige Herr so oft gesagt hatte: ich sahe an alles Thun unter der Sonne, und es war alles eitel und Jammer. Denn er hatte selber die Heyrath gestiftet: weil die Selige eine brave christliche Person und von vornehmen Adel, aber eine so arme Waise war, daß sie bey ihren An-

verwandten das Gnadenbrod essen mußte. In ihrem Ehestande war es ihr nun recht wohl gegangen. Der Herr von Mildheim hatte sie ihrer Sittsamkeit und Tugend wegen recht herzlich geliebt; darüber hatte sich der alte gute Pfarrer in seiner Seele gefreuet, und nun hatte die unglückliche Frau eines erbarmenswürdigen Todes sterben müssen. Der junge Herr wollte sich nicht zufrieden geben über dieses große Unglück, und aß vor Traurigkeit in zwey Tagen keinen Bissen. Denn er hatte seine Stiefmutter lieber gehabt, als manche Kinder ihre rechte Mutter haben, und sie hatte ihm auch so liebreich begegnet, als ob er ihr rechter Sohn wäre. Jedoch brachte ihn der Herr Pfarrer, der bey seinem Troste selbst bitterlich weinte, endlich durch Zureden dahin, daß er wieder aß und trank. Noch an dem Abend, da das Begräbniß des verstorbenen Herrn geschahe, stellte er ihm unter andern vor: Gott habe dieses große Unglück wohl deswegen geschehen lassen, damit er und das ganze Dorf darauf merken, und keinen Menschen wieder begraben lassen sollten, ehe man ganz gewiß versichert wäre, daß er wirklich todt sey. Denn so mache es der gute Vater im Himmel oft, daß er ein Unglück geschehen lasse, nicht um die Menschen, die es trifft, dadurch zu strafen, sondern die andern, die es nicht trifft, zu warnen, daß sie dem Unglücke auf ein andermahl zuvorkommen sollen. "Aber, sagte der junge Herr von Mildheim, was hatte denn meine liebe brave Mutter verschuldet, daß dieß entsetzliche Unglück eben über sie kommen mußte? Es sterben ja so viele andere gemeine Leute im Dorfe?" — Fassen Sie sich, gnädiger Herr! antwortete ihm der Herr Pfarrer — Gott ist eben so weise, als er gütig ist. Sehen Sie! die Särge der gemeinen Leute werden in den Gräbern so schwer mit Erde bedeckt, daß sie nicht herauskommen

können,

können, sondern elendiglich darinne ersticken müssen: daß man es also nicht gewahr wird, wenn einer im Grabe wieder aufwacht. Im hochadelichen Gewölbe konnte dieses aber leichter bemerkt werden, und darum hat es Gott wohl geschehen lassen. Mir schaudert die Haut, wenn ich denke, daß vielleicht schon mancher von unsern Nachbarn so lebendig begraben worden ist. Aber doch sey Gott gelobt und gedankt, daß er uns nun die Augen geöffnet hat! Das muß sie trösten, lieber Herr, daß die Selige eine so fromme gute Christin war, die gewiß einen schönen Tod gehabt hat, und daß sie sich nun im Himmel darüber freuen wird, wenn ihre letzte martervolle Stunde hier auf Erden Ursache ist, daß von nun an hier im Dorfe und vielleicht in der ganzen Gegend alle Menschen vor solchem Unglück bewahret bleiben. "Und wie soll das geschehen? fragte der Junker." Das verdient, daß wir recht sorgfältig darüber nachdenken, antwortete der Herr Pfarrer, und dazu möchte jetzt nicht Zeit genug vorhanden seyn: weil der Leichenwagen schon angespannt ist. Darauf begleiteten sie den Leichnam des seligen Herrn in aller Stille zu Grabe, und schieden traurig von einander.

Drittes Capitel.

Durch Schaden wird man klug.

Des andern Tages, nachdem der Leichnam der seligen Frau von **Mildheim** wieder ordentlich in den Sarg gelegt, und der verstorbene Herr zwischen seinen beyden Frauen in dem Gewölbe beygesetzt war, wie ers verordnet hatte: so gieng der Herr Pfarrer zu dem jungen Herrn und besprach sich mit ihm darüber, wie sie das einrichten wollten, daß niemand mehr lebendig begraben werden könnte. Bey dieser Gelegenheit kamen sie auch auf allerhand andre Unglücksfälle zu sprechen, welchen der Mensch durch Vorsicht und Ueberlegung

entgehen,

entgehen oder aus welchen er sich, mit dem christlichen Beystand anderer, wieder heraus helfen kann, wenn er darein gerathen ist. Alle beyde bedauerten sehr, daß die Bauersleute bey solchen Gelegenheiten oft allein deswegen den größten Schaden leiden müssen, weil sie nicht wissen, wie sie sich helfen sollen; und weil sie zu wenig Lust und Muth haben, guten Rath zu befolgen; besonders wenn man ihnen neue Mittel vorschlägt, die sie nicht von ihren Vorfahren gelernt haben. Ueber diesem Gespräch fiel dem jungen Herrn ein, daß er ein gar besonderes Buch von der Universität mitgebracht habe, welches das **Noth- und Hülfs-Büchlein** heisse, und worinne allerley Mittel gegen die Unfälle, die dem Menschen und dem Vieh begegnen, beschrieben wären. Dieses suchte er hervor, um zu sehen, ob nicht auch darinn stünde, wie man hindern solle, daß die Gestorbenen nicht eher begraben würden, bis man sicher sey, daß sie im Grabe nicht wieder aufwachen könnten? Und sie fanden nicht allein dieses in dem **Noth- und Hülfs-Büchlein**, sondern auch viel mehr Dinge, welche, wie der Herr Pfarrer meynte, seinen Zuhörern sehr nützlich seyn könnten. Sie beschlossen daher, nach einigen Tagen die Gemeinde zu versammeln, und ihr fürs erste das Capitel von den Begräbnissen daraus vorzutragen, und da zu hören, ob die guten Leute wohl gewilliget seyn möchten, sich das ganze Büchlein bekannt machen zu lassen. Der Herr Pfarrer **Wohlgemuth** hatte sonst schon die Gewohnheit, daß er dazu gieng, wenn die Hausväter der Gemeinde zusammen kamen, sich über wichtige gemeine Angelegenheiten zu berathschlagen, und die Gemeinde sah dieses recht gern: weil er als ein erfahrner Mann oft guten Rath zu geben, und durch sein liebreiches Wesen die Gemüther in Einigkeit und Frieden zu erhalten wußte. Diesmal trat er nun auf und that folgende Anrede an die versammelten Hausväter.

Vier-

Viertes Capitel.

Der Herr Pfarrer Wohlgemuth spricht mit der versammelten Gemeinde von Mildheim, wegen des erschrecklichen Unglücks der seligen Frau Hauptmännin.

Meine lieben Freunde!

Unser junger gnädiger Herr hat mir aufgetragen, Euch heute in seinem Nahmen Etwas zu melden, das Ihr recht bald und willig Ihm und euch selbst zu Liebe thun sollet. Ihr wißt es alle, was wir leider, Gott erbarm es! für ein Unglück an der seligen gnädigen Frau erlebt haben. Wer nur einen Funken von Menschenliebe und von Christenthum hat, dem muß die Haut schaudern vor Entsetzen, daß es ihm einmahl eben so gehen, oder daß er seine Frau, sein Kind, seinen Vater und Mutter noch lebendig unter die Erde bringen möge; wo sie denn eines jämmerlichern Todes sterben müssen, als die armen Sünder auf dem Rade, oder am Galgen. Gott erbarme sich unser, daß dieses bey uns nicht wieder geschehen mag! Ihr seht aber an dem Exempel der gnädigen Frau, daß es geschehen kann. Ich habe daher das gute Zutrauen zu Euch, daß ihr den Vorschlag, den Euch der gnädige Herr durch mich thun läßt, ein so großes Unglück in Zukunft zu verhüten, gern annehmen werdet. "Wohlehrwürdiger Herr, so fiel ihm hier der Schulze, Anton Schmid genannt, in die Rede, wir wollen gern alles thun, damit wir nicht in so große Sünde und Unglück fallen; wenns auch der Gemeinde etwas kosten sollte!" — Mit den Kosten hat es hierbey nichts zu sagen, Herr Schulze, versetzte der Herr Pfarrer: es kommt blos darauf an, daß wir von der bisherigen Gewohnheit abgehen, die Verstorbenen gleich nach ein oder zweymal 24 Stunden zu begraben, und

daß

daß wir keinen eher unter die Erde bringen, bis man gewiß ist, daß er todt sey; da es denn mit gutem Gewissen geschehen kann.

"Aber Eure Wohlehrwürden, sagte ein Vorsteher der Gemeinde: wer kann das auf seine Seele nehmen? Wir verstehen ja nicht, was dazu gehört, daß man gewiß wisse, ob ein Mensch recht todt sey, oder nicht? Und wenns auch unser Bader verstünde, der wird es nicht unter einen Gulden thun, und für arme Leute hält es so schon schwer, die Begräbnißkosten zusammen zu bringen? — "Ihr habt Recht, Freund, es muß den Angehörigen des Verstorbenen, die schon mit der Krankheit Kosten und Versäumniß gehabt haben, nicht einen Pfenning mehr kosten. Die Sache ist aber von der Beschaffenheit, daß jeder verständige Hausvater, wenn er etwa noch einen Nachbar zu Rathe zieht, das Nöthige selbst besorgen und sein Gewissen dabey verwahren kann: wenn er nur die Vorschrift befolgt, die ich Euch jetzt bekannt machen will. Diese Vorschrift steht in einem Buche, das der junge Herr von der Universität mitgebracht hat, und welches ein ganz sonderbares Buch ist, voll lauter Geschichten und Mittel, wie man sich in allerhand Unglücksfällen durch Rath und That helfen kann, mit vielen schönen Bildern geziert. Auswendig ist es genannt: Das Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute. Darinn steht in der 41sten und folgenden Nummern deutlich beschrieben, wie mans machen soll, daß kein Mensch begraben werde, der nicht recht todt ist."

Die Leute wollten nun diese Vorschrift gern hören, und der Herr Pfarrer las sie ihnen vor, wie sie hier folget.

Fünf-

Fünftes Capitel.

(Nro. 41. des Noth- und Hülfs-Büchleins.)

Der Herr Pfarrer liest aus dem Noth- und Hülfsbüchlein die Vorschrift: was man thun soll, daß bey Sterbefällen die Leute nicht eher begraben werden, bis sie todt sind.



Bis ich todt bin, begrabt mich nicht!
Sonst klag ich es vor Gott's Gericht.

Man hat leider! gar viele und klägliche Exempel daß Leute sind begraben worden, welche nicht wahrhaftig todt waren: sondern nur in tiefen Ohnmachten lagen. Ein Mensch ist nähmlich nicht gleich todt, wenn er nicht mehr hört, nicht sieht, sich nicht bewegt, und nicht mehr Athem holt. Er kann ganz kalt, starr und steif seyn, und lebt doch noch. Er kann sogar blaue Flecken am Leibe haben und die Augen können ihm gebrochen seyn, und ist doch nicht todt. Solche tiefe Ohnmachten entstehen, wenn das Blut auf-

hört

hört in den Adern zu fließen, und wenn das Herz und der Puls still steht. Aber da ist der Mensch noch nicht todt: (sondern er stirbt alsdenn erst, wenn das Blut in seinen Adern gerinnt, und sich scheidet, wie saure Milch. Da geschieht erst der rechte Tod. Bey jungen Leuten geschieht es nun öfter, als bey alten, daß sie aussehen, als wären sie todt, und sind es nicht. Doch ist zu Waltershausen in Sachsen-Gotha auch eine Frau von 70 Jahren wieder erwacht, als sie schon abgewaschen und angekleidet war. Ihr Schwiegersohn wollte mit Hülfe einer Nachbarin die Leiche aus dem Bett heben. Da sagte die Nachbarin: er solle sie bey der großen Fußzehe anfassen; weil man den Glauben hat, die Todten kämen nicht wieder, wenn man es so mache. Ob nun wohl kein Todter, der wirklich todt und begraben ist, wieder kommen kann: so that es der Mann doch. Und siehe da! was geschieht? Die alte Mutter richtet sich auf! und streckt ihre Arme nach dem Schwiegersohne aus, der vor Schrecken fast zu Boden sinkt. Sie lebte nun noch drey Tage, ehe sie wirklich starb. Die Frau wäre also gewiß im Grabe wieder aufgewacht, wenn man sie zu bald begraben hätte: welches aber in Sachsen-Gotha von der Herrschaft verboten ist.

Die Krankheiten, bey welchen der Mensch so sehr von Sinnen kommen und ohnmächtig werden kann, als ob er todt wäre, sind Schlagflüsse, Steckflüsse, Blutflüsse, fallende Sucht, Starrsucht, Schlafsucht, Mutterbeschwerden, Milzsucht, Darmgicht, Pest. So auch wenn Mutter oder Kinder über der Geburt oder gleich darnach verscheiden, oder wenn die Mutter stirbt, ehe sie gebohren hat, da das Kind noch leben kann. Am öftersten geschieht es aber, wenn Leute, die sonst gesund sind, plötzlich ums Leben kommen, es sey durch innerliche Zufälle, oder durch äußerliche. Daher denn

auch

auch Ertrunkene, Erhenkte, von bösen Dünsten Erstickte, vom Blitz getroffene, Erfrorne, vor Freuden oder Schrecken gestorbene, schwer gefallene, oder an einer Wunde verblutete nicht für todt, sondern nur für ohnmächtig zu halten sind: bis man ordentlich probirt hat, ob sie noch Leben in sich haben. Auch muß man besonders vorsichtig bey solchen seyn, welche sonst zu Zeiten Ohnmachten gehabt haben.

Es giebt aber kein ganz gewisses Zeichen des wirklichen Todes, als den faulen Todtengeruch, den jedermann unterscheiden kann: und wenn dieser sich einstellt, fangen die Leichen auch an, zu gähren, so daß der Schaum vor den Mund tritt, und schwarzblaue Flecken am Leibe zum Vorschein kommen. Dieses muß man bey jedem Verstorbenen abwarten, ehe man ihn begräbt: aber länger braucht man nicht zu warten. Wenn sich diese Zeichen auch schon etliche Stunden nach dem Absterben einstellen, so ist der Tod doch gewiß.

Damit nun kein Mensch begraben werde, ehe diese Zeichen wirklich da sind, so muß

1) jeder Hausvater, der kein Mörder an den Seinigen werden will, selbst darauf sehen, daß aus seinem Hause keine Leiche eher hinaus getragen werde, bis sie anfängt, nach der Verwesung und Fäulniß zu riechen.

2) Damit man in der Zeit, bis die sichern Zeichen des Todes kommen, die Kranken nicht etwa durch Unvorsichtigkeit ums Leben bringe: so muß man ihnen, wenn es scheint, als wollten sie sterben, ja nicht das Kopfküssen wegziehen. Dieses ist eine sehr gottlose Gewohnheit. Denn mancher stirbt alsdenn, weil das Blut mehr nach dem Kopfe zu treibt, an einem Schlagflusse, der sich wieder erholt hätte, wenn man ihm das Kopfküssen gelassen hätte.

3) Man muß einen Kranken, mit dem es wirklich aus zu seyn scheint, doch nicht gleich den Augenblick aus dem Bette nehmen, und wenns Winter ist, aus der Stube hinausbringen: sondern man muß ihn 3 bis 4 Stunden noch im Bette warm zugedeckt lassen.

4) Ist

4) Ist ihm nun beym Absterben allmählig die Nase spitzig worden; sind ihm die Schläfe eingefallen, die Augen tief in den Kopf gesunken, die Ohren kalt worden; ist die Haut auf der Stirn hart und gespannt, und die Farbe schwarz oder bleich geworden: so mag man ihn nach 3 oder 4 Stunden abwaschen und aufs Stroh legen, und nun warten, bis der faule Todtengeruch kommt, ehe man ihn begräbt.

5) Sieht aber ein Verstorbener im Gesicht noch ziemlich unverändert aus, oder ist er schnell gestorben: so muß man ihn nicht eher aus dem Bette nehmen, bis man probirt hat, ob noch Leben in ihm sey, und ob es wieder erregt werden könne? Deswegen muß man auch den Arzt oder Wundarzt nicht abweisen, wenn die Kranken todt zu seyn scheinen: sondern man muß diese vielmehr nun erst herbeyrufen, daß sie zusehn, ob es der rechte Tod ist, und in zweifelhaften Fällen anordnen, wie man die Proben machen soll. Sind diese gemacht und helfen nicht: so wartet man mit der Beerdigung doch noch, bis die oben beschriebenen Zeichen des Todes, nämlich der Geruch und die schwarzblauen Flecken kommen; wenn es auch mehrere Tage dauern sollte.

6) Müssen die Tischler oder Schreiner, welche die Särge machen, wenn sie Meister werden wollen, sich von einem von der Obrigkeit dazu bestellten Arzte unterrichten lassen, daß sie die rechten Kennzeichen des Todes unterscheiden lernen. Eher müssen sie das Meisterrecht nicht erhalten, bis sie ein Attestat von dem Arzt bringen, daß sie dieses verstehen. Alsdenn muß man sie darauf verpflichten, daß sie es sogleich bey der Obrigkeit anzeigen, wenn sie beym Maaßnehmen zum Sarge finden, daß die verstorbene Person vielleicht nur in einer Ohnmacht liegen könne. Auch dürfen sie den Deckel zum Sarge nicht eher abliefern, bis die Leiche anfängt zu riechen.

7) Es muß in jeder Gemeinde eine gewisse Frau von der Obrigkeit des Orts dazu bestellt seyn, die Todten abzuwaschen, anzukleiden und mit Hülfe des Tischlers in den Sarg zu legen. An vielen Orten nennt man eine solche Frau die Todtenfrau. Diese muß nun eine verständige Person seyn, und muß auch zu unterscheiden wissen, ob ein Mensch wirklich tod sey, oder vielleicht nur in einer tiefen Ohnmacht liege? Und so muß man auch verständige Leute zu Todtengräbern nehmen, welche davon Bescheid wissen

8) Es ist ein löblicher Gebrauch, auf dem Gottesacker die Särge, ehe sie eingesenkt werden, noch einmal zu öffnen, und die Todten von den Begleitern anschauen zu lassen, um desto ge-

gewisser zu seyn, daß sie todt sind; nur darf es nicht geschehen, wenn sie eine ansteckende Krankheit gehabt haben. Der Geistliche kann dazu sprechen: Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Er blühet, wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet: so ist sie nimmer da; und ihre Stätte kennet sie nicht mehr (Ps. 103. v. 15. 16.)

Sechstes Capitel.

(Nro. 42. des Noth- und Hülfsbüchlein.)

Was man mit Leuten machen soll, von denen man nicht gewiß weiß, ob sie todt sind.



Schlägt deine Hülfe auch nicht an:
Hast du doch deine Pflicht gethan.

Wer sein Gewissen verwahren will, muß es in solchen Fällen machen, wie der berühmte Doctor Brühier in Frankreich that. Dieser wurde zu einem Edelmann, der am hitzigen Fieber krank lag, aufs Dorf gerufen, und kam zu spät. Es war schon alles zum Begräbniß fertig: nur sollte der Leiche, wie es bey vornehmen Leuten geschieht, erst vom Doctor

der Leib aufgeschnitten werden, um zu sehen, was dem Verstorbenen eigentlich gefehlt habe. Aber zwey Geistliche, welche in der Kammer, wo die Leiche stand, wachten, um die gewöhnlichen Gebete dabey zu verrichten, fiengen an, sich darüber zu streiten, welcher von beyden sie begraben und das Begräbnißgeld bekommen solle? Da gieng der Doctor hinein und redete ihnen zu, daß sie ruhig seyn möchten. Bey der Gelegenheit sah er auch nach dem Verstorbenen, und fand, daß er kein recht todtenmäßiges Ansehen hatte. Sogleich ließ er ihn in ein warmes Bett legen, und setzte ihm Schröpfköpfe auf die Brust, zwischen die Schultern und auf die Dickbeine — und schröpfte diese Theile. Den ganzen Leib ließ er mit groben gewärmten und mit Wacholderbeeren durchräucherten Tüchern reiben, und beym Reiben den Bauch sanft nach der Brust zu drücken. Da es noch nicht helfen wollte, legte er Spanisch-Fliegenpflaster hinter die Ohren. An die Füße ließ er gewärmte Ziegelsteine legen, und die Fußsohlen mit Bürsten reiben. Nach und nach fieng der Edelmann wirklich an, wieder Zeichen des Lebens von sich zu geben. Nun hielt man ihm heißes Brod unter die Nase, und goß ihm etliche Löffel warmen spanischen Wein ein. Da fieng er an, zu schlurfen und that die Augen auf, die man, so wie die Schläfe, mit Wein angestrichen hatte. Er erzählte nun alles, was zwischen den beyden Priestern vorgefallen war, welches er in der Ohnmacht gehört hatte, ob er gleich weder reden, noch ein Glied regen konnte. Der Arzt stellte auch seine Gesundheit wieder her, so daß er noch ganzer zehn Jahre lebte.

Desgleichen kam ein Kaufmann in London zwey Tage nach dem Tode seiner Frau von einer Reise nach Hause, eben als man sie zu Grabe trug. Er wollte verzweifeln vor Traurigkeit, so lieb hatte er sie. Er ließ daher nicht nach, man mußte wieder umkehren mit der

Leiche.

Leiche. Um nun von ihrem Tode gewiß zu seyn, ließ er ihr an verschiedenen Orten des Leibes kleine Einschnitte mit einem scharfen Messer machen, und Schröpfköpfe ansetzen. Deren hatte man schon 25 vergebens gesetzt, als die Frau beym 26sten auffuhr und schrie: Ach! was quält ihr mich so? Sie erwachte nun ganz, und wurde wieder gesund. Und solcher Exempel könnte man wohl hundert anführen, welche christliche Aerzte und Obrigkeiten der Wahrheit gemäß aufgezeichnet und zur Warnung bekannt gemacht haben: damit nicht der Mann an seinem Weibe, das Weib am Manne, die Eltern an den Kindern, die Kinder an den Eltern, oder Freunde an Freunden durch Nachläßigkeit bey dem Begraben zu Mördern werden.

Hier war die Nummer aus und der Herr Pfarrer hörte auf zu lesen, und sprach noch dieß und jenes über die Sache. Einige der angesehensten Hausväter erboten sich auch gleich: wenn der gnädige Herr den Tischler und die Todtenfrau bey einem Doctor von der rechten Beschaffenheit des Sterbens unterrichten ließe, so wollten sie auch mitgehen, weil sie sich nicht vor Todten scheuten: und wollten dann selber mit darauf sehen, daß in der Gemeinde kein so grosses Unglück wieder geschehen möge.

Einige Anwesende hatten aber beym Vorlesen dem Herrn Pfarrer über die Achsel ins Buch gesehen, und hatten gemerkt, daß eben ein schönes Bild folgte, wie er aufhörte zu lesen. Diese baten ihn: er möchte doch noch etwas lesen, weils noch hoch am Tage und Sonntag wäre; denn es gefiel ihnen gar zu wohl. Dieses that er recht gern und las also noch die beyden folgenden Nummern.

Siebentes Capitel.

Der Herr Pfarrer liest Nro. 43 und 44, welche lehren, wie man mit erfrornen Leuten umgehen soll.



Hilf deinem Nächsten in der Noth,
Was du ihm thust vergilt dir Gott.

Erfrorne Leute sind oftmals, wenn sie nicht gar zu lange in der Kälte gelegen haben, nicht wirklich todt, sondern nur erstarrt, und man kan sie wieder aufthauen wie einen gefrornen Apfel; wenn man vorsichtig mit ihnen umgeht. So begab sichs, daß der Schinder zu Kalbsdorf seine beyden Söhne über Land schickte am 26sten December, da eben ein ziemlicher Schnee lag, der vor Kälte unter den Füßen knitterte. „Jungens, sagte er, geht frisch drauf los, und sauft mir keinen Brandtwein unterwegs! der macht müde und dämisch in der Kälte, und wenn sich da einer einmahl niedersetzt und ausruhen will: so muß er erfrieren, da ist keine Rettung! Trinkt lieber eine Kanne Bier: kalt Bier wärmt, wenn man drauf marschiert." Michel, der älteste Sohn des Schinders, gehorchte seinem Vater, und da

da sie eine Strecke zusammengiengen, so enthielt sich auch Töffel, der jüngste, des Schnapsens, bis sie von einander schieden; weil sie an verschiedene Orte zu gehen hatten. Nun kehrte Töffel im nächsten Wirthshause ein und nahm einen Schnaps; im zweyten wieder einen, und da er in die Stadt kam, wo er Häute verhandeln sollte, setzten ihm die Kaufleute auch ein Gläschen vor. Er that Bescheid, schloß den Handel und gieng wieder nach seiner Heimath zu. Der Weite nach hätte er diese auch bey guter Zeit erreichen können: aber es wurde Nacht, und er kam nicht. Da thaten seine Leute fast kein Auge zu vor Angst, und mit Tages Anbruch machten sich sein Vater und Bruder mit dem Pferde auf den Weg, um zu sehen, wo er geblieben sey? Und siehe da! ganz nahe hinter dem zweyten Dorfe fanden sie ihn ganz hart gefroren am Wege liegen. Sie banden ihn aufs Pferd und brachten ihn ins Dorf, wo sie die Leute ansprachen, daß sie den unglücklichen Menschen aufnehmen, und ihm für Geld und gute Worte ein Bette geben sollten: weil er vielleicht noch nicht todt wäre. So klopften sie an 5 bis 6 Thüren und baten darum. Weil aber die Bauern sahen, daß es der Schinder war: so schmissen sie ihre Fenster geschwind wieder zu, und guckten durch die Löcher, um zu sehen, wie das Ding ablaufen würde. Endlich kamen sie an die Thür eines verständigen und frommen Mannes, der dachte an die Geschichte des barmherzigen Samariters im Evangelium, und was der Herr Jesus dabey gesagt hatte. Und der that ihnen die Thür auf, ließ den erstarten Burschen ins Haus bringen und rief seinen Nachbar, den Schulmeister Grützmüller, welcher in solchen Sachen gut Bescheid wußte. Dieser kam, als man eben den erstarrten Leichnam in die warme Stube tragen wollte. Halt! schrie er, um Gottes Willen nicht! Ihr ermordet den Menschen, wenn er noch lebt! Und so stieß er die Leute zurück, und machte in aller

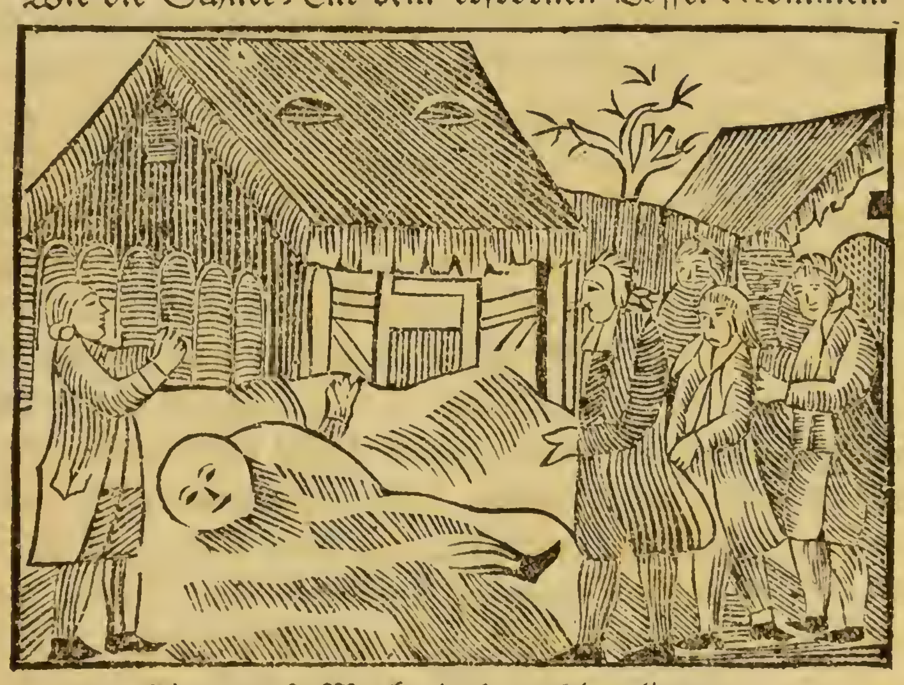
Eile auf der Hausflur (Haus-Ern, Diele) ein Lager von Schnee, etwa zwey Hände hoch. Zugleich ließ er den Erfrornen nackend ausziehen und die Kleidungsstücke, welche nicht losgiengen, herunter schneiden. Darauf legte er ihn auf den Schneehaufen und ließ mehr Schnee bringen, und bedeckte damit den ganzen nackenden Menschen über und über, daß weiter nichts frey blieb, als der Mund und die Nasenlöcher. Den Schnee drückte er auch überall fest an, etwa zwey bis 3 Finger dick, und wenn er da oder dort zu schmelzen anfieng, legte er frischen Schnee auf das Fleck. Der Vater und Bruder und die übrigen Leute wollten es erst schlechterdings nicht leiden, daß es der kluge Schulmeister so machen sollte. Sie meinten, der Mensch müßte auf solche Weise erst recht erfrieren. Aber weils ruchbar wurde im Dorfe, was für ein Unglück geschehen sey: so kam der Herr Pastor auch dazu, und der trat auf die Seite des Schulmeisters, und lobte ihn, daß ers recht gemacht hatte. Während dessen, daß die Leute nun so da standen und warteten, was daraus werden wolle, fragte der Herr Pastor: ob der Hausfrau etwa Aepfel erfroren wären, so wie es ihm gegangen sey? Und das traf gerade zu. Da ließ er einen solchen erfrornen Apfel auf den warmen Ofen legen, und einen andern legte er in ein Gefäß mit Wasser, das er frisch aus dem Bache schöpfen ließ, und zu dem er noch zerstoßenes Eiß hinzu that, damit es kälter würde. Da nun der Apfel eine Viertelstunde darinne gelegen hatte, war er wieder so schön und fest, als ob er nicht gefroren gewesen wäre. Dagegen der andre, der auf dem Ofen aufgethaut war, hatte Farbe und Geschmack verloren. Da sehet ihr Leute, sagte er nun: die stärkere Kälte zieht den Frost heraus: aber schnelle Wärme macht, daß sich die Theile, die der Frost zusammengezogen hat, zu geschwind wieder ausdehnen. Darum ist das Fleisch des gewärmten Apfels mehlicht

und

und faulicht geworden, und ein erstarrter Mensch muß ohne Barmherzigkeit sterben, wenn man ihn bey den heissen Ofen bringt: weil sein Geblüt durch die geschwinde Ausdehnung von der Wärme eben so, wie das Fleisch und der Saft des Apfels, aus der Ordnung kommt. Wenn euch Rüben, Möhren, und dergleichen erfrieren, könnet ihrs wohl eben so machen, wie ichs da mit dem Apfel gemacht habe, und da wäre das Wurzelwerk vielleicht noch fürs Vieh zu brauchen. Doch habe ich das noch nicht probirt: weil mir in meinem Keller noch nichts erfroren ist. Ihr könnts selbst versuchen! Aber Würste, die steinhart gefroren waren, habe ich auf solche Art wieder zurecht gebracht, daß sie gut blieben: dagegen andere, die ich nicht in Eiswasser aufgethaut hatte, im Sommer nicht mehr zu essen waren.

44.

Wie die Schnee-Cur dem erfrornen Töffel bekommen.



Ein gutes Werk, das wohl gelingt,
Die größte Lust auf Erden bringt.

Als der Herr Pastor noch so sprach, wurde der Schulmeister auf einmal über und über roth im Gesicht vor

vor Freuden, that den Mund halb auf, und hob die Hände in die Höhe, als ob er Gott danken wolle, daß ihm sein gutes Werk gelungen sey. Er hatte bemerkt, daß der erstarrte Mensch zwischen dem Schnee hindurch wieder anfieng, Athem zu schöpfen. „Frisch zu! schrie er nun, Frau Nachbarin! ein warmes Bett zurecht gemacht! und Tücher und Lappen gewärmt!" Wahrhaftig, Töffel fieng an, mit einem Gliede nach dem andern sich zu regen, und sein Vater und Bruder jauchzten vor Freuden, und hätten den Schulmeister beynahe erdrückt vor lauter Liebe und Dankbarkeit. Dieser trocknete nun den Schnee sogleich mit warmen, aber nicht heißen Tüchern ab. Alsdenn legten sie den Kranken in ein warmes Bett, das sie in einer Stube hingestellt hatten, wo nicht eingeheitzt war: weil dieses schädlich ist. Er ward nun am ganzen Leibe immer röther und fühlte ein gewaltiges Jucken und Brennen, welches eben das Zeichen war, daß der Frost aus den Gliedern heraus gieng. Nur der rechte Fuß blieb noch weiß, und er fühlte nichts daran. Diesen setzte der Schulmeister wieder in ein Gefäß voll Schnee, unter welchen er ein Paar Hände voll Salz mengen ließ, und ließ ihn darinne, bis er roth wurde und wieder Leben in ihm kam. Er sagte dabey: so müsse mans machen, wenn einer nur einen Fuß, oder eine Zehe, oder ein anderes Glied erfroren hätte, und wenns die Nase oder ein Ohr wäre, so könnte man den Schnee in Tüchern darauf legen. Sobald Töffel schlucken konnte, gab er ihm eine Schaale Thee von Hollunder- oder Fliederblüthen mit einem Löffel voll Essig und einer Messerspitze voll Honig vermischt. Der Doctor aus dem nächsten Flecken war nun unterdessen herzu geholt worden. Dieser fragte gleich: ob man dem Patienten zur Ader gelassen habe? darauf sagte der Schulmeister „Nein, Herr Doctor, das ist zu gefährlich. Ich weiß daß in solchen Fällen ein Aderlaß tödten kann, und daß

man

man damit warten muß, bis es der Arzt für nöthig findet." Der Doctor that es nun, und hernach verordnete er ein Pulver von 2 bis 3 Gran Kampfer mit 10 Gran reinen Salpeter und einem Scrupel Magnesia Salis amari vermischt, und befahl, daß man davon alle 3 Stunden eine Messerspitze voll in Brunnenwasser eingeben, und eine Schaale Thee nachtrinken lassen solle. Die Stube ließ er nun allmählich warm machen, und der Patient mußte in etlichen Tagen nichts essen, als Suppen: aber keine hitzigen Wein= oder Biersuppen. Brandtwein sollte er ja nicht trinken, bis er völlig hergestellt sey. Vor dem Weggehen gab der Doctor den Leuten noch die Lehre; wenn sie in starker Kälte weiter gehen müßten, sollten sie, statt des Brandtweins, ein oder zwey kleine Gläsſerchen guten Essig trinken, welcher erwärme und munter erhalte. Sie sollten auch vor dem Weggehen, und unter Weges, dem Magen etwas zu thun geben, und harte Speisen, als Klöse, Geräuchertes und dergleichen essen. Die Hände und Füße sollten sie vorher mit Talg oder Oel reiben, und die Nase, Lippen und Ohren mit Bier waschen, in welches Oel oder Talg getröpfelt worden. Das nothwendigste aber sey, immer frisch fort zu wandern, und sich nicht zu setzen, wenn auch die Lust zum Schlafen noch so stark wäre. Er erzählte auch einen Fall, daß er einmal einen Erfrornen, der schon zwey Tage gelegen, wieder aufgethauet habe.

Töffel wurde also durch den Beystand des frommen christlichen Mannes, der ihn in sein Haus und Bett aufnahm, und durch die Klugheit des Schulmeisters wieder lebendig, und weil seine Leute alles ordentlich brauchten, was der Doctor vorgeschrieben hatte; so wurde er bald völlig wieder gesund. Sein Vater war darüber ganz außer sich vor Freuden. Er wollte auch, weil er ein wohlhabender Mann war, alles bezahlen, was ihm die Leute zu Liebe gethan hatten. Der

Bauer

Bauer nahm aber nichts von ihm, weil ers nicht brauchte: sondern nur der Schulmeister, der leider! wie die meisten Herrn Schulmeister, ein sehr geringes Einkommen hatte, der nahm einen Thaler von ihm. Wie nun alles zu Stande war, und die Leute auseinander gehen wollten, da trat ein Nachbar, welcher der Sache mit Verwunderung zugesehen hatte, auf und sagte: aber nichts für ungut, Herr Gevatter Schulmeister! Wenn nun einer das Unglück hat und erfriert eben, wenn kein Schnee liegt? Wie sieht es da aus? Da ist auch Rath zu schaffen, Gevatter Jochen, antwortete der Schulmeister. Da nimmt man eiskaltes Wasser und zerstößt große Stücken Eis und thut es hinein, damit es noch kälter wird. Alsdann nimmt man leinene Tücher, legt sie zwey oder dreyfach zusammen, taucht sie in das kalte Wasser und legt sie fest um den erfrornen Körper herum, wie ichs mit dem Schnee gethan habe, und wo ein Fleck trocken werden will, legt man immer frische Tücher auf, bis die Wirkung folgt. „Nun das ist doch recht schön, daß der Herr Gevater so in der Noth zu rathen und zu helfen weiß, sagte der Mann; der liebe Gott mag ihm auch helfen, daß es ihm wohlgehe!" Jedermann verwunderte sich nun über diese Geschichte, und wie der Sonntag kam, da predigte der Geistliche des Orts gar schön über das Evangelium vom barmherzigen Samariter, und lobte den Mann, der seinem Nächsten in der Noth die Thür aufgethan hatte, ob es gleich der Schinder gewesen wäre. Die Geschicklichkeit des Schulmeisters wußte er auch wohl zu rühmen. Den Bauern aber, die dem Verunglückten die Fenster vor der Nase zugeschlagen hatten, las er den Text so kräftig aus Matthäi am 25sten im 41 bis 43sten Vers, daß sie in sich giengen, und sich fest vorsetzten, in Zukunft jedem Menschen beyzuspringen, der in der Noth wäre; er sey wer er wolle.

Achtes Capitel.

Was sich mit dem Noth- und Hülfsbüchlein in der Gemeine zu Mildheim weiter begeben.

Hier hörte der Herr Pfarrer auf zu lesen, indem die Dämmerung allmählig heran kam. Aber die Geschichte vom Schinder zu Kalbsdorf hatte den Leuten so wohl gefallen: daß sie ihrem lieben Pfarrer die Hand reichten und ihm dafür dankten. Einer sagte: er wolle gern noch ein Paar Stunden zuhören, und fast alle waren eben der Meynung. Etliche ließen sich auch verlauten, daß sie das Buch mit nach Hause nehmen wollten; es stünde wohl auch etwas darinne, daß sie ihren Weibern auf dem Abend vorlesen könnten. Der Herr Pfarrer sagte aber: er dürfte dieses ohne Wissen des gnädigen Herrn nicht thun. Jedoch wolle er die Capitel die er ihnen vorgelesen hätte, insbesondere die Vorschrift wegen des Begrabens der Verstorbenen, durch den Herrn Schulmeister abschreiben lassen, und von dessen Abschrift sollten sie die größten Schulknaben wieder abschreiben, und jeder Hausvater, der Geschriebenes lesen könne, sollte alsdenn eine solche Abschrift bekommen. Dieses war den Leuten recht, und sie giengen vergnügt nach Hause. Da erzählten sie nun ihren Weibern und Kindern alles, was sie gehört hatten, die sich gar sehr darüber verwunderten, daß der Prediger solche Dinge sollte vorgelesen haben. Noch mehr wunderten sich aber manche, daß ihre Männer so bald nach Hause kamen; und noch dazu aus der Schule, nicht aus dem Wirthshause. Denn sie hatten sonst die Gewohnheit, daß sie des Sonntags Nachmittags aus der Kirche bald in das Wirthshaus giengen, und daselbst trancken. Viele ließen sich auch daselbst des Abends für Geld zu essen geben, und kamen erst spät in der Nacht zu ihren Weibern und Kindern nach Hause.

Und heute kamen sie so bald, aßen mit Frau und Kindern, was der liebe Gott bescheret hatte, und giengen erst nach dem Essen ins Wirthshaus zum Trinken. Dem Wirth gefiel es freilich übel, daß seine Stube den ganzen Nachmittag leer war, und daß er seine Bratwürste selbst essen mußte. Er fieng auch an zu sticheln und lose Reden zu führen wider den Herrn Pfarrer, daß er ihm die Gäste verführte, und daß er die ganze Gemeine bey lebendigen Leibe in dem Himmel heben wolle; da denn die gnädige Herrschaft zusehen möge, wo sie die Trankſteuer her bekäme. Dergleichen und mehr unnütze Worte ließ er fallen. Es stimmte aber keiner von den Gästen mit ein: sondern sie erzählten ihm vielmehr, wie sie den Nachmittag mit dem Herrn Pfarrer fast vergnügter zugebracht hätten, als sonst bey der Karte. Da ließ es der Wirth gut seyn, um sie nicht aufrührisch zu machen: daß sie nicht etwa auch des Abends aus seinem Hause wegblieben. Die Bauern sprachen dann noch vieles von dem erschröcklichen Unglück, wenn einer im Grabe wieder aufwache und von dem erfrornen Sohn des Schinders zu Kalbsdorf. Ein jeder sagte, was ihm dabey einfiel, und die meisten meynten, wenn der Schinder mit seinem erfrornen Sohne zu ihm gekommen wäre, so hätten sie ihm wohl auch das Fenster vor der Nase zugemacht: aber doch mußten sie alle den Mann loben, der so fromm und christlich an ihm gehandelt hatte. Endlich wurden sie darüber einig, daß sie den Hrn. Pfarrer bitten wollten, daß er ihnen öfters so etwas aus dem Noth- und Hülfsbüchlein vorläse, wenn sie es nicht selber von dem gnädigen Herrn bekommen könnten. Der Schulze nahm es auf sich, dieses dem ehrwürdigen Herrn zu melden, und dann bezahlte jeder seine Zeche und giengen fröhlich nach Hause. Der Schulze trug gleich den folgenden Tag dem Herrn Pfarrer das Verlangen

der

der Gemeine vor, und dieser sagte es dem gnädigen Herrn. Dem war es nun eben recht, daß die guten Leute gern wissen wollten, was weiter in dem Büchlein stünde. Denn gute Herrschaften sehen es gern, wenn ihre Unterthanen eine löbliche Neugierde nach nützlichen Dingen beweisen. Er beschloß daher, dieses Büchlein für die Kinder seiner lieben Unterthanen in die Schule zu schenken, wo es die Erwachsenen auch zu lesen bekommen könnten. Würden nun die Kleinen vieles daraus lernen und die Grossen von den guten Vorschlägen, die darinne stünden, manches ins Werk richten: so solle es ihm eine herzliche Freude seyn. Am besten wäre es aber, wenn sie den Herrn Pfarrer ersuchten, nach und nach der Gemeine das Büchlein zu erklären, und könnte dieses wohl gelegentlich in der Kinderlehre geschehen. Dieses ließ er der Gemeine durch den Schulzen sagen.

Neuntes Capitel.

Wie der junge Herr von Mildheim darauf bedacht ist, seines Vaters letzten Willen auszurichten.

Der verstorbene Hauptmann von Mildheim hatte kurz vor seinem Ende noch ein Testament gemacht, worin folgende Punkte die vornehmsten waren.

Im Namen der heiligen hochgelobten Dreyeinigkeit, Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes, und Gottes des heiligen Geistes, Amen.

„Kund und zu wissen: demnach Ich Anton von Mildheim zu Schloß Mildheim Erbgesessen, Herr von und zu Ost- und Westhausen, Seiner Königlich-Preußischen Majestät gewesener Hauptmann von der Infanterie, mit gebührendem steißigem Nachdenken und christlichen Ernst bey mir betrachtet, daß wegen meiner kränklichen Umstände und des habenden Schadens an den Füßen, meine Zeit und Stunde zum seligen Abschied aus dieser Welt einmal unvermuthet eintreten könne: so habe ich mir anjetzt, da ich noch bey guter Vernunft und genugsamen Kräften bin, wohlbedächtich vorgenommen, diesen

diesen meinen väterlichen letzten Willen, Ordnung, Satzung und Testament, gegenwärtig zu errichten, zu setzen, zu machen und zu beschließen.

1) Und zwar anfänglich, weil die Seele nach Gottes Ebenbilde geschaffen, und als der vortreflichste Theil des Menschen billig allen zeitlichen Gütern vorzuziehen ist: So will dieselbe Gott dem Allmächtigen in seine grundlose Güte und Gnade anbefohlen haben; des festen Glaubens, daß am jüngsten Tage er dieselbe mit diesem meinem Leibe wiederum vereinigen, und mich mit Leib und Seele zu der ewigen Freude aufnehmen werde. Deßwegen denn auch mein letzter Wille ist, daß dieser mein Leib in mein Erbbegräbnis allhier in Mildheim bey meinen im Leben liebgewesenen seligen beyden Ehegemahlinnen in der Stille christlich und ehrlich beygesetzt, und zur Ruhe gebracht werden soll, auf die Art und Weise, wie ich meine liebe selige Gemahlinnen beysetzen und zur Ruhe bringen lassen.

2) Die zeitlichen Güter betreffend, so setze zwar alle beyde meine geliebtesten Kinder erster Ehe und also namentlich **Joseph Wilhelm** und **Marien Traugott**, Bruder und Schwester **von Mildheim**, hiermit zu meinen ungezweifelten Erben ein: weil aber meine Tochter das Unglück gehabt, daß sie in ihrer zarten Jugend durch den Gebrauch der schädlichen Schnürleiber ganz und gar an ihrem Leibe verkrüppelt worden, und daher nach den pflichtmäßigen Attestaten derer Aerzte niemalen in den Stande der heiligen Ehe treten, und Kinder gebären kann: So soll diese unglückliche preßhafte Person, meine Tochter **Maria Traugott**, anstatt der ihr gebührenden Erbportion an meinen hinterlassenen baaren Gelde, Capitalien und andern Allodiallstücken, freye Wohnung und standesmäßigen Unterhalt in dem Schlosse **Mildheim** behalten; bis der grundgütige Gott ihrem durch das Zusammenschnüren verursachten Elend des Leibes durch einen sanften Tod ein Ende machen wird.

3) Nächstdem vermache und legire ich dem alten Herrn Pfarrer Rudolph zu Birkenau, der mein Lehrmeister gewesen, 300 Stück Ducaten, als einen geringen Ersatz dafür, daß ich seinen redlichen Eifer in meiner Jugend nicht genug erkannt habe: welche Sünde mir der barmherzige Gott in Gnaden vergeben wolle.

4) Zur Verbesserung der hiesigen Schule zu **Mildheim**, setze ich ein Capital von 5000. Gulden aus, welches auf dem von mir erworbenen Vorwerke **Westhausen** stehen bleiben und jährlich mit 4 Procent verzinset werden soll. Und von diesen

Zinsen

Zinsen soll ein neuer Schullehrer unterhalten werden, die Mägdlein abgesondert von den Knaben zu unterrichten, und sollen sie in dieser Schule, außer dem Lesen, Schreiben und dem Christenthum, auch durch die Frau des Lehrers im Nähen, Strikken, Spinnen und dergleichen unterwiesen werden.

5) Anerwogen nun der gnädige Gott mich mit zeitlichem Vermögen über mein Verdienst und Würdigkeit gesegnet hat, und ich dessen ohngeachtet mein Lebenlang viel Sorge, Verdruß und Kummer gehabt, und das viele Gute, das mir Gott gegeben, nicht recht genießen, noch des Lebens dabey froh werden, auch meinen Nebenmenschen dadurch nicht sonderlich nützen können: So will und befehle ich hiermit, daß mein Sohn Joseph Wilhelm, als mein Erbnehmer, sich hierinne besser vorsehe, und die von der gütigen Hand Gottes ohne sein Verdienst ihm durch mich übergebenen Güter sowol christlich und vernünftig zum Nutzen und zur Wohlfahrt seines Nächsten, insonderheit der ihm untergebenen Gemeinde zu **Mildheim** gebrauche, als auch, daß er dabey selbst froh zu werden suche. Ich will und verordne daher, durch diesen meinen letzten Willen und Testament, daß er, mein Sohn, von dem ihm nach meinem Ableben zufallenden baaren Gelde und Capitalien 10,000 Gulden nehme, und diese Summe ganz allein dazu anwende, daß er in fremden Ländern umher reise, und sich mit allerley Menschen, mit Königen, Fürsten, Edelleuten, Bürgern und Bauern bekannt mache, und bey jedem Stande so lang bleibe, bis er erforschet, wo es allen fehlt, daß sie immer so sehr klagen und mißvergnügt sind, die Reichen, wie die Armen, und die Vornehmen, wie die Geringen. Und dieses soll mein Sohn fortsetzen, bis er recht eingesehen hat, woran dieses liege, und bis er gelernt, wie er dann selbst sein Lebenlang ein zufriednes Gemüth erhalten könne, bis an sein seliges Ende.

6) Dem jedesmaligen Orts-Pfarrer zu **Mildheim** sollen von meinem Tode an alljährlich 30 Gulden, nebst 1. Eimer guten Landwein, auf ewige Zeiten als eine Zulage zu seiner Besoldung aus dem von mir zugekauften Vorwerke **Westhausen** bezahlt werden: dafür soll derselbe, nach vorher erlangter Einwilligung des Hochfürstlichen Consistoriums, alljährlich 2 besondere Predigten halten über folgende Texte: 1) An meinem Geburtstage, wenn es ein Sonntag ist, oder den Sonntag darnach, soll er aus dem ersten Buch Mose Cap. 1. Vers 26 vorstellen: **Wozu die Menschen eigentlich von Gott erschaffen und auf die Erde gesetzt sind.** 2) Am ersten Sonntage nach Trinitatis soll er die Worte im Prediger Salomo Cap. 1.

V. 14: Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht: und siehe! es war alles eitel und Jammer, zum Eingange der Predigt nehmen und dabey der Welt Eitelkeit am Exempel des reichen Mannes im Evangelium recht ins Licht stellen. In diesen Predigten soll aber meines Namens, als des Stifters, nicht gedacht werden: denn das wäre auch eitel.

7) An dem Sonntage, da die Predigt über 1. Mose 1. Vers 26 gehalten wird, sollen die 12 ältesten Hausväter des hiesigen Orts, nebst dem Prediger und Schulmeister, des Mittags auf dem Schlosse zur Mahlzeit geladen werden, und soll der Herr und Besitzer des Schlosses mit diesen Gästen an einer Tafel essen, und sich mit ihnen freundlich unterreden. Jedoch sollen schlechte Hauswirthe, Trunkenbolde, Betrüger und andre böse Leute an dieser Ehre keinen Theil haben. So ist meine ernstliche Meynung und Wille.

(L. S.) Anton von Mildheim.

Diesem letzten Willen seines seligen Herrn Vaters gehorchte nun der junge Herr von Mildheim aufs pünktlichste. Er zahlte die darinne bestimmten Vermächtnisse aus, wies seiner Fräulein Schwester die eine Seite des Schlosses zu bewohnen an, und schickte sich bald zur Abreise, um den 5ten Punkt, als den wichtigsten des ganzen Testaments zu erfüllen. Und diesem gehorchte er desto lieber: weil er selbst große Lust hatte, in fremde Länder zu reisen, und darauf zu studiren, wie er recht glücklich und vergnügt leben könne; ob er gleich dieses zu Hause eben so gut hätte lernen können. Um aber nichts dabey zu versäumen, nahm er ein großes Buch von weissen Papier mit, und setzte sich vor, alle Abende hinein zu schreiben, was er den Tag über merkwürdiges und lehrreiches sehen und hören würde. Das Gut übergab er einem geschickten und redlichen Verwalter, und bat einen benachbarten Edelmann, der sein guter Freund war, die Oberaufsicht darüber zu führen. Mit diesen Anstalten

stalten wurde er vor Ostern fertig. Weil aber eben seines seligen Vaters Geburtsfest, da die erste Stiftungspredigt gehalten werden sollte, auf den 2ten heiligen Ostertag fiel: so verschob er seine Reise bis nach dem Feste, um diese Predigt noch zu hören, und mit den Aeltesten der Gemeine zu essen, wie es sein seliger Vater verordnet hatte. Denn das Fürstliche Consistorium hatte, wegen des schönen Schulvermächtnisses des sel. Hauptmanns in die Stiftung gewilliget. Der Herr Pfarrer **Wohlgemuth** hielt aber an dem Tage zwey sehr schöne Predigten, welche zu der Absicht des jungen Herrn bey seiner Reise so wohl paßten, daß er sich eine Abschrift von ihm ausbat, und sie als eine Vorrede in sein Reisebuch schrieb; aus dem sie hier abgedruckt worden sind.

Zehntes Capitel.

Des Herrn Pfarrers Wohlgemuth Vormittagspredigt am 2ten heiligen Ostertage, als am Geburtstage des seligen Herrn Hauptmann von Mildheim.

„Lieber Vater im Himmel, sey uns gnädig und steh uns bey, daß wir immer beßre und frömmere Kinder von dir werden. Amen!„

Meine lieben Freunde und Zuhörer!

Ihr wisset, daß Moses im 1sten Capitel seines 1sten Buchs erzählt, wie der liebe Gott Sonne, Mond und Sterne und die Erde, mit allem, was darauf ist, eingerichtet, und jedem Dinge angewiesen hat, was es in seiner Art seyn und thun soll; damit alles recht schön und gut sey. Da hat er der Sonne, dem Monde und den Sternen befohlen, daß sie leuchten; den Wolken hat er geboten, daß sie Regen, Schnee und Schloßen geben; der Erdboden soll allerhand Ge-

wächse hervorbringen; die Fische sollen im Wasser schwimmen, die Vögel in der Luft fliegen, und alles was lebet, soll seine Nahrung haben, und seines Gleichen hervorbringen. Als es aber an den Menschen kam, sprach der Schöpfer, wie es im 26. Vers heißt: Lasset uns Menschen machen — ein Bild, das uns gleich sey; die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh, und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht. Aus diesen Worten will ich euch heute folgende Lehre ans Herz legen:

Immer besser machen und besser werden ist die Absicht, wozu wir Menschen von Gott erschaffen und auf die Erde gesetzt sind.

1) Will ich zeigen, daß Gott uns zu dieser Absicht erschaffen hat;

2) Daß er uns eben deswegen die Erde zur Wohnung gegeben hat, daß wir diese seine Absicht hier erfüllen sollen.

Unser Text lehrt beydes ganz kurz, aber doch deutlich, und wir können seinen Worten wohl trauen: weil sie der Meister sagt, der am besten wissen muß, wozu er sein Werk gemacht haben will. Hört mir also ja recht aufmerksam zu, wie ich diese Worte auslegen werde. Denn es ist von allem, was wir lernen, gewiß das Nothwendigste, daß wir wissen, wozu wir eigentlich erschaffen sind, und wie wir die Absicht des Schöpfers auf dieser Erde, wo wir leben, erfüllen sollen. Das erste will ich euch mit Gottes Hülfe jetzt erklären, und das andere wollen wir heute Nachmittag miteinander betrachten. Der gnädige Gott gebe seinen Segen zu beyden. Amen!

Es heißt in unserm Texte nicht etwa: Lasset uns reiche oder arme, vornehme oder geringe, kluge oder einfältige Leute machen: sondern es heißt: Lasset uns **Menschen** machen! Nun ist aber der ärmste Taglöhner so gut ein Mensch, als der Kaiser selber, der dümmste Kopf so gut, als der gelehrteste Doctor, und das neugeborne Kind so gut, als ich mit meinen grauen Haaren: es gilt daher von allen und jeden Menschen, wie sie auch beschaffen seyn mögen, wenn Gott sagt: **Lässet uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sey!** alle Menschen, und so auch **wir alle**, sollen den allmächtigen und allgütigen Schöpfer gleichen, wie ein Bild der Sache gleich sieht, die es vorstellt; oder wie Kinder ihren Eltern gleichen.

Ihr wißt es aber schon selbst, meine **Freunde!** Gott hat keine solche leibliche Gestalt und Gliedmassen wie wir. Man kann ihn nicht sehen, nicht hören, nicht anrühren. Man kann nicht einmal sagen, da oder dort ist er; sondern er ist immer an allen Orten zugleich. Daher auch **David** im **Psalm** ganz recht sagt: „**Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mir in die Tiefe der Erde; siehe! so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äussersten Meer: so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.**" Es kann also wohl nicht so gemeint seyn, daß wir **leiblicher Weise** aussehen sollen, wie Gott: sondern wir sollen ihm **innerlich** gleichen. Wir sollen so **denken, wollen** und **thun**, wie Gott. Unsre **Seele**, welche die Gedanken und den Willen hat, und die man auch nicht sehen, hören oder anrühren kann, ob sie gleich den Leib und alle Gliedmaßen regiert — **diese soll ein Bild Gottes seyn.**

Nun werdet ihr wohl gern wissen wollen, wie ihrs machen müßt, daß eure Seelen zu der großen Ehre gelangen, Bilder Gottes des Allerhöchsten zu seyn? Dieses hat uns der gütige Gott selber deutlich vorgebildet, in der Art, wie er alle Dinge erschaffen hat, und wie er sie noch immer fort regieret. Wenn wir darauf recht Acht haben, so finden wir erstlich, daß er alles aufs beste eingerichtet hat und noch einrichtet. Er bereitete erst den Fischen das Meer, den Vögeln die Luft, dem Vieh und dem Wilde trocknen Boden, und allen Speise, ehe er sie schuf. Er stellte erst die Sonne an den Himmel, ehe er die Bäume und Kräuter wachsen ließ, welche die Sonnenwärme nöthig haben. Noch jetzt lenkt er die Sonne, den Mond und die Sterne in ihrem Laufe, daß keins ans andere stößt, und giebt Regen und Sonnenschein, Kälte und Wärme jedes zu rechter Zeit. Er hat unsre Augen so eingerichtet, daß Ihr mich und ich Euch sehe, unsre Ohren, daß Ihr meine Worte höret und daraus meine Gedanken abnehmet, unsre Hände, daß wir die künstlichsten Dinge damit zuwege bringen können. Und eben so große Kunst hat er an allen Thieren, an Bäumen und Stauden, ja an der kleinsten Wiesenblume bewiesen. Es heißt daher im 31sten Vers mit Recht: „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da! es war sehr gut." Sollen wir nun Bilder Gottes seyn: so müssen wir auch alles, was wir unternehmen, so einrichten, daß es sehr gut sey.

Zweytens hat auch Gott in allen seinen Werken gezeigt, daß Er selbst sehr gut ist. Er sorgt für alle Menschen und Thiere, wie ein Vater für seine Kinder. Aller Augen warten auf den Herrn und er giebt ihnen Speise zu seiner Zeit. Er hat dem kleinsten Würmchen seinen Tisch bereitet, daß es sich sättigen, und seines Gleichen, mit dem es spielen und sich

erlusti-

erlustigen kann. Uns Menschen läßt er seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Uns hat er die ganze Erde mit allem, was darauf wächset und lebet, übergeben, daß wir es genießen und dabey fröhlich seyn können, und oben drüber den schönen blauen Himmel mit den funkelnden Sternen, und den weissen Wolken, durch die sie hervorschimmern. Er hat unsre Herzen so eingerichtet, daß wir täglich gar viele Lust und Freude haben können, wenn wir als Eheleute oder Eltern und Kinder einander lieben, wenn wir als Freunde, Nachbarn und Miteinwohner freundlich mit einander umgehen, und einer dem andern mit Rath und That unterstützen. Er will auch nicht das Verderben des Sünders: sondern daß sich jedermann bekehre und einmal ewig selig werde. So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle die ihm glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Seht! so gut ist unser himmlischer Vater und so gut müßten wir Menschen auch seyn, wenn wir rechte Ebenbilder von ihm seyn wollten.

Aber, meine Lieben, muß uns nun nicht bange werden, wenn wir bedenken, wie schlecht wir unsre Sachen oft einrichten? Wie viel Thorheiten wir in unserm Leben begehen? Wie oft wir unfreundlich, neidisch, zänkisch gegen unsern Nächsten sind? Wie grausam mancher sein Vieh quält? Wie mancher sich und andere aus Unverstand in Schaden und Unglück stürzet? Wie mancher gar eine Freude daran hat, wenns seinem Nachbar übel geht? Wie mancher lieber faullenzt, als daß er etwas Nützliches und Gutes thäte, wenn er nicht muß. — Wenn man dieses bedenket, so sollte man fast zweifeln: ob es wahr sey, daß Gott uns zu seinen Ebenbildern habe machen wollen;

len; weil wir ihn so gar wenig gleichen. Und sagt nicht die heil. Schrift selbst: **Niemand ist gut, als der Einzige Gott?** Wie könnten denn wir schwache Menschen alles **gut machen** und selbst so **gut** seyn, wie **Er**? — Ist da nicht ein Spruch den andern zu wider?

Schenkt mir eure Aufmerksamkeit nur noch eine kurze Zeit, **meine Freunde**: so werdet ihr einsehen, daß die Worte Gottes, da er sprach: **Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sey,** dennoch eintreffen, und daß die heil. Schrift nicht wider sich selbst rede.

Nicht wahr? **meine Lieben!** Ein Kind, wenn es auf die Welt kommt, weiß und versteht gar nichts? Es kommt erst mit den Jahren zu Verstand, und alte Männer und Frauen sind gemeiniglich verständiger und wissen mehr, als die muntre Jugend? Und kommt dieses nicht daher, daß sie ihr Lebenlang mehr gesehen, gehört, erfahren, auch selbst überlegt und nachgeforscht haben? Sind nicht einige unter euch dadurch klüger und geschickter als andere geworden, weil sie unter Leuten gewesen sind, und sich etwas in der Welt versucht haben? Und zeigt dieses nicht, daß wir Menschen nach und nach immer verständiger werden können, als wir vorher waren? Es kommt nämlich blos darauf an, daß wir nicht, wie die unvernünftigen Thiere, in den Tag hinein leben, sondern bey allem, was wir thun, fleißig überlegen, wie es am besten zu machen sey? Woher und warum es so und nicht anders kömmt? Daß wir Acht haben, was darauf erfolgt, wenn wir dieß oder jenes thun? daß wir oft aufmerksam betrachten, worinn diese und jene Sachen mit einander übereinkommen, oder wie sie unterschieden sind? Was jede Sache für Nutzen oder Schaden bringe? — Wenn wir fleißig so nachdenken über alles, was wir sehen, hören und selbst vornehmen: so pflegt unser

Ver-

Verstand mit den Jahren zuzunehmen und zu wachsen, wie ein gesunder Baum, der in einem guten Boden gepflanzt ist: und wir lernen unsre Sachen immer besser und besser einrichten.

Desgleichen, wenn wir nur einmal anfangen, andern Menschen Gutes zu thun, freundlich und liebreich gegen sie zu seyn, ihnen in der Noth zu helfen, und wenn sie uns dann wieder alles Liebes und Gutes erweisen: so thut dieses unserm Herzen so wohl, daß die Liebe und Güte darinne wächset, wie die Frucht in einem wohlgedüngten Acker. Ihr erinnert Euch z. E. wohl noch, wie das benachbarte Dorf Wohnhausen vor 12 Jahren abbrannte, und wie ihr alle dort löschen halfet, so daß keine Mannsperson mehr in unserm Dorfe war, und daß ich selber einen Wagen mit Brod und Bier hinüber schaffen mußte! Ihr wißt, wie ihr damals die armen Leute in eure Häuser aufnahmet, und ihnen wieder aufbauen halfet, so daß sie jetzt das Unglück schon fast ganz verwunden haben — und wie euch die Leute nun so gut sind, daß sie gern daß Leben für euch ließen, und daß sie sich freuen, wenn nur eins von euren Kindern in ihr Dorf kommt! Ihr habt auch selbst diese Leute nun viel lieber, als sonst: das werdet ihr mir alle bezeugen. Dieses kommt aber eben daher, daß ihr gegen diese unsre Nachbarn treulich Liebe ausgeübt habt, und daß sie euch dafür wieder lieben: so hat die Liebe in beyder Herzen zugenommen. Und daraus seht ihr offenbar, daß wir Menschen es auch in der Liebe und Gütigkeit, wenn einmal ein Anfang dazu da ist, immer weiter bringen. Und eben so ist es auch mit der Geduld, der Mäßigkeit, dem Vertrauen auf Gott und andern christlichen Tugenden beschaffen: so daß wir alle Tage immer bessere Menschen und frömmere Christen werden können. Je geschäftiger und fleißiger aber einer daran ist,

dieses zu thun, desto weiter kommt er darinne: indem auch hier das Sprüchwort, Uebung bringt Kunst, richtig eintrift. Diese Art und Beschaffenheit, daß wir nicht auf einmal von selbst alles gut machen und gut sind, sondern daß wir darinne Schritt vor Schritt immer weiter kommen können, hat uns aber Gott selbst gegeben. Wir können daher auch sicher schliessen: daß er bey der Verordnung, daß wir seine Bilder und ihm gleich seyn sollen, mit auf diese unsre menschliche Art und Natur gesehen habe. Wir sollen nämlich nicht auf einmal alles gut machen und gut seyn: sondern wir sollen unser ganzes Leben lang alles immer besser machen lernen und selbst besser werden: heute besser, als gestern, und morgen besser, als heute. Ob wir gleich dem lieben Gott nun und nimmermehr ganz gleich kommen können: so sollen doch unsre Seelen ihm allmählich ähnlicher werden; so wie der Maler sein Bild allmählich der Sache ähnlicher macht, die es vorstellen soll, ob es gleich immer ein bloßes Bild bleibt.

Dieses beständige besser machen und besser werden ist nun die rechte Absicht, zu der uns Gott erschaffen hat. Dazu hat er uns eben eine unsterbliche Seele gegeben, welche nicht im Grabe verweset, sondern nach dem Tode des Leibes in Ewigkeit fort lebet. Diese Seele, welche Anfangs nicht verstehet und nicht weiß, was recht oder unrecht, bös oder gut ist, soll nämlich von Jugend auf, bis ins hohe Alter, an Einsicht, Vernunft und Gutherzigkeit immer zunehmen und auch einmal in der Ewigkeit noch fortfahren, immer klüger und gütiger zu werden. Dazu hat er uns Augen, Ohren, Sprache und so künstliche Hände gegeben, daß wir alles, was wir unternehmen, von Tag zu Tage besser einrichten lernen sollen. Dieses beständige besser werden und besser machen, muß

also

also auch das vornehmste Geschäfte unsers ganzen Lebens seyn. Wir müssen dahin streben, durch alles was wir treiben und thun, nicht etwa Reichthum, Ehre, oder Wohlleben zu erlangen: sondern das nächste was wir suchen, soll seyn, daß wir verständiger, geschickter und besser werden, und durch diese schönen Eigenschaften immer mehr Gutes an uns selbst, in unsern Haushaltungen, in unserm Dorfe, und wo es sonst Gelegenheit giebt, zu Stande bringen. Wir sollen dabey dem Spruche folgen: **Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit**, das heißt: Verbessert eure Einsichten durch beständiges Nachdenken über das, was recht und gut ist in allen Sachen, und thut fleißig darnach, — **so wird euch solches alles**, nämlich Ehre, Gut und Vergnügen, **von selbst zufallen.**

Ja! dieses war gewiß deine Meynung, gütigster **Vater im Himmel**, da du sagtest: **Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sey!** — Dieses meynt auch der heil. **Apostel Paulus**, wenn er uns befiehlt: **Seyd Gottes Nachfolger, als die lieben Kinder.** Denn du allein, **Vater**, bist gut und vollkommen, und was du machst, ist sehr gut. Wir deine schwachen Kinder können nicht alles gut machen und in allen Stücken gut seyn, wie du: daher bist du schon zufrieden, wenn wir nur immer suchen unser Thun allmählich zu verbessern, und Schritt vor Schritt besser zu werden: dazu hat uns deine Vaterhand erschaffen. Nun so stehe uns in Gnaden bey und hilf uns dazu, daß wir alle Tage unsers Lebens verständiger, geschickter, liebreicher, barmherziger, fleißiger und ordentlicher, und dadurch schönere Ebenbilder von dir werden! Amen!

Eilftes Capitel.

Wie die zwölf ältesten Hausväter zu Mildheim mit ihrem Herrn auf dem Schlosse zu Mittag essen.



Nach geendigtem Gottesdienst giengen nun die zwölf Männer, welche bey dem gnädigen Herrn zum Essen eingeladen waren, nebst dem Herrn Pfarrer und Schulmeister auf das Schloß, und begaben sich in den Speisesaal, wo sie der Herr von Mildheim freundlich willkommen hieß. Es war ihm eine rechte Freude, zwölf von seinen Unterthanen bey sich zu sehen, welche alle ehrliche brave Leute waren und mit ihren grauen Köpfen und reinlichen Kleidern ein recht ehrwürdiges Ansehen hatten. Besonders war es dabey, daß er einen der reichsten und ältesten Männer im Dorfe, den Johannes Kaltmann nicht hatte bitten lassen, sondern statt dessen den armen Schuster Elias Fischer. Die Ursache davon war aber diese: daß Kaltmann kein rechter Hausvater, sondern ein alter Junggesell war, der mit Mädchen Haus hielt: dagegen Fischer eine

eine Frau und fünf Kinder hatte. Der Gerichtshalter und der Herrschaftliche Verwalter aßen auch mit; so daß die ganze Tafel mit 17 Personen besetzt war. Die Bauersmänner aßen aber so manierlich, was ihnen vorgeleget wurde, und sagten ihre Meynung so bescheiden und verständig, wenn sie um etwas gefragt wurden, daß sich der Herr von Mildheim darüber verwunderte, und daß er den Herrn Pfarrer und Schulmeister freundlich darüber zunickte: indem er der Meynung war, der Kirchen- und Schullehrer hätten durch ihren Unterricht und durch ihren freundlichen Umgang mit den Leuten dazu geholfen, daß diese sich so wohl aufzuführen wüßten. Ueber dem Essen wurde allerhand gesprochen vom Ackerbau, von der Viehzucht und vom Hauswesen. Unter andern erzählte der Herr von Mildheim, daß ein Ritterauthsbesitzer, der Herr Schubart zu Würchwitz bey Zeitz in Chursachsen die Probe gemacht hätte, ein Stück Feld von 8 Morgen 8 Jahre nacheinander zu benutzen, ohne es Brache liegen zu lassen und ohne es zu düngen; und daß er noch im 6ten Jahre für 200 Thaler Klee darauf geerndtet und zu Heu gemacht; dann im 7ten Jahre vortreflichen Waitzen, und im 8ten wieder ziemliche Gerste und Haber; worauf er es erst wieder Brache liegen und frisch düngen lassen. Desgleichen erzählte er auch, wie an manchen Orten der Viehstand seit einigen Jahren sich aufs doppelte vermehrt habe, blos dadurch, daß die Leute mehr Futterkräuter bauten, und das Vieh besser fütterten, als sonst; wodurch sie dann mehr Mist zum Dünger erhielten, und den ganzen Ackerbau allmälich verbessern könnten. Dabey ermahnte er die anwesenden Bauern: sie möchten es doch auch probiren, und befahl dem Verwalter, er sollte darauf sehen, daß sein Schäfer die Kleestücke mit der Heerde verschonte. Auch sollte er den Leuten, welche solche Proben machen

woll-

wollten, mit Rath und That an die Hand gehen, und ihnen zu guten Saamen verhelfen. Er sagte auch: in dem Noth- und Hülfsbüchlein, welches er in die Schule gegeben, sey deutlich beschrieben, wie man die Verbesserung der Landwirthschaft durch den Viehstand anstellen müsse, und wie überhaupt ein jeder fleißiger und kluger Bauersmann mit Ehren und guten Gewissen seine Umstände verbessern könne. Ueber die Vormittagspredigt wurde auch allerhand gesprochen, und der Herr von Mildheim meynte: wenn er nach seines wohlseligen Herrn Vaters Willen in die Fremde reisen, und auf die Menschen Acht haben würde, warum die meisten unglücklich und mißvergnügt wären? so würde er vermuthlich bey vielen eben die Ursache davon antreffen, daß sie nicht darnach strebten, ihr Leben lang ihre Sachen immer besser zu machen und verständiger, gütiger, frömmer, geschickter und nützlicher zu werden. Sondern er würde finden, daß der eine nichts im Sinne habe, als reicher, der andere vornehmer zu werden, der dritte seine Begierde nach Wollust Ueppigkeit, Rache und andern bösen Dingen zu befriedigen, und daß so ein jeder etwas suche, das ihm oft fehl schlagen müsse: weil ihm andere dabey in den Weg träten, oder zuvor zu kommen suchten. Darüber klagten sie dann und wären mißvergnügt. Der Gerichtshalter setzte hinzu, es wäre wohl ein wahres Sprüchwort: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wenn nun einer zum Exempel immer darnach strebte, redlich und rechtschaffen zu seyn, klüger zu werden, ein gutes Gewissen zu behalten: so könne es ihm nicht fehlen, er müsse vergnügter seyn, als jene; weil ihm niemand in seinem Verlangen hinderlich seyn, oder ihm diese schönen Seelengüter stehlen könne. Der Schulze Anton Schmidt, sagte darauf bescheidentlich: „Ihr Wort in Ehren, Hr. Gerichtshalter! Wenn aber der gnädi-

gnädige Herr erlaubet, daß ich meine geringe Meynung sagte: so denke ich, viele von uns Bauersleuten hätten wohl keine Zeit dazu, daß sie mit ihren Gedanken so hoch steigen könnten. Das ist wohl eine Sache für die vornehmen Herren, die über den Büchern sitzen können: aber unser einer muß Gott danken, wenn die Arbeit fertig wird und wenn man herausstudiert, wie man der hohen Obrigkeit die Steuern geben, und als ein ehrlicher Mann durch die Welt kommen kann. Ich will keinen nennen: aber der Hr. Gerichtshalter weiß ja selbst, wer die meisten Reste und Schulden hat im Dorfe, und wo es um die Wirthschaft am schlechtesten aussieht? Das sind gerade die Leute, die am fleißigsten über die Postille sitzen, und aufs schönste aus Gottes Wort sprechen." Da nahm der Hr. Pf. das Wort, und sagte: Ja, Hr. Schulze, da hat Er ganz recht; und ich setze noch dazu: das sind eben auch die schlechtesten Christen, die viel von Gottes Wort reden, und desto weniger darnach thun. Unser Herr Jesus hielt keine stundenlange Predigten: sondern er sagte in kurzen Sprüchen, was man thun solle, und that es selbst vor. Und so sollen wir ebenfalls nicht viel über Gottes Wort klügeln und ein langes und ein breites davon reden, auch nicht viel Worte machen, wenn wir zu Gott beten: sondern wir sollen bey allem, was wir in unserm Beruf thun und treiben, nur oft daran denken, daß der liebe Gott haben will, daß wir es aufs beste machen nach unsern Kräften. Wenn wir so denken und auch wirklich darnach thun und dabey auf den Beystand Gottes vertrauen: so haben wir das rechte Christenthum; und dazu braucht es bey Bauersleuten weder viele Zeit noch Bücher." Der Herr v. Mildheim antwortete darauf: das ist wohl wahr, Herr Pastor! Die Hauptsache bey dem Christenthum ist gewiß, daß wir immer den Willen haben, gut zu seyn, und recht

zu

zu thun, und daß wir in Glück und Unglück uns darauf verlassen, daß es der himmlische Vater gut mit uns meine; und dazu braucht es keiner Bücher. Aber ich dächte doch, es sey gut wenn der Bauersmann zuweilen ein Buch läse, woraus er lernte wie und auf welche Art er diese und jene Wirthschaftssachen aufs beste einrichten, und wie er sich und andern in gewissen Nothfällen des Lebens helfen könne? — so wie Sie ihn in ihren Predigten belehren, wie er eine gute Kinderzucht führen, durch welche Mittel er sich und andere in Traurigkeit trösten, in Gefahr beherzt machen, in Zweifeln beruhigen und in allen Guten stärken könne. Ich denke auch, so viel Zeit findet jeder leicht des Sonntags und an den Winterabenden! Denn viel muß er freilich nicht lesen; sondern nur wenig, und das wenige recht überlegen, ob es auch wahr und gut sey?

So sprachen sie während des Essens noch von allerhand Sachen. Als aber der Hr. von Mildheim gewahr wurde, daß die Bauersmänner den Wein, der ihnen vorgesetzt war, aus Bescheidenheit zu lange stehen ließen, brachte er dem Herrn Pfarrer die Gesundheit zu:

Unsre lieben Bauern sollen leben!
Gottes Segen über sie!

Der Herr Pfarrer nahm sogleich sein Glas und setzte dazu:

Gottes Segen für die Müh,
Daß sie schönes Brod uns geben!

Nun mußten die Bauersmänner Ehren halber eine Gegengesundheit ausbringen, und das that der Schulze mit den Worten:

Unsre guten Herren sollen leben!
Gottes Segen über sie!

und

und der Schuster Fischer fiel ihm gleich ins Wort und fügte noch bey:

Segen! daß für unsre Müh
Sie uns viel mehr Gutes geben!

So brachten sie den Mittag sehr vergnügt zu, und freuten sich darüber, daß die Herrn den Bauernstand so werth hielten, noch vielmehr, als über die guten Speisen und den Wein. Nach dem Essen dankten sie Gott und giengen, als ausgeläutet war, zusammen wieder in die Kirche, wo der Herr Pfarrer folgende kurze Predigt hielt.

Zwölftes Capitel.

Die Nachmittagspredigt, welche der Herr Pfarrer Wohlgemuth am 2ten Heil. Ostertage zu Mildheim gehalten.

Guter Gott, Schöpfer und Erhalter! du hast uns gesättiget mit Speise und Trank: nimm unser herzlichen Dank dafür und gieb nun, daß dein Wort unsre Seelen im Verstand und in der Liebe zu allem Guten stärke: wie der Leib durch die Speise neue Kräfte bekommen hat. Amen!

Meine lieben Freunde und Zuhörer!

Wir haben heute gelernt, was unser gütiger Schöpfer damit gemeinet hat, als er uns Menschen dazu erschuf, daß wir ihm, als seine Bilder gleich werden sollten, nämlich dieses: daß wir unser lebenlang in allen Stücken immer besser werden, und alles, was wir thun, immer besser machen lernen sollen. Laßt uns nun auch sehen, wie dieses auf der Erde, wo wir leben, von jedem in seinem Stande geschehen kann.

Es heißt weiter im Text: „die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht." Und im 28sten Vers befiehlt Gott

den Menschen, daß sie sich die ganze Erde unterthan machen, und darüber herrschen sollen. Wenn wir nun diese Worte recht überlegen, so finden wir, daß sie nichts anders sagen wollen, als dieses: daß wir eben auf der Erde, nicht in der Sonne oder im Monde, Bilder Gottes seyn sollen. Wir sollen auf der Erde herrschen, wie Gott über alle Dinge herrscht, das heißt: wir sollen alle die schönen Dinge, welche auf der Erde sind, so gebrauchen, daß noch mehr Schönes und Gutes herauskomme. Herrschen und regieren ist nähmlich nichts anders, als wenn man macht, daß alles ordentlich und recht gut hergeht. Ein guter Hausvater ist ein König in seinem Hause, wenn er so darinne regiert, daß Weib und Kinder und Gesinde, ja auch das arme Vieh, vergnügt und zufrieden lebt, und gleichwol jedes seine Schuldigkeit thut. Die Hausmutter ist eine Königin, wenn sie alles in Ordnung hält und darauf sieht, daß jedes das bekomme, was ihm gebührt, und wenn sie durch Freundlichkeit und liebreiches Wesen die Gemüther aufmuntert und frölich macht zur Arbeit. So auch wenn ihr Sümpfe und Moräste austrocknet und tragbare Felder daraus macht; wenn ihr Gräben zieht, eure Wiesen zu verbessern; wenn ihr Steine von eurem Acker leset; wenn ihr schlechten Boden durch Beymischung anderer Erdarten verbessert; wenn ihr Obst- und andere Bäume anpflanzet; wenn ihr Klee und andere nützliche Futterkräuter bauet; wenn ihr sonst eure Feld- und Hauswirthschaft in bessern Stand setzet; wenn ihr Kinder zeuget und zur Gottesfurcht und Fleiß erziehet, oder wenn ihr sonst etwas Gutes noch besser macht und die Gaben Gottes vermehrt: so, meine Lieben! so herrscht ihr nach dem Bilde Gottes über die Erde, und machet sie euch unterthan, so wie alle Dinge Gott unterthänig sind. Und jemehr einer Gutes durch seinen Verstand und

Fleiß ausrichtet, desto grösser ist sein Regiment; desto mehr gleicht er dem großen König aller Könige.

Gott hat aber die Erde recht besonders dazu eingerichtet, daß wir Menschen auf derselben auf solche Art herrschen und alle Dinge, die wir unternehmen, immer mehr verbessern, und daß wir eben dadurch selbst immer verständiger, geschickter und liebreicher, und dem schönen Bilde, das Er uns zur Nachfolge vorgestellt hat, ähnlicher werden können. Ihr wißt es alle selbst, meine Freunde! Ein öder, wüster Boden bringt wenig gutes Gras hervor. Das wilde Obst ist sauer. Der Acker muß gut bestellt werden, wenn er gute Früchte geben soll. Die Bäume im Walde müssen zu rechter Zeit gefällt, die Steine gebrochen, und alles mit vieler Mühe und Kunst zusammen gefügt werden, wenn es ein Haus geben soll. Aus roher Wolle oder aus unbereitetem Flachse läßt sich kein Kleidungsstück machen. Wenn man die Pferde und Ochsen nicht abrichtet und die Kinder nicht lehrt; so bleiben sie ungeschickt und störrig ihr Lebenlang. Ein fleißiger und ordentlicher Hausvater kann seine Wirthschaft, wenn er nur einmahl anfängt, über alles nachzudenken, immer in bessern Schwung bringen. Die Hausfrau kann durch immer größere Freundlichkeit und Munterkeit machen, daß der Mann, die Kinder und das Gesinde immer vergnügter werden und lieber arbeiten. Sie kann mit geringern Kosten ihren Tisch besser bestellen, wenn sie nachsinnet, wie alles am besten zu machen sey. Die Kinder können ihren Eltern alle Tage mehr Freude machen, wenn sie immer gehorsamer, fleißiger und sittsamer werden. Ein ganzes Dorf müßte reicher, anmuthiger und vergnügter werden, wenn dieses in vielen Haushaltungen geschehe, und wenn die Einwohner alle sich bemühten, Zorn, Hochmuth, Geitz, Neid, Völlerey und andere böse Laster abzulegen. Ja, ein

ganzes Land müßte bald grünen und blühen, wie ein Paradies, wenn alle die darinn wohnen, Hohe und Niedere, sichs angelegen seyn ließen, alle Tage besser zu werden. Die Erfahrung bestättigt dieses dadurch, daß es wirklich schon viel schöner und besser auf der Erde geworden ist, als es vor alten Zeiten war. Vor etlichen tausend Jahren waren noch in Deutschland fast lauter ungeheure Waldungen und Sümpfe und Moräste, wo jetzt die schönsten Getraidefelder, Wiesen und Städte und Dörfer sind. Bären brummten und Wölfe heulten, wo jetzt Kühe und Schaafe blöcken. Alle Bauern waren sonst elende Sclaven, und konnte sie der Edelmann nach Gefallen todtschlagen und ihnen Haabe und Gut abnehmen, ohne daß ein Hahn darnach krähte. Auf den Landstraßen war kein Mensch seines Lebens sicher vor Mördern und Räubern, wovon noch hier und da die alten Bergschlößer und Warthürme zeugen. Das ist nun jetzt alles so viel besser und wird mit Gottes Hülfe noch besser werden, daß endlich kein Mensch mehr an seiner Nothdurft Mangel leide, oder gedrückt werde. Hat man doch sogar aus den wilden Aepfeln und Birnen durchs Verpflanzen in besser Erdreich so vielerley und kostbare Obstarten gezogen. Man hat die Vieharten hier und da durch fremde Zucht vergrössert und verbessert. Man hat sogar dem Blitz und Donner vorgeschrieben, wie er laufen soll, daß er keinen Schaden thue; wie ihr das an dem Blitzableiter an unserm Kirchthurme sehet. Es sind fast hundert Jahr, daß man bey uns nichts mehr von der Pest hört: weil die lieben Obrigkeiten darauf bedacht sind, daß diese Seuche nicht aus der Türkey ins Land gebracht werde. Es sterben heutzutage wenig Leute mehr an dem Friesel, der sonst so gefährlich war. Geschickte Aerzte curiren jetzt das kalte Fieber oft in wenig Wochen, womit man sich vor Alters Jahre lang schleppen

mußte.

mußte, Man pfropft den Kindern die Pocken oder Kindsblattern ein, damit sie leichter durchkommen: und so werden durch das Nachdenken immer mehr kräftige Mittel wider viele andere Krankheiten, Beschwerden und Nothfälle erfunden. Diese Dinge, die wir Uebel des Lebens nennen, geben uns also auch Gelegenheit unsern Verstand durch Nachdenken zu üben; denn die Noth lehrt es wohl, daß man nachsinnen mus, wie man sich helfen könne. Und durch dieses Nachdenken werden wir dann klüger und lernen allmälich alles besser machen. Hilft nun ein Mensch dem andern, und der andere dankt ihm herzlich und hilft wieder, wo er kann: so wächst in beyder Herzen auch die Liebe und Güte, und beyde **werden besser.** Und dieses immer mehr, je mehr wir Dinge kennen lernen, jemehr wir ihren Nutzen einsehen und sie zu unserm und andrer Menschen besten anwenden. Daraus seht ihr ganz offenbar, daß der liebe Gott die ganze Erde, mit allem was darauf und daran ist, so eingerichtet hat, daß wir Menschen alles immer besser zu machen, und selbst besser zu werden suchen müssen; wenn wir ein recht vergnügtes Leben darauf führen wollen. Da nun dieses die rechte Art ist, wie wir sterbliche Menschen Bilder Gottes werden können: so sehen wir, daß er uns auch deswegen auf die Erde gesetzt hat, daß unsre Seelen ihm hier auf solche und keine andere Art ähnlich werden sollen. **Immer besser machen und besser werden** ist also gewiß die **Absicht,** warum er uns **diese Erde zu bewohnen gegeben hat;** bis er uns einst durch den Tod zur ewigen Freude einführet.

Dürfte ich doch nun, meine lieben **Freunde und Zuhörer,** zu dieser Betrachtung weiter nichts mehr hinzufügen, als den herzlichen Wunsch, daß wir und alle Menschen auf der ganzen Erde diese Absicht Gottes redlich erfüllen, und recht schöne Ebenbilder von ihm wer-

werden möchten! Allein es giebt leider! gar viele, die noch weit von diesem Glücke entfernt sind. Der eine sorgt nur ängstlich, wie er vergängliches Geld und Gut zusammen bringe. Der andere, wie er seinen Leib pflegen und in wilder und unvernünftiger Lust leben, oder wie er seinen Hochmuth und seine Eitelkeit befriedigen möge. Viele leben nur so in den Tag hinein, wies kommt, ohne zu bedenken, was sie eigentlich in der Welt sollen und wollen, und daß Gott einmal von jeder Stunde die wir gelebt haben, Rechenschaft von uns fordern wird. Sollte nicht dieses auch von einigen unter uns geschehen seyn? Wir sind alle arme Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott und unserm Gewissen haben sollten; der eine mehr, der andere weniger. Aber ich bin versichert, meine Lieben, daß es bey vielen nur daran gelegen hat, daß sie es sonst nicht recht überlegten, wozu wir eigentlich von Gott erschaffen sind. Nun da wir es so deutlich eingesehen und begriffen haben, nun hoffe ich, werden wir alle auch darnach thun! Ja, glaubt mir alten Manne! Ich habe in meinem Leben viel Ungemach ausgestanden, wie ihr selbst wisset: ich bin aber Gottlob! doch immer gutes Muths dabey gewesen: Und soll ich euch sagen, was mich immer bey gutem Muthe erhalten hat? Nichts anders, als dieses: daß ich es so gemacht, wie ich euch eben vorgestellt habe. Ich habe mich bey allem, was ich unternahm, bemüht, es aufs beste zu machen. Ich habe immer darnach gestrebt, mehr zu lernen. Ich habe gesucht, mir einen Fehler nach dem andern abzugewöhnen, und habe wissentlich keine Gelegenheit versäumt, Gutes zu thun. Ich habe meine Freude daran gehabt, mit meinen wenigen Einsichten und Kräften, so viel auszurichten, als ich konnte. Ich habe dabey Gott vertraut, daß er zu allem, was ich unternahm, seinen Segen geben, und noch mehr auf den guten Willen, als auf die That sehen

würde. Dadurch bin ich so weit gekommen, daß ich ohne Bangigkeit auf mein geführtes Leben zurück sehen, und nun wenn meine Stunde kommt, getrost sterben kann. Wer es nun unter euch bis jetzt noch nicht so machte; der fange doch heute an, meine Lieben! Wie schnell geht nicht das kurze Leben vorüber, und dann kommt die Ewigkeit, die kein Ende nimmt! Versucht es nur einmahl und überlegt heute Abend alles, was ihr morgen thun, und wie ihrs aufs beste einrichten wollt, daß es Gott und Menschen wohlgefalle! Oder fragt euch morgen frühe, wenn ihr aufwacht, ehe ihr noch ans Frühstück geht: was wirst du heute thun, um verständiger und besser zu werden? Welchen Fehler hast du dir noch abzugewöhnen? Wie wirst du in deiner Wirthschaft alles aufs beste einrichten? Wem könntest du eine Freude machen, oder etwas zu Liebe thun? Was könntest du da oder dort zur Besserung deines Weibes, deiner Kinder, deines Freundes thun oder reden? Wie wirst du die heute vorfallenden Unterthanen-Pflichten gegen deine Herrschaft erfüllen? — Diese und andere solche Fragen thut an euch selbst, und denkt nach, wie ihr jedes aufs beste anstellen wollt? Morgen Abends besinnt euch dann wieder auf alles, wie es abgelaufen ist, und denkt, was übermorgen geschehen soll, und wie ihrs da noch besser machen wollt! Dieses treibt dann so weiter und betet fleißig zum lieben Gott, daß er euch beystehe. Er wird euch gewiß erhören. Er hat euch ja dazu erschaffen, daß ihr immer besser werden und alles besser machen sollet: Er wird das gute Werk, das er angefangen hat, auch vollführen helfen; wenn ihr das eure dabey thut. Wird es aber diesem oder jenem unter euch zu schwer, oder hat einer und der andere meine Meynung nicht recht verstanden: so kommt zu mir! Ich will euch gern rathen und helfen, so viel ich kann und so lang ich noch lebe. Ich möchte

 Euch,

Euch, Ihr Lieben, doch alle gern so fromm und vergnügt sehen, daß ich mein graues Haupt heute oder morgen mit Freuden ins Grab legen und vor dem Richterstuhl Gottes hintreten und sprechen könnte: **Hier sind sie, Herr, die du mir gegeben hast. Ich habe deren keines verloren.**

Du allbarmherziger Vater im Himmel! gieb doch deinem alten Diener diese Freude noch in seiner Todesstunde, Amen!

Mel. **Wer nur den lieben Gott** rc.

Damit wir, wie du willst, auf Erden
Im Guten immer eifriger,
Verständiger und besser werden:
So leite du uns selbst, o Herr!
Und laß, zu wandeln deine Bahn
Uns stets mehr Licht und Kraft empfahn!

Dreyzehntes Capitel.

Wie der junge Herr von Mildheim fortgereiset, und was er für eine Verordnung hinterlassen.



Den Tag nach Ostern begab sich nun der Herr von Mildheim auf die Reise. Fast das ganze Dorf

Dorf versammelte sich, ihn fortfahren zu sehen. Ein Theil Leute weinten darüber und alle beteten zu Gott, daß er den Herrn behüten und erhalten möchte, daß er gesund wieder käme! denn sie hoften einen recht guten Herrn an ihm zu haben. Die Aeltesten und Vorsteher der Gemeinde stellten sich in Ordnung an der Thür, wo er in den Wagen steigen sollte, und als er heraus kam, brachte der Schulze das Wort an: daß alle Menschen im Dorfe dem gnädigen Herrn viel Glück und Segen zu seiner Reise wünschten, und daß sie im Kirchengebet, wo seiner gedacht würde, allemal dazu setzen wollten: Gott gebe uns den lieben Herrn gesund und glücklich wieder! Er dankte freundlich, schüttelte die alten Väter, die zunächst an ihm standen, bey der Hand und sprach: „Gott behüte euch „ihr guten Leute, vor allem Unglück, und segne euch! „Ich verlasse euch jetzt: hoffe aber bald wieder zu „kommen, und dann will ich mit Gottes Hülfe alles „thun, um der Noth abzuhelfen, welche diesen und „jenen im Dorfe noch drücken mag. Behaltet mich „lieb, und seyd immer so brav und gut, daß ich euch „auch lieb haben kann! Schulze hier ist ein Papier, „das lese er einmahl vor, weil doch die meisten Leute „aus dem Dorfe hier beysammen sind."

Da horchte auf einmahl alles still auf, und der Schulze las, wie folget.

„Dieweil ich unter Gottes Beystand und nach dem letzten Willen meines wohlseligen Herrn Vaters in die Fremde reisen und etliche Jahre ausbleiben werde: so will ich das meine lieben Unterthanen, die Einwohner meines Dorfes Mildheim und der dazu gehörigen Vorwerke Ost- und Westhausen, mich unterdessen nicht vergessen, sondern fleißig an mich denken und mir zu Gefallen leben, als ob ich da wäre. Zu dem Ende setze ich hiermit etliche Belohnungen oder Preise

für diejenigen aus, welche sich meinem Verlangen gemäß bezeigen werden. So bald ich wieder komme, sollen richtig von mir ausgezahlt werden:

1) 50 Gulden denjenigen Eheleuten, welche die vergnügteste Ehe in Friede und Einigkeit führen, und ihre Kinder am besten zur Gottesfurcht und zur Haus- und Feldarbeit erziehen.

2) 50 Gulden demjenigen Hauswirth, der jetzt in Schulden oder sonst in Noth steckt, und der durch Fleiß und Sparsamkeit sich Schuldenfrey macht, oder am meisten vor sich bringt, ohne geizig zu seyn, oder sich am unrechten Gut zu vergreifen.

3) 50 Gulden dem jungen Burschen, der den Ackerbau und das Fuhrwesen am besten erlernt, und sich dabey am sittsamsten und ordentlichsten aufführt.

4) 50 Gulden demjenigen erwachsenen Mädchen, welches die Haus- und Viehwirthschaft, Spinnerey und was sonst zu einer tüchtigen Hausfrau gehört, am besten versteht, und dabey das Lob erlangt, daß sie die sittsamste und doch auch die leutseligste und höflichste im Dorfe ist. Außer den 50 Gulden soll diese auch die beste Kuh aus meiner Heerde und eine ordentliche Ausstattung von mir bekommen, wenn sie heyrathet: weil es solcher Mädchen wenig giebt.

5) 25 Gulden sollen unter die 5 Schulknaben getheilt werden, welche am besten lesen, schreiben, rechnen und aus dem Noth- und Hülfsbüchlein, das ich der Schule zurücklasse, antworten.

6) 25 Gulden unter 5 Schulmädchen, welche dieses und was sonst in der Schule gelehrt wird, am besten verstehn.

Diese Preise sollen, wenn ich wiederkomme, alsbald ausgezahlt werden; nachdem ich werde haben strenge untersuchen lassen, wer sie verdient hat.

von Mildheim.

Der

Der Schulze hatte kaum ausgelesen, so rief der Herr v. Mildheim: Nun lebt wohl, ihr guten Leute! und stieg mit dem Herrn Pfarrer, der ihn bis in die nächste Stadt begleitete in den Wagen. Hans, der Kutscher, hieb die Pferde an, und da giengs auf und davon. Die Leute waren so erstaunt, daß sie fast alle stumm stehen blieben, bis der Wagen durch sie hinfuhr. Da streckten alt und jung die Arme aus, und schrien: daß ihn Gott geleite, den lieben Herrn! Und der ganze Haufe stürzte hinter dem Wagen her, und sie sahen ihm nach, bis er um den Birkenhügel herum war, der vor Mildheim liegt. Nun war auf dem Heimwege ein so lautes und verwirrtes Sprechen durcheinander über den gütigen Herrn, der ihnen noch Geld dazu geben wollte, wenn sie ihre Pflicht thäten und ihren Nutzen suchten, daß fast keiner den andern verstehen konnte. So was hat man weit und breit noch nicht erlebt, rief einer; und ein anderer sagte: er machts eben so, wie der liebe Gott, der giebt uns auch mehr, als wir verdienen, und segnet uns noch dazu, wenn wir klüger in unsern Sachen werden! Und wenn wir gern andern auch helfen, setzte Nickel Schmidt dazu, wie uns der ehrwürdige Herr am 2ten Festage so schön gelehrt hat. Kurz im ganzen Dorfe war noch niemahls eine solche große Freude bey allen Menschen gewesen. Der Schulze schrieb hernach die Schrift wegen der Preise noch etlichemal ab, und nagelte sie an die Schul- und Kirchthür, und ans Wirthshaus, daß es jedermann lesen konnte. Und alle Hausväter, Hausmütter, Bursche, Mädchen und Kinder spitzten sich Anfangs darauf, daß sie wohl so glücklich seyn könnten, die Belohnung zu bekommen; bis sie überlegten, daß man sie auch verdienen müße, und daß nur einer sie bekommen könne. Was nun schlechte Leute waren, die dachten: an dich kommen die 50 Gulden doch nicht; was sollst

du

du dich lange martern und quälen, daß du sie verdienest. Aber die meisten erinnerten sich daran, daß ja der Mensch dazu erschaffen sey, daß er immer besser und besser werde in seinen Sachen; und da dachten sie: bekommst du auch den Preiß nicht, so nutzt es dir doch und ist Gottes Wille, wenn du suchst, deine Wirthschaft und deinen Feldbau zu verbessern, mit deiner Frau gut zu leben und deine Kinder gut zu erziehen. Junge Bursche und Mädchen meinten: wenn sie sich so aufführten, als müßten sie den Preiß verdienen, und sie bekämen ihn nicht: so lernten sie doch dabey einmahl ehrlich durch die Welt zu kommen; und was jedes sonst dabey dachte. Weil sie nun gemerkt hatten, daß in dem Noth- und Hülfsbüchlein, welches der gnädige Herr der Schule und den Kindern geschenkt hatte, mancher gute Rath zu finden wäre: so baten sie nicht nur den Herrn Pfarrer, daß er es der Gemeinde, wenn es ihm gefällig wäre, vorlesen und auslegen möchte; sondern sie trachteten auch darnach es selbst zu Hause lesen zu können. Es traten daher sechs, acht und mehrere zusammen, die sich das Büchlein von dem Schulmeister, oder von den obersten Schulknaben abschreiben ließen; nur daß sie da die Bilder nicht mit bekamen. An den langen Winterabenden versammelten sich dann mehrere, auch Weiber und junge Leute, bey einem, der gut lesen konnte, und lasen darinnen und besprachen sich darüber. Viele waren auch so klug, daß sie dem Büchlein gehorchten, und hatten großen Nutzen davon; wie man hernach sehen wird. Das ganze Noth- und Hülfsbüchlein folgt nun hier selbst, mit allen Bildern, wie es der Herr von Mildheim in die Schule gegeben hatte.

Noth- und Hülfsbüchlein
für Bauersleute

welches lehret,

wie man vergnügt leben, mit Ehren reich

werden, und sich und Andern in allerhand Nothfällen helfen kann.

---

alles mit glaubhaften Historien und Exempeln

bewiesen und mit Bildern gezieret.

Durch einen

dem lieben Bauernstande

Redlich Zugethanen Bürger.



Hilf deinem Bruder in der Noth!
Dieß ist des Christen erst Gebot.

Erklärung

des vorstehenden Bildes.

Dieses Bild stellt den lieben Herzog Leopold von Braunschweig vor, wie er zu Frankfurt, da die Oder ausgetreten war, in einen Kahn stieg und einer armen Frau ihre Kinder retten wollte; ob er gleich ein Herzog war. Der liebe Gott nahm ihn drüber zu sich: und wir lernen daraus, daß man allezeit helfen soll, wo Noth vorhanden ist; man sey vornehm, oder geringe.

Inhalt.

Erster Theil:

wie Bauersleute vergnügt leben können.

1. Was bey dem Brodbacken zu beobachten ist. Seite 65
2. Wie verdorbenes Getraide zu verbessern = = 70
3. Von den Kartoffeln = = = = = 73
4. Vom Zugemüse und dessen Aufbewahrung = 78
5. Von giftigen Wurzeln = = = = = 83
6. Von giftigen Gartenkräutern = = = = 87
7. Von giftigen Beeren und Kirschen = = = 90
8. Von giftigen Gesäme = = = = = 93
9. Von den Giftgewächsen insgemein = = = 96
10. Vom Obst und dessen Nutzen = = = 100
11. Vom Brenn = und Speise = Oehl = = = 108
12. Was beym Fleisch = Essen in Acht zu nehmen ist = 112
13. Vom Wasser = = = = = = = 122
14. Vom Bierbrauen = = = = = = 126
15. Vom Brodbier = = = = = = 136
16. Vom Obst = Wein = = = = = = 140
17. Vom Eßig = = = = = = = 145
18. Vom Brandwein und dessen Mißbrauch = = 149
19. Von der Reinlichkeit im Hauswesen = = 155
20. Vom Schaden der Unreinlichkeit = = = 161
21. Vom unmäßigen Fressen und Saufen = = 166
22. Von der Kleidung = = = = = = 170
23. Von der Wohnung und den Hausgeräthschaften = 179
24. Vom Heyrathen = = = = = = 188
25. Michel Wolfs Ehestandsgeschichte und Kinderzucht 193
26. Was dabey herauskommt, wenn Bauersmädchen sich mit vornehmen Herren gemein machen = 199
27. Schreckliche Folgen der Unzucht = = = 205
28. Ferneres Unheil aus Michael Wolfs schlechter Kinderzucht = = = = = = = 210
29. Herrn Flinks Haus = und Gesinde = Ordnung = 218
30. Von der Ehre = = = = = = 226
31. Von der Gemüthsruhe und einem guten Gewissen 232

Zweyter Theil:

Wie Bauersleute mit Ehren reich werden können.

32. Was Wilhelm Denker für ein Mittel erwählt, zu einem kleinen Gute zu gelangen = = 235

33. Aus=

33. Auszug aus Wilhelm Denkers Reisebeschreibung Seite 240
34. Ein Griff aus Wilhelm Denkers Windbeutel ≈ 267
35. Beschreibung des klugen Bauers Kleinjoog ≈ 272
36. Wie Wilhelm Denker seine Haushaltung zum Erwerben eingerichtet ≈ ≈ ≈ 278
37. Unterricht vom Klee ≈ ≈ ≈ ≈ 293
38. Wilhelm Denkers Kunst zu sparen ≈ ≈ 302

Dritter Theil:

wie sich Bauersleute in allerhand Nothfällen des Lebens helfen können.

39 Von der Beschaffenheit des menschlichen Leibes, von der Kunst des Arztes und dem Betrug der Quacksalber ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ 307
40. Die Kunst alt zu werden ≈ ≈ ≈ 320
41. Was man thun soll, daß bey Sterbefällen die Leute nicht eher begraben werden, bis sie tod sind ≈ 13
42. Was man mit Leuten machen soll, von denen man nicht gewiß weiß, ob sie Tod sind ≈ 18
43. Wie man mit Erfrornen umgehen soll ≈ 21
44. Der erfrorne Sohn des Schinders zu Kalbsdorf wird wieder lebendig ≈ ≈ ≈ 24
45. Wie man Betrunkene wieder zum Leben bringt ≈ 331
46. Wie man erstickte rettet, desgleichen von Baselisken und der Kunst Geister zu bannen ≈ 339
47. Wie man Erhenkte lebendig macht, wenn sie noch nicht todt sind ≈ ≈ ≈ ≈ 340
48. Vom tollen Hundsbiß und den Mitteln dagegen 350
49. Von Ottern, Spinnen, Bienen und Wespen, Mücken und Ohrwürmern ≈ ≈ ≈ 357
50. Vom Behexen, Zaubern und Vergiften, auch vom Drachen, von Irrlichtern und Sternschnuppen ≈ 361
51. Feuerkatechismus für Junge und Alte ≈ 367
52. Von Gewittern ≈ ≈ ≈ ≈ 375
53. Von der Hungersnoth ≈ ≈ ≈ 381
54. Vom Unkraut, Ungezieser und anderer Feld- und Gartennoth ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ 386
55. Von Kriegsnoth und Prozessen ≈ ≈ 397
56. Von der Noth des Viehes ≈ ≈ ≈ 405

Erster Theil.
Wie Bauersleute vergnügt leben können.

I.
Was bey dem Brodbacken zu beobachten ist.



Hab ich nur immer gutes Brod:
Hats mit dem Hunger keine Noth.

In Zückershofen hatte jeder Einwohner seinen eigenen Backofen bey seinem Hause, und die Leute hielten darauf, als auf eine alte Gerechtigkeit; ob schon der Fürst geboten hatte: sie sollten ein Gemeindebackhaus anlegen. Nun begab sichs oft, daß die Leute sehr schlechtes Brod essen mußten: weil die Weiber das Säuren und Backen nicht recht verstanden. Eine säuerte zu kalt ein; da gab es klümprichtes Brodt: die andere zu heiß, da wurde es blasig. Eine nahm zu wenig Wasser; das gab derbes Brodt, das wie Bley im Magen lag; die andere zu viel Wasser, da wurde es glitschig und blieb zwischen den Zähnen kleben.

Mit dem Sauerteige wußten sies noch weniger zu treffen. Eine frischte ihn nicht oft genug an: da wurde er stinkend und verdarb das Brod. Eine nahm zu wenig: da blieb das Brod sitzen; und eine andere zu viel, daß es schwammigt wurde. Daß man ein wenig Salz in den Teig thun muß, wußten manche gar nicht. Beym Kneten war die und jene zu ungeschickt oder zu faul, den Teig so lange durchzuarbeiten, bis er nicht mehr an die Hände klebte. Frau Anne verschliefs fast allemal. wenn sie des Abends gesäuert hatte: und da versauerte der Teig und das essigsaure Brod fletschte sich und floß auseinander, wenn es in den Ofen kam, und machte hernach den Leuten Bauchgrimmen. Auch konntens die wenigsten mit der Hitze im Backofen recht treffen. Einmal war er zu heiß, da verbrannte es auswendig und blieb inwendig klößig: das anderemal war er nicht heiß genug; da wurde das Brod ausgedörrt, verlor alle Kraft, und blieb in der Mitte doch kleistrig. Manche Frau schob die Brode, wenn sie den Teig kaum ausgewirkt hatte, flugs in den Ofen, um bald fertig zu seyn: und da bläserte sich die Rinde in die Höhe, und die Krume wurde fest und schmeckte süßlich, als ob nicht genug Sauerteig darinne wäre. Daher kam es, daß in dem Dorfe Magendrücken, Leibweh und Verstopfungen kein Ende nahmen, und die Kinder vor Würmern nicht zu bleiben wußten; woran allein das schlechte Brod schuld war. In nassen Jahren, wo das Korn feucht eingebracht wurde, war es noch schlimmer.

Nun hatten die Leute auch nicht bedacht, daß wenn sechs Haushaltungen auf einmahl in Einem Ofen backen, fast fünfmal weniger Holz und Stroh darauf geht, als wenn jede in einem besondern Ofen bäckt; auch nicht, daß ein Backofen, der alle Tage geheitzt wird, nicht so viel Feurung braucht, als wenn man ihn alle 8 oder 14 Tage heitzt. Desgleichen auch, daß so

viel

viel Backöfen im Dorfe sind, so vielmal auch Feuersgefahr dabey ist, und um desto mehr, je seltner die Leute beym Backofen beschäftiget sind. Es kam aber endlich zweymal kurz hintereinander Feuer beym Backen aus; und brannten etliche Häuser ab. Da ließ der Fürst den Leuten die Backöfen mit Gewalt einreißen, und auf Kosten der Gemeinde ein Gemeindebackhaus aufrichten, welches auf einen von den Häusern abgesonderten Platz gebaut wurde, da man rund herum kommen konnte. In dieses Backhaus wurde ein gelernter Becker gesetzt, der verzinsete der Gemeinde die angewandten Kosten durch einen jährlichen Pacht; und es traf eben, daß dieser Becker, welcher Meister Conrad hieß, das Backen recht von Grund aus verstand, und sonst auch ein kluger und braver Mann war. Wie dieser merkte, daß die Weiber mit dem Säuern und Knäten nicht recht umzugehen wüßten: so lehrte er es etliche, die seine Nachbarinnen und gute Freundinnen waren. Die bekamen nun so schönes, lockeres, ausgebacknes, wohlschmeckendes Brod, daß es einen anlachte. Andere wollten denn auch gern solches Brod haben, und giengen hin, und sahen zu, wies die Weiber, die ers gelehrt hatte, machten. So bekam nach und nach das ganze Dorf besseres Brod. Meister Conrad hielt es aber so mit seinem Backwesen. Er sorgte immer für guten frischen Sauerteig: den die Leute bey ihm hohlten und ihm hernach so viel von ihrem Teige wieder gaben. Er sagte ihnen, um welche Zeit sie einsäuern sollten, je nachdem ihr Mehl von guten reifen, oder von halbreifen, feucht eingebrachten Korne war. Des Morgens schickte er seinen Jungen herum, der die Backgäste zum auskneten weckte. Mit dem Glockenschlage, da sie bestellt waren, fieng er nun an, einzuschieben, und wenn er fertig war, pfiff er noch einmal

auf dem Finger ins Dorf hinein, und wer nun nicht gleich gelaufen kam, der blieb mit seinem Teige drauſsen. Ehe er aber einschob, probierte er den Ofen, so daß er eine Hand voll Mehl ins Ofenloch legte. Wurde dieses gleich braun; so ward ihm die Hitze recht: blieb es weiß, so schob er noch Holz nach, und wurde es ganz schwarz, so ließ er die Hitze erst wieder etwas abkühlen. Runde 12pfündige Brode ließ er 3 Stunden im Ofen; 8pfündige nur 2 Stunden; und 6pfündige nur eine Stunde; und die langen Brode etwas weniger. Waren die Brode herausgezogen so ließ er sie nicht gleich von der Hitze in die kalte Luft bringen: sondern stellte sie neben einander, daß sie nach und nach kalt wurden. Auf solche Art hatten die Leute immer so gutes Brod, daß sie sich recht daran laben konnten, und es bekam ihnen besser, als den Stadtleuten ihr schönstes Weißbrod. — Das einzige, was ihm Anfangs noch fehlte, war, daß es sandig schmeckte. Dieses kam nämlich daher, daß der Müller weiche Sandsteine zu Mühlsteinen hatte, von denen sich der Sand abrieb und unter das Mehl kam. Auch pflegte er wohl, wenn er frisch geschärft hatte, gleich Brodkorn aufzuschütten, und da kam der Sandstaub in das Brod, welcher Uebelkeiten, Bauchgrimmen, Magendrücken und andere Beschwerden verursachet. Meister Conrad sagte es dem Müller wohl zehnmal in Güte: er sollte härtere Mühlsteine anschaffen. Als er aber nicht hören wollte, weil sie theurer sind, als die weichen: so stiftete es der Bäcker an, daß die Gemeinde ihn verklagte. Da wurden ihm die weichen Steine von Obrigkeitswegen zerschlagen; er mußte härtere anschaffen, und bekam strengen Befehl, wenn er die Steine geschärft hätte, allemal erst etwas Frucht für das Vieh darauf zu schroten, ehe er Brodkorn für die Menschen aufschüttete. Meister Conrad rieth auch den Leuten, daß

sie

sie vom Brodkorn kein Kernmehl zu Klößen, Kuchen und Brey abnehmen sollten: weil es kein gutes Brod geben könne, wenn das feinste Mehl heraus sey. Sonst hatte das gemeine Backhaus auch noch den Nutzen, daß die Leute einen Topf mit Sauerkraut, Erbsen Linsen, Hirse und dergleichen dahin gaben, wo es für etliche Pfennige gar gekocht wurde; während daß sie ihre Arbeit verrichteten und Holz und Zeit ersparten.

Dieser Meister Conrad hatte auf seiner Wanderschaft in Westphalen auch Pumpernickel backen gelernt, welcher in seiner Gegend nicht bekannt war. Diese Art Brod wird nicht von Mehl, sondern von geschrotenem Roggenkorn gebacken. Man säuert mit warmen Wasser, meistens ohne Sauerteig, knetet den Teig recht fest, macht daraus große 4eckige Leiber von 30 bis 40 Pfund und läßt sie 24 Stunden im Backofen. Dieß giebt ein wohlschmeckendes, nahrhaftes und gesundes Brod, welches sich an einem kühlen Orte lange Zeit frisch und saftig erhält. Es muß aber nicht allzusauer und recht ausgebacken seyn. Von solchen Pumpernickel machte Meister Conrad eine Probe auf den Kauf: und er schmeckte den Leuten so gut, daß er in der Folge kaum genug backen konnte, so stark gieng er ab. Auf diese Art kam er nach und nach zu einen schönen Vermögen, und Jedermann gönnte es ihm von Herzen: weil er dem ganzen Dorfe durch seine bessere Art zu backen Nutzen geschafft hatte. Auch sah man daraus, daß es überall gut sey, nachzuforschen, wie man seine Sachen immer bisser einrichten könne. Uebrigens hat man auch Exempel, daß in Gemeindebackhäusern auch gar schlechtes Brod gebacken wird: wenn die Obrigkeiten dem Bäcker nicht auf die Finger sehen, und die Leute doch gezwungen sind, bey ihm zu backen. Was ein solcher verdirbt, sollte man ihm allezeit bezahlen lassen.

2.
Wie verdorbenes Getraide zu verbessern und gesundes Brod daraus zu backen sey.

Schlechte und verdorbne Sachen,
Sind durch Klugheit gut zu machen.

Im Jahr 1771. waren wegen des nassen Sommers in Ude die Früchte theils schon auf dem Halm ausgewachsen, theils feucht eingebracht worden. Die meisten Einwohner hatten kein alt Korn mehr, und mußten das neue essen. Da wurden viele kränklich und bekamen zuletzt böse Faulfieber, daß sie wegstarben, wie die Mücken; besonders die Kinder. Nur des Schulmeisters Kinder blieben, so wie er und seine Frau, frisch und gesund; da sie doch ebenfalls ausgewachsenes Korn aßen. Nun fragten die Bauern den Schulmeister: wie er das machte, und er sagte es ihnen recht gern, gabs auch den Kindern als eine Vorschrift zu schreiben auf, welche so lautete:

„Unreifes Korn ist schwer zu mahlen, und giebt klebriges Mehl. Der Teig bleibt flüssig, geht nicht recht auf, und bäckt sich nicht recht aus, so daß das Brod wasserstreifig wird. Solches Brod ist der Gesundheit sehr zuwider; eben nicht in der ersten Woche für einen starken Magen: aber die Wehen kommen nach. Denn es ist unkräftig, schwer zu verdauen, blähet den Leib auf, läßt im Magen und in den Gedärmen einen Kleister zurück, giebt ein träges schleimiges Blut: und daraus kommt Magendrücken, Leibwehe, Verstopfung und zuletzt langwieriges Fieber. Kindern ist es am schädlichsten.

Feucht eingeerndtes Korn mus man nicht eher, als im Frühjahr, wo es hinlänglich ausgedörret ist, backen; oder man muß es auf der Malzdarre langsam trocknen,

trocknen, ehe man es vermahlet. Das Mehl verwahre man an einem lüftigen Orte, und wenn mans verbacken will, trockne man es erst recht am Ofen. Wer es haben kann, der mische zu dem neuen Mehle die Hälfte vom jährigen, oder ein Drittheil gutes Gerstenmehl. Zum Einsäuren nehme man weniger Wasser, als bey gutem Mehle. Man nehme aber scharfen Sauerteig und etwas mehr, als gewöhnlich; dann auf jede Metze Mehl eine Handvoll trocknes Salz. Den Teig decke man wohl zu, und lasse ihn an der Wärme wohl gähren. Zum Kneten nehme man recht trocknes Mehl; den Teig arbeite man recht durch, bis er ganz steif wird; dann lasse man ihn recht aufgehen, ehe man in den Ofen damit eilt. Die Brode mache man nicht zu groß und nicht zu dick, und backe nicht zu viel auf einmal: weil es leicht schimmelt, und dadurch noch ungesunder wird. Der Ofen darf nicht zu heiß seyn: das Brod setzt sonst zu schnell eine harte Rinde, dünstet nicht Feuchtigkeit genug weg, und bleibt sitzen. Wer ausgewachsenes Korn verbacken muß, der nehme eine Hand voll rein gesiebte Asche, binde sie in ein leinenes Tuch, und lege sie in das zum Einsäuren zu erwärmende Wasser. Ist das Wasser heiß genug, so nimmt man die Asche heraus, und gießt etliche Gläser Brandwein hinzu, und machet es so, wie oben beschrieben worden. Kümmel darunter macht es auch gesunder und weniger blähend. Das aus dem Ofen gekommene Brod lasse man nicht zu schnell in der Luft abkühlen, und esse es nicht frisch.

Die Gemüse, welche zu feucht gewachsen sind, werden dadurch gesünder, daß man sie mit kaltem Wasser ansetzt, dann das Wasser, wenn es kocht, abgießt und wieder frisches daran schüttet. Man nehme auch in nassen Jahren mehr Kümmel, Ingwer, Pfeffer, gröblich gestoßen, desgleichen Zwiebeln und Wachholderbeeren

zu den Speisen. Dieß befördert die Verdauung und die Gesundheit."

Diese Vorschrift nahmen die Kinder mit nach Hause und lasen sie den Eltern vor, und einige thaten darnach. Diese fanden wirklich, daß nun ihr Brod besser schmeckte und ihnen auch besser bekam. Die aber nicht darnach thaten, behielten schlecht Brod und mancher wurde siech und krank davon.

Noch gefährlicher, als die ausgewachsene und feuchte Frucht ist aber das sogenannte **Mutterkorn**, (**Afterkorn, Kornzapfen**) welches aus verdorbenen Roggenkörnern entsteht, wenn darin von vieler Nässe und Kälte die Milch verfault. Da wachsen die kleinen schwarzblauchlichten spitzigen Schwämme heraus, welche wie Zapfen aussehen. Das Mehl davon ist braunblau und riecht übel. Der davon gemachte Brodteig zerfließt und das gebackene Brod zerfällt in Klumpen. Schweine, Hühner, Gänse, Enten und Fliegen sterben von dem Wasser, worin Mutterkorn gewaschen worden, und wenn die Menschen etwas viel davon essen, verfallen sie in eine sehr schlimme Krankheit, welche die Kriebelkrankheit heißt. Diese herrschte im Jahr 1741 in der **Neumark**, wovon alte Leute noch zu sagen wissen. Die Kranken bekamen erst Ekel, Erbrechen, Magenweh und Bauchschmerzen. Alsdenn ein besonderes Kriebeln in der Haut und heftige Verzuckungen, (Gichter). Dann wurden sie dumm und redten irre. Sie spürten einen Heißhunger und bekamen einen Durchlauf, in welcher Würmer abgiengen. Manchem fielen die Zähne aus, oder es schworen ihnen Gelenke und Finger ab. Und an dieser Krankheit mußten viele jämmerlich sterben. Sie war aber blos davon entstanden, daß die Leute viel Mutterkorn im Brode gegessen hatten. Desgleichen sind auch im Jahr 1709 in der Herrschaft Sologne in Frankreich

in

in kurzer Zeit acht tausend Menschen an solchen Zufällen gestorben, die vom Mutterkorn herkamen; und weil in dasigeer Gegend, welche sehr feucht ist, alle Jahr viel Mutterkorn wächst: so haben die Einwohner fast alle dicke, aufgeschwollne Bäuche und wenig Kräfte in den Gliedern. Wem also seine Gesundheit lieb ist, der muß das Mutterkorn, wenn es dessen giebt, aus dem Brodkorn herausschaffen, und die Frucht tüchtig waschen und umrühren, ehe er sie auf die Mühle schickt. Da schwimmt das Mutterkorn oben und man kann es abnehmen. Ein Müller aber, der ein guter Christ seyn will, muß kein Korn, darinn solches gefährliches Gesäme ist, auf seine Mühle schütten lassen: sondern die Leute dazu anhalten, daß sie es erst reinigen.

Waitzen, worin viel Brand ist, muß eben so sorgfältig gewaschen und gereiniget werden. wenn er der Gesundheit nicht schaden soll. Wider den Brand hat man auch schon sichere Mittel erfunden, welche im dritten Theil dieses Büchleins beschrieben sind: aber wider das Mutterkorn noch nicht. Wiewohl zu hoffen ist, daß die Menschen mit der Zeit auch wider dieses Uebel eines erfinden werden: wenn sie nur fleißig fortfahren, die Natur des Getraides zu erforschen, und allerhand Proben damit anzustellen.

3.
Von den Kartoffeln.

Schön röthlich die Kartoffeln sind
Und weiß, wie Alabaster.
Verdaun sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind,
Geschweige den für Schwein und Rind!
Ein rechtes Magenpflaster.

Die Kartoffeln, Tartüffeln, Erdtüffeln, Erdbirn, Grundbirn, (welche auch an einigen Orten

 fälsch-

fälschlich Erdäpfel genannt werden), sind eine gar herrliche Frucht, wofür man Gott und dem holländischen Admiral Franz Drake, der sie Anno 1586 zuerst aus Amerika mitgebracht hat, nicht genug danken kann. Sie lassen sich trocken mit Salz essen: man kan sie in Sauerkraut, Möhren, Rüben, Erbsen, braunen Kohl und fast alles Gemüse mengen; die kleinsten kann man in Suppen thun, wie kleine Klöse oder Knötel. Man kann Brey und Suppe daraus kochen und Kuchen und Brod daraus backen. Ein gutes und gesundes Kartoffelbrod wird aber auf folgende Weise bereitet. Man schälet die rohen Kartoffeln, schneidet sie in kleine Stücke und legt sie über Nacht in frisches Wasser. Den andern Tag nimmt man sie heraus, thut sie in einen Kessel oder grossen Topf, setzt sie mit so viel Wasser, daß es die obersten erreicht, ans Feuer, und kocht sie zu einem ordentlichen Brey. Ist dieser fertig und so viel abgekühlt, daß man die Hand darinnen leiden kann, so reibt man ihn durch ein enges Sieb in den Backtrog. Des Abends thut man den Sauerteig hinzu und knetet so viel Kornmehl hinein, als sonst ein gewöhnlicher Brodteig erfordert; ohne einen Tropfen Wasser dazu zu gießen. Diesen wohl durchgearbeiteten Teig läßt man die Nacht über etwa 9 bis 10 Stunden stehen. Des Morgens nimmt man wieder kein Wasser dazu: sondern arbeitet den Teig wohl durch und knetet so viel Mehl hinein, bis er seine gehörige Steife bekommt. Nun muß er 3 oder 4 Stunden in ziemlicher Wärme stehen, ehe er ausgewirkt und in den Ofen geschoben wird. Der Ofen muß etwas stärker, als zu Mehlteig geheitzt seyn. So kann man aus den Kartoffeln ein wohlschmeckendes und gesundes Brod backen, welches noch besser wird, wenn man ein wenig Salz und Kümmel mit einmengt.

Kluge und sparsame Hausmütter in großen Wirthschaften wissen aus dieser Frucht auch Stärke zu bereiten, so viel sie jährlich zu der Hauswäsche brauchen. Man nimmt die grösten Kartoffeln, wäscht sie ganz rein, reibt sie auf dem Reibeisen über ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Das geriebene gießt man mit dem Wasser durch einen Durchschlag, damit alle Fasern von den Schalen zurückbleiben. Das durchgeseihete wird nun in ein dünnes Tuch oder einen Sack von Leinwand gethan, und mit den Händnn nach und nach herausgepresset oder geknetet, daß das gröbere Mehl in Sacke bleibt. Dieß geschieht 2 bis 3mal, bis man sieht, daß nichts grobes mehr darunter ist. Man thut nämlich jedesmal das im Sacke gebliebene Grobe weg. Die feine Masse wird nun in einem hölzernen Gefäß mit Wasser umgerührt, und wenn sie eine Weile gestanden und sich gesetzt hat, wird das Wasser langsam abgegossen, und frisches darauf geschüttet. Mit diesem wird sie wieder gerührt, und man läßt sie wieder setzen, und gießt es oben ab. Und dieses geschieht so vielmal, bis das letzte Wasser ganz hell und klar ist; wobey wohl 3 Tage hingehen. Hat man nun das Wasser von der unten festgesetzten Stärke abgegossen, so legt man reine Tücher oben drauf, in welche sich die noch darauf gebliebene Feuchtigkeit einziehet. Diese ringt man aus und legt sie wieder drauf, bis die Masse ziemlich trocken ist. Alsdenn thut man einen Kreutzschnitt hinein und nimmt die 4 Stücke heraus, legt sie auf Bretter, die mit reiner Leinwand bedeckt sind, und trocknet sie an der Luft und Sonne. Da ist die Stärke fertig.

Bey diesen vielfachen Nutzen sind nun die Kartoffeln auch eine so ergiebige Frucht, daß sie die Aussaat oft 50 mal und drüber wieder geben, und sie halten sich gut bis zum Anfang des Sommers, wenn man im Herbst die

unbe-

unbeschädigsten aussucht und sie in Gruben verwahrt. Für Schweine und Rindvieh sind sie ein trefliches Futter. Gekocht legen sie da mehr ans Fleisch; aber roh zerstossen milchen die Kühe besser davon: nur muß man sie allezeit mit weißen Rüben, oder mit Heckerling oder Spreu vermengen, wenn man sie roh füttert; sonst bekommt das Rindvieh Zittern an den Füßen davon.

So wie nun der Mensch bey allen Dingen mit Vernunft und Klugheit zu Werke gehen muß: so muß er auch bey dieser so nutzbaren Frucht Vorsicht anwenden. Wenn nämlich die Kartoffeln in nassen Jahren zu feucht erwachsen, oder sonst in einem sumpfigen und nassen Boden erzeugt werden: so darf man nicht so viel, als sonst, sondern die Woche nur etlichemal davon essen; wenn man nicht davon krank werden will. Dieses hatten 1777 die Leute in Schlalach in der Mark Brandenburg versehen, wie solches der dasige Hr. Pastor, Namens Germershausen, der gar ein erfahrner Hauswirth ist, in seinem Buche, die Hausmutter genannt, selbst erzählt. Sie hatten eine reiche Kartoffelerndte gehabt: es war aber ein kühler Sommer gewesen, und die Kartoffeln waren nicht recht reif geworden. Manche hatten inwendig schwarze oder röthlichte Flecken und Punkte. Nun aßen die Leute, weil es deren genug gab, gewaltig viel davon, manche dreymal des Tages. Und in allen den Häusern, wo man so viele aß, brach im September die Ruhr aus und dauerte bis in den November. Wer aber nicht zu viel Kartoffeln gegessen hatte, blieb gesund. Das Zeichen, ob sie gut sind, ist: wenn sie inwendig schön weißgelb aussehen, ohne Flecken sind, einen kräftigen Geruch, und einen reinen gleichen Geschmack, fast wie Nüsse, haben. Die Vorsicht ist noch zu beobachten, daß man vor Michaelis keine Kartoffeln esse: weil sie Durchlauf und Ruhr verursachen, wenn sie noch un-

reif und zu wässericht sind. Beym Kochen muß das Wasser die Kartoffeln nicht völlig bedecken, und je geschwinder sie bey einem starken Feuer aufsieden, desto besser schmecken sie.

Seit einigen Jahren hat man nun bemerkt, daß diese nützliche Frucht ausartet und immer schlechter, und ungesunder wird, sowohl für die Menschen, als fürs Vieh. Verständige Landwirthe haben daher überlegt, was dabey zu thun sey, und haben zwey Mittel gefunden, wie man sie wieder verbessern kann. Das eine ist, daß man neuen Saamen zuziehet. Man setzet nämlich gute, frische, nicht ausgewachsene Kartoffeln in ein Gartenland an einen sonnenreichen Ort, und läßt das Kraut bis in den Herbst stehen. Alsdenn sammelt man die reifsten Saamenäpfel, und reibt sie durch einen Durchschlag in einen Zuber mit Wasser. Da fällt der Saame zu Boden, diesen trocknet man langsam zwischen Löschpapier und bewahrt ihn an einem luftigen Orte, bis aufs folgende Frühjahr. Da säet man ihn ganz dünne auf Gartenland und behackt und häufelt fleißig um die jungen Pflanzen. Im Herbst macht man die neuen Kartoffeln aus, welche noch ganz klein sind. Man verwahrt sie nun in einer tiefen Grube im Freyen, damit sie nicht auswachsen, und pflanzt sie im folgenden Frühjahr. Dieß giebt eine ganz neue vortrefliche Art von Kartoffeln.

Das andere Mittel sie zu verbessern, welches ein kluger Landwirth in Franken probiert hat, besteht blos darinne: daß man zum Saamen die besten unbeschädigsten Kartofleln von der Größe eines Hünereyes schon im Herbst aussucht, sie in einer Grube verwahrt, und nicht zerschneidet, sondern ganz pflanzet. Wenn man dieses einige Jahre fortsetzt, wird auch die ganze Art verbessert, am Geschmack und am Nutzen.

---

4. Vom

4.

Vom Zugemüse und dessen Aufbewahrung.

Aus ihrem Schooße bringt die Erde viele Gaben,
Dich, wenn du fleißig bist und klug, damit zu laben.

„Es wundert mich sehr, daß ihr Bauersleute mei„stens mit groben Mehlspeisen und trocknen „Hülsenfrüchten zufrieden seyd: da ihr doch das ganze „Jahr hindurch das schönste Gemüse von allen Arten „essen, und in eurer Kost so oft abwechseln könntet als „die Stadtleute, wenn es euch nur beliebte! — So sprach der Hr. Pastor Eisen zu Torma in Liefland mit einem Bauer, der sich unter Weges zu ihm gesellt hatte, Ey! es hat sich wohl zu belieben, antwortete der Bauer: Esse doch einer, was er nicht hat! „Das wollt ich eben sagen, erwiederte der Hr. „Pastor, daß ihrs darinne versehet, daß ihr euch nichts „bessers zu essen anschaffet." — Und so kamen sie mit einander in ein Gespräch, worinne der Hr. Pastor dem Bauer zeigte: wie jeder leicht in seinem Garten, oder auf den Krautländern, nicht allein so viel Kraut, Rüben und Möhren, als er jährlich für seine Haushaltung brauchte, sondern auch noch dazu Sellerie, Petersilge, Körbel, Salat, Zwiebeln, Schnittbohnen, Gurken, Spinat, Wirsingkohl, Braun und Blaukohl, ja sogar den schönen Blumenkohl bauen und sich dann und wann an Sonn- und Festtagen daran laben könnte. Es käme nur darauf an, daß er die Mühe und ein Paar Groschen zum Saamen daran wendete, und seine Kinder zum Gäten und Begießen fleißig anhielte. Die Hausfrau würde auch manche Stunde finden, wo sie Gartenarbeit verrichten könnte; wenn die Wirthschaft in Ansehung des Viehfutters, verbessert würde, so daß sie nicht den halben Tag nach einem Bischen Feldgras herumzulaufen brauchte. Nur

müsse

müſſe freilich der Gemüsbau nicht dem Getraidebau den nöthigen Dünger wegfreſſen, als wodurch der Landmann den größten Schaden habe: ſondern es müſſe alles recht eingetheilt werden, und man dürfe nicht eher Gemüſe bauen, bis der Viehſtand durch hinlängliche Fütterung verbeſſert ſey, ſo daß man Dünger genug habe. Der Bauer machte freilich dem Hrn. Paſtor allerhand Einwendungen gegen dieſe Reden: er mußte aber am Ende doch bekennen, daß alles darauf ankäme, daß einer ſeine ganze Wirthſchaft in guter Ordnung halte, nicht mehr Land habe, als er beſtreiten könne; daß er fleißig überlege, wie alles aufs beſte einzurichten ſey, und daß er bey jeder Sache, die er nicht verſtände, andere um Rath frage, die darum Beſcheid wüßten: ſo könne er wohl Zeit und Gelegenheit finden, das nöthige Gemüſe für ſeinen Tiſch ſelbſt zu bauen. Der größte Anſtoß blieb aber, daß denn doch die meiſten Gemüſe ſich kaum den Winter hindurch halten, und nicht bis es wieder friſche giebt. Da lehrte nun der Herr Paſtor Eiſen den Mann zwey gar leichte Mittel, alle Arten von Kräutern und Wurzelwerk auf ganze Jahre lang aufzubewahren; daß ſie faſt ſo wohlſchmeckend bleiben, als wenn ſie friſch ſind. Das erſte war; daß man alles Wurzelwerk und die Kartoffeln im Herbſt in eine im Garten gemachte 4 Fuß tiefe Grube eingelegt. Man ſchüttet nämlich unten auf dem Boden trocknen Sand, darauf legt man das Gemüſe, und befeſtiget, oben drüber Querſtangen und bedeckt ſie mit Stroh. Alsdenn häuft man die aufgeworfene Erde wieder darauf. Dieſes Mittels bedienen ſich die Gärtner und auch viele Bauern in Thüringen. Macht man nun, wenn die harten Fröſte vorbey ſind, eine ſolche Grube auf: ſo iſt darinne alles ſo friſch; als ob es erſt vom Acker käme. Das andere Mittel iſt, daß man alle und jede Arten von

Gemüſe

Gemüse trocknen kann, so wie das Obst, und wie an manchen Orten schon diese und jene Gemüsart getrocknet wird. Man muß es nur so zu machen wissen, daß sie den Geschmack nicht verlieren, welches auf folgende Weise geschiehet.

Man reinigt und putzt das Kraut oder Wurzelwerk, schneidet es so zurecht, wie zum Kochen, und wäscht es recht rein mit Wasser ab. Darauf breitet man es auf Siebe oder reine ausgespannte Leinwand, oder auf Bretter aus und wendet es fleißig, damit alles Wasser davon ablauft. Nachdem es auf diese Art zum trocknen zubereitet worden: setzt man es in Sieben oder auf Brettern, dünn ausgebreitet, auf den warmen Backofen, oder nahe an denselben. Man kann es auch in den Backofen schütten, wenn man abgebacken hat, und der Ofen nicht mehr heiß, sondern nur mäßig warm ist. Das meiste kommt darauf an, daß man die Blätter oder die geschnittenen Wurzeln fleißig umwende. Man trocknet sie aber so lange, bis die Stängel leicht zerbrechen, wenn man sie biegt, und bis man die Blätter zwischen den Fingern zu Pulver reiben kann. Darauf bringt man sie in einen Keller, oder an einen andern mäßig feuchten Ort, so lange, bis sie sich wieder zusammen drücken lassen, ohne zu zerbrechen. Nun macht man runde Dutten oder Kartusen von Papier, wie die Tabackspackete, und stampft die Blätter oder Wurzelschnitte fest hinein mit einem hölzernen Stößel. Wems am Papier fehlt, kann solche Dutten von Baumrinde machen oder kleine hölzerne Gefäße dazu nehmen. An einem trockenen Orte hält sich nun solches Gemüse Jahre lang gut. Will man davon kochen, so nimmt man auf die Person etwa ein Loth oder drüber, brüht es mit kochendem Wasser an und läßt es ein paarmal damit aufkochen. Alsdenn gießt man es ab, und gießt Fleischbrühe daran, oder anderes

sieden-

siedendes Wasser, und verfährt damit, wie mit frischen Gewächsen. Auf diese Art lassen sich alle Arten von Kohl, auch das gehackte saure Kraut und saure Gurken trocknen; welches beydes aber eben in der stärksten Säure seyn muß. Möhren, Rüben, Selleri und andere Wurzeln werden in dünne Scheiben geschnitten, und diese kann man auch an Faden schnüren, und hinter dem Ofen in der Stube dörren, wenn nur alles reinlich gehalten wird. Grüne Erbsen und Bohnen müssen noch jung seyn, wenn man sie trocknet, und wenn man diese in die Dutten presset, kann man zugleich gedörrte Petersilge dazwischen packen. Der größte Vortheil von dieser Art zu trocknen ist nun, daß die Sachen hübsch reinlich und appetitlich bleiben und sich länger halten. Daher man sich dessen vorzüglich bedient, die Schiffe zu weiten See-Reisen damit zu versorgen. Dem Bauersmann wird es aber auch wohl schmecken, wenn er sich dadurch ein gut Stück Essen auf das Frühjahr und auf die erste Hälfte des Sommers, ehe ihm frische Gemüse zuwachsen, bereitet. — Unter dem Gemüse sind noch die **Möhren, Mohrrüben** oder gelbe **Rüben** von besondern Nutzen; wenn man daraus Saft oder Syrup kochet, wie es gar häufig in Thüringen geschiehet. Man wäscht die Möhren und schabt und putzt sie ganz rein, stampft oder schneidet sie in kleine Stücken und kocht sie weich, aber nur mit wenig Wasser. Nun thut man sie in einen reinen Sack, bindet den zu und presset mit einer kleinen Kelter den Saft langsam heraus. Diesen kocht man alsdenn, bis er dicklich wie Syrup wird. Diesen Möhrensaft kann man auf dem Brode für Butter essen, und kann ihn statt Zucker oder Honig an allerhand Speisen brauchen. Des Morgens gegessen vertreibt er die Würmer und ist sonst sehr gesund. Er hält sich auch 2 bis 3 Jahre, wenn er recht reinlich gemacht und wohl verwahrt wird.

5.

Von giftigen Wurzeln.

Schwarzes Bilsenkraut.



Iß nichts, das du nicht kennst, wenns noch so süße schmeckt:
Weil oft der bittre Tod in süßen Wurzeln steckt.

In einem Kloster zu Rheinau im Elsas wurde vor 150 Jahren an einem Abend ein Salat von Wegwartwurzeln oder Cichorien für die Mönche gemacht, Unter diese waren aus Versehen etliche Wurzeln von schwarzen Bilsenkraut genommen worden.

den. Als nun der Pater Küchenmeister den Salat auf die Tafel brachte, aßen alle, welche in der Gesellschaft speiseten, begierig von den dicken und fetten Wurzeln, dergleichen sie zuvor nicht gesehen hatten. Weil aber eine große Schüssel aufgetragen war, so blieb auch den Schülern und Schneidern im Kloster etwas übrig. Bald darauf gieng ein jeder schlafen; wie denn in vielen Klöstern die ungesunde Gewohnheit ist, gleich nach dem Abendessen zu Bett zu gehen. Da fiengen einige Mönche an, über Schwindel im Kopfe, andere über Trockenheit im Munde, andere über Bauchgrimmen und Schmerzen in den Gliedern zu klagen. Einer wollte sich durch Gurgeln helfen: aber die Zunge war ihm wie gebraten und das Gurgeln half nichts. Nachts um zwölf Uhr, als man sie zum Gebet weckte, war einer schon so von Sinnen gekommen, daß man ihm die letzte Oelung geben mußte. Ein andrer bildete sich ein, er beiße Nüsse auf, und werfe die Kern seinen Finken vor. Er trieb mit einer Hand die Pfauen weg, und murmelte vor sich hin: fort ihr Schelme! komm Finkli, komm Finkli, Finkli! Einer umfaßte in seiner Zelle den Ofen und meynte, es wäre seine Braut. Ein andrer schrie: die Eingeweide würden ihm im Leibe zerrissen. Die in den Chor kommen waren, um ihre Andacht zu verrichten, konnten kaum die Augen öfnen oder lesen. Einer unter ihnen, der vor sich beten wollte, hielt, als er das Buch öfnete, die Buchstaben für belebt, und glaubte einen Haufen Ameisen zu sehen, welche alle durcheinander liefen. Der arme Schneidermeister, der den andern Morgen wieder arbeiten wollte, war blinder als sein Stuhl. Er konnte die Nadel weder einfädeln, noch einen Stich machen, und wenn man ihm einfädelte, stach er sich in die Finger und Knie, und machte allerhand wunderliche Sprünge. Mit diesen Uebeln

 kämpf-

kämpften einige bis an den Morgen. Nun wurde ein Arzt geholt, und weil dieser erfuhr, daß die Kranken Bilsenwurzeln genossen hätten: so gab er ihnen Gegengift, wodurch sie wieder hergestellt wurden, bis auf einen der das Gesicht verlor. Dieses schwarze Bilsenkraut nennt man auch Bilsensaamen, Dollkraut, Schlafkraut, Zigeunerkraut, Rindswurzel, Saubohnen, Teufelsaugen (hyoſciamus niger L.) — an einem Orte so, am andern anders. Es blühet im Julius und August und sieht so aus, wie es oben vorgestellt ist. Die Blume ist blaßgelb mit zarten dunkelrothen Adern durchzogen. Das Kraut wird eine Elle hoch, hat überall harige, auch etwas kleberige Blätter, einen stinkenden Geruch und eine lange, dicke, runzelige, auswendig braune und inwendig weisse, fette Wurzel. Es wächst allenthalben im Schutt auf Baustellen, Kirchhöfen, an Wegen und Gräben in den Dörfern und auf dem Felde.

Bey Allmanshofen in Schwaben, trieb man 1670 das Vieh zur Tränke. Dieses trat stark auf das Ufer und brachte die Wurzeln des **Wasserschierlings** oder **Wüthrichs** hervor. Fast zu gleicher Zeit giengen zwey Knaben und sechs Mädchen kurz vor dem Mittagsessen da vorbey spazieren. Sie sahen die Wurzeln und hielten sie für gelbe Pastinakwurzeln. Sie aßen daher mit großer Begierde davon: aber die süße Speiße bekam ihnen übel. **Jacob Mäder**, ein sechsjähriger Knabe kam frölich nach Hause: bald aber klagte er über Magenschmerzen, fiel ohne ein Wort zu reden, zu Boden, und ließ seinen Harn mit großer Gewalt Mannshoch springen. Er bekam ein fürchterliches Ansehen, verlohr den Gebrauch seiner Sinne, bekam Zuckungen im ganzen Leibe, hatte einen hartnäckigen Kinnbackenzwang, knirschte mit den Zähnen, verdrehte die Augen.

Aus seinen Ohren strömte Blut und in der Gegend des Herzgrübchens fühlte man einen Klumpen so groß, wie eine Mannsfaust, der stark klopfte, besonders wenn man die Hand daran hielt. Er schluchzte öfters, und that, als wenn er sich erbrechen wollte: konnte aber, weil der Mund fest geschlossen war, nichts heraus-bringen. Er warf die Glieder hin und wieder, und verdrehte sie auf die entsetzlichste Art. Oft zog er das Haupt nach hinten zu, und krümte den Rückgrad wie einen Bogen ein. Endlich fiel er in einen so tiefen Schlaf, daß er durch kein Kneipen aufgeweckt werden konnte; bis er gar seinen Geist auf gab. Diese Zufälle dauerten kaum eine halbe Stunde, da starb er, und gleich nach dem Tode schwoll der Unterleib und das Gesicht stark auf, es zeigte sich um die Augen ein blauer Ring, aus dem Munde floß bis auf die Stunde des Begräbnisses ein grüner Schaum, der immer wieder von neuem kam, so oft ihn auch der betrübte Vater abwischte. — Der andere Knabe, der 8 Jahr alt war, starb unter eben so schlimmen Zufällen, und die übrigen Kinder waren alle sehr krank, kamen aber mit dem Leben davon: weil sie die giftigen Wurzeln bald wieder von sich gaben.

Diesen **Wasserschierling** nennt man auch **giftigen Wüthrich**, **Parzenkraut**, **Apothekerschierling**, (cicuta virosa L.) Die Wurzel ist sehr groß, inwendig weiß, voller kleinen Höhlungen mit weißlichem Saft angefüllt. Sie riecht fast wie Pastinakwurzel: aber eckelhafter, und von außen bemerkt man an ihr fünf und mehr Ringe mit kleinen Grübchen, wie Nadelstiche. Aus dem Knotenringe brechen lange Haare hervor, die wie ein Judenbart aussehen und im Wasser schwimmen, oder im Schlamme wurzeln. Sie treibt mehrere Stengel, welche 2 Ellen hoch werden. Die Blätter sind fast wie die Petersilgenblätter

ter. Der weiße Blumenstraus ist groß, der Same wie Petersilgensame. Der Geruch ist aber das sicherste Zeichen, woran man dieses und mehr ähnliche Giftgewächse von der Petersilge, dem Körbel, der Pastinakwurzel und der gelben Möhre unterscheidet; woraus zu schliessen ist, was es für eine grosse Wohlthat von Gott sey, daß wir Nasen haben und riechen können.

Im Jahr 1772 geschah es zu Nearden in Holland, daß ein dasiger Herr, Namens Nording, für sich und seine Tochter und eine Magd Erdäpfel zubereiten ließ. Kaum hatten sie diese Speise gegessen, so überfiel sie alle eine Unpäßlichkeit und weil sie sich schnell vermehrte, so ließ er alsbald einen Arzt, den Doctor Toon kommen. Dieser merkte, daß sie Gift gegessen hatten, und gab ihnen Brechmittel. Bey der Jungfer that es die gewünschte Wirkung und die Magd kam auch davon: Herr Nording aber starb um halb 3 Uhr nach Tische. Der Hund des Hauses half sich selbst durch Brechen: aber die Katze crepirte. Am folgenden Tage fand man nun, daß im Keller neben den Erdäpfeln allerhand Blumengewächse lagen und unter andern **Mönchskappen** oder **Wolfswurzel**, ein Gewächs mit dunkelblauen Blumen, welches auch Sturmhut (aconitum napellus L.) heißt, dessen Wurzeln den Erdäpfeln etwas ähnlich und überaus giftig sind. Dergleichen hatte die Magd mit den Erdäpfeln gekocht.

Es giebt nun dergleichen giftige Wurzeln und Rüben noch mehr: daher Kinder und erwachsene von keiner einzigen essen dürfen, die sie nicht kennen. Insbesondere muß man sich aber vor dem Wurzeln aller derer unbekannten Kräuter und Stauden in Acht nehmen, welche solche Blumenbüsche oder Schirme haben, wie die Petersilge und der Körbel.

6.

Von den giftigen Gartenkräutern.

Gleiße oder kleiner Schierling,



Sieh wohl zu, was du nimmst! Es steht
Oft Gift im schönsten Gartenbeet.

Zu Eitelbrunn bey Regensburg riß ein Bauer mit seiner Frau Unkraut aus seinem Acker, worunter auch Gleiße oder Hundspetersilge war. Seine zwey Knaben waren dabey, nahmen die Wurzeln, die sie für Petersilgenwurzeln hielten und aßen

davon. Der eine, der 6 Jahr alt war, fieng nun gleich an, über Magenweh zu schreyen, schwoll auf, wurde über den ganzen Leib schwarzblau, sein Athem gieng immer schwerer, und um Mitternacht starb er. Dar andere von 4 Jahren hatte weniger davon gegessen, und brach sie wieder weg. Aber er wurde doch irre im Kopfe und sah überall Hunde und Katzen, bis sein Vater einen klugen Arzt von Regensburg holte, der den Knaben wieder gesund machte. Diese Gleiße, welche auch kleiner Schierling, Gneiß, Hundspetersilge, Glanzpeterlein, Krötenpeterlein Katzenpeterlein, Stinkpeterlein, tolle Petersilge faule Grete (aethusa cynapium L.) genannt wird, mischt sich oft unter den Körbel und die Petersilge. Sie hat aber wie obiges Bild zeiget, unter den Blumenschirmen auf der einen Seite drey lange spitzige herunter hängende Blättchen, und die Blätter glänzen stark an der untern Seite, daran kann man sie von der Petersilge dem Körbel, Dill, Fenchel und Möhrenkraut unterscheiden. Auch darf man nur etwas davon zwischen den Fingern reiben, so stinkt es.

Eben so gefährlich ist auch der große Schierling, welcher auch Blutschierling, Wuthschierling, Tollkörbel und Hundspetersilge (conium maculatum L.) genannt wird. Dessen Blätter sind oben glänzend schwarzgrün und feiner gezackt, als die Petersilge. Der Stängel wird 3 Fuß hoch und hat blutrothe Flecken. Die Blumen haben rothe Punkte. Die Wurzel ist dick und riecht wie Pastinacken. Man hat Exempel, daß ganze Haushaltungen ums Leben gekommen sind, welche im Frühjahr grünen Kräuterkohl gegessen und aus Versehen solchen Schierling darunter genommen haben.

Zwey

Zwey Geißliche hatten die Wurzel, an Fleisch gekocht, gegessen. Wie nun das Gift wirkte, bildete sich der eine in der Wuth ein, er sey eine Gans und stürzte sich in den nächsten Teich. Der andere riß alle Kleider vom Leibe und suchte sich auch im Wasser von der inwendigen Hitze abzukühlen. Man hohlte sie wieder heraus, und brauchte die besten Mittel. Sie blieben aber alle beyde gelähmt und starben nach zwey Jahren.

Wer nun solch gefährliches Unkraut in einem Garten sieht, muß es gleich ausreissen, und wer Petersilge zum Gemüse putzt, muß sie sorgfältig ansehen und beriechen, ob es rechte Petersilge sey? damit kein Unglück dadurch geschehe.

Fremde Gewächse, Blumen und Früchte in den Lustgärten großer Herren muß man weder kosten noch beriechen. Es giebt unter denselben viele, die den Menschen schädlich sind. So ist z. E. der Kirschlorbeerbaum so giftig, das etliche Tropfen von dem daraus gezognen Oel ein Thier tödten. Auch ist es überhaupt nicht gut, an Blumen, welche eine starken Geruch haben, auch sogar an Rosen und Mayblumen, viel und stark zu riechen; noch weniger dergleichen in den Kammern und Stuben zu haben, wo man schläft, oder wo wenig frische Luft hinein kommt. Die starken Dünste, welche aus solchen Blumen aufsteigen, erregen vielen Leuten heftiges Kopfweh, auch zuweilen Schlagflüsse und andere gefährliche Zufälle.

7.
Von giftigen Beeren und Kirschen.

Die Wolfskirsche.



Schwarz Beerchen sey du noch so schön!
Kenn ich dich nicht: laß ich dich stehn.

Ein zehnjähriger Knabe kam einmal aus dem Walde nach Hause, und erzehlte, daß er wilde Kirschen gefunden und gegessen habe. Er ließ sich das Nachtessen wohl schmecken, und klagte nichts. Aber mitten in der Nacht bekam er einen heftigen Durst, und konnte das Wasser, das man ihm zu trinken gab, mit großer Beschwerlichkeit hinunter bringen. Er fieng an, verwirrt zu reden, klagte über Magenkrampf,

und

und mußte sich erbrechen. Endlich fiel er in einen tiefen Schlaf. Als es Tag war, zeigte es sich, daß er stockblind war, und man sah doch keinen Fehler an seinen Augen, außer daß der Stern erweitert war, und daß sie unbeweglich offen standen. Der Arzt fand den Puls sehr schwach, die Gegend unter den Rippen sehr gespannt, die Augen offen, und in den Gliedern eine brennende Hitze. Er merkte aus der Erzählung der Eltern, daß das Kind die Beere der **Wolfskirsche** gegessen hätte, und gab ihm etwas zum Brechen ein, durch welches viele Beere und Saamen weg giengen; so daß auch das Kind wieder gesund wurde. Dagegen wollte vor etlichen Jahren eine Frau in der Stadt Altdorf in Franken Lerchenbeeren zu einer Latwerge einsammeln und kannte sie nicht. Sie nahm unglücklicher Weise **Wolfskirschen** dafür, kochte die Latwerge und gab ihren beyden Kindern davon; und beyde mußten elendiglich sterben. Die Blätter sind aber noch giftiger als die Beere.

Diese **Wolfskirsche** nennt man auch **Tollkirsche, Waldnachtschatten, Tollkraut, Tollwurz, Tollbeere, Wuthbeere, Teufelsbeere, Schlafbeere, Schlafkraut, Saukraut, Walkenbaum, Bollwurz** (atropa bella donna L.) und was sie sonst noch für Namen haben mag. Sie sieht so aus, wie sie oben abgebildet ist, hat im Julius und August dunkelrothe Blüten, hernach schwarze Beeren, wie kleine Kirschen. Der Stängel ist dunkelroth, drey bis vier Fuß hoch, mit einer langen dicken Wurzel.

Solcher Beeren und Früchte, welche giftig sind, giebt es noch viel andere an Zäunen und Hecken, auch im Walde: daher Kinder gar keine essen dürfen, als solche, die ihnen von ihren Eltern gegeben oder angewiesen werden; und wenn diese eine Beere nicht kennen, müssen sie die Kinder davor warnen.

8. Von

8.
Von giftigen Gesäme.
Der Stechapfel.



Der Kräuter Kraft ist mancherley:
Eins ist dir Gift, eins Arzeney.

Eins der gefährlichsten Giftgewächse ist der hier abgebildete Stechapfel, welcher aus Amerika zu uns gebracht worden. Man nennt ihn auch Dornapfel, Rauchapfel, Stachelnuß, Dollkraut, Igelkol-

kolben, (datura ſtrammonium L.) Die Blume iſt weiß, und die Frucht braunlicht grau, geſtachelt und hat inwendig zwey Fächer voll ſchwarzer Saamenkörner.

Dieſen Stechapfel pflanzen in Niederſachſen unkundige Bauersleute ſogar in ihre Gärten, indem ſie denſelben mit dem Schwarzkümmel (nigella ſativa L.) verwechſeln, welches ein ganz anderes Gewächs iſt, wie folgendes Bild davon zeuget.

Schwarzkümmel.



Weil nun der Schwarzkümmel ein Magen ſtärkendes, Blähungen treibendes Mittel ſeyn, auch bey Menſchen und Vieh die Milch vermehren ſoll: ſo geſchieht oft das größte Unglück, wenn man ſtatt deſſen Stechapfelſaamen braucht. So geſchah es im Jahr 1781 im Kirchſpiel Diepholz im Hannöverſchen, daß ein geſunder und ſtarker Bauer des Abends klagte, es ſtäche ihm in der Schulter. Die Magd rieth ihm, Schwarzkümmel einzunehmen, ſo werde es bald vergehen.

gehen. Der Mann nahm also des Abends 8 Uhr Stechapfelsaamen, den er für Schwarzkümmel hielt. Davon wurde er des Nachts todkrank. Man holte ein Brechpulver aus der Apotheke; das wirkte nicht. Des Morgens wurde aber der geschickte Doctor und Landphisicus Wedekind zu ihm gerufen. Dieser brauchte alle dienliche Arzneymittel, den Mann zu retten. Aber das Stechapfelgift war zu stark; der Kranke verschied unter den heftigsten Verzuckungen und Schmerzen; nachdem er das Gift 30 Stunden im Leibe gehabt hatte. Eine Amme in Berlin trank 2 Loth Stechapfelsamen, den sie auch für Schwarzkümmel gehalten, in Caffe abgekocht, um die verlorne Milch wieder zu bekommen. Davon bekam sie heftige Uebelkeiten und schneidende Schmerzen im Magen, und obgleich der Arzt alle Mittel anwandte, mußte sie doch in etlichen Wochen sterben.

Eben so schädlich ist auch der Saame von andern giftigen Gewächsen, als von dem Bilsenkraute, dem Schierling und andern. Desgleichen giebt es auch im Getraide verschiedne Gesäme, welche giftig sind und der Gesundheit schaden, wenn man das Getraide nicht davon reinigt. Solche sind z. E. die Bettelläuse oder der Ackerhahnenfuß (ranunculus arvensis L.): vor allen aber der Lolch, welcher auch Dort, Trespendort, Sommerlolch, Toberich, Tollkorn, Kuhwaizen, Schwindelhafer, Lollhafer, (lolium temulentum L.) heißt: und die Trespe (promus secalinus), welche auf feuchten Aeckern in der Winterfrucht wächset, ist fast eben so schädlich. So war in Ostergothland in Schweden im Jahr 1756 wegen des nassen Frühlings viel Lolch und Trespe gewachsen. Als nun die Bauersleute dieses schädliche Gesäme mit unter das Brod bucken: so wurden viele, wenn sie es assen, wie besoffen, bekamen Schwindel,

Dunkel-

Dunkelheit vor den Augen, Kopfschmerz, Zittern und Taubheit in den Gliedern, konnten nicht schlucken und nicht reden. Der Magen war ihnen wie zugeschnürt. Sie wollten sich erbrechen, und konnten nicht. Alsdenn folgten kalte Schweisse, häufiges Pissen, Geschwulst, Zuckungen und andere schlimme Zufälle; bis einige gar toll davon wurden, oder an plötzlichen Schlagflüssen starben. Wer sich also nicht selbst oder andere um Gesundheit und Leben bringen und dadurch schwere Verantwortung zuziehen will, muß, wenn er viel solches Gesäme unter dem Getraide hat, solches gar wohl durch ein Trespensieb, oder durch fleißiges und geschicktes Wurfen, reinigen, ehe er es mahlet oder verkauft. Die Brantweinbrenner und Bierbrauer, welche so gottlos sind, das Getränke durch diesen Lolch stärkend und berauschend zu machen, werden in der ewigen Verdammniß dafür büßen; wenn ihre Spitzbüberey nicht schon hier an den Tag kommt und von der Obrigkeit bestraft wird. Der Saame von diesem Unkraut dauert drey Jahre lang unter der Erde aus. Darum ist es schwer auszurotten. Und daher kommt auch die Meynung einiger Landleute, daß aus Roggenkorn in gewissen Jahren Trespe werde: wenn sie reinen Saamen gesäet haben, und doch viel Trespe bekommen. Es ist nämlich die in der Erde gebliebene Trespe, welche erst aufgeht, wenn es ein nasses Frühjahr ist. Das beste Mittel dagegen ist, daß man die Winterfrucht frühzeitig bestelle, keine Trespe in den Mist kommen lasse, und den Saamen jedesmal recht davon reinige, oder fremden Saamen kaufe, der rein ist. Einige kluge Hauswirthe lassen die Trespe durch Kinder aus den aufgebundenen Garben herausziehen, und verbrennen sie auf der Stelle.

---

9. Von

9.

Von den Giftgewächsen insgemein.

Alles, was Gott schafft und thut,
Ist fürwahr, recht schön und gut:
Wenn man nur bedenket wohl,
Wozu jedes nützen soll.

Es möchte sich nun mancher darüber wundern, daß der liebe Gott Kräuter wachsen läst, welche so schädlich sind. Man muß aber wissen, daß sie nur schädlich sind, wenn man sie isset. Sonst haben sie ihren guten Nutzen, manche als Arzeney für Menschen und Vieh andere zum Färben und Beitzen, andre das Ungeziefer zu vertreiben. Sie haben auch das Gute, daß sie böse Dünste aus der Erde und aus der Luft an sich saugen, welche sonst in das Getraide und in die Früchte, die wir essen, und durch den Athem und den Schweiß in uns selbst eindringen würden. Bey vielen wissen wir nur den Nutzen noch nicht, werden ihn aber erfahren, wenn wir ferner fleißig über die schönen und großen Werke Gottes nachdenken, und durch sorgfältige Proben erforschen, wozu uns jedes nützen kann. Wenn aber auch manche Gewächse uns und unserm Vieh gar nichts nutzten: so dienen sie doch andern Thieren zur Nahrung oder Gesundheit; und der liebe Gott muß, als ein guter Vater seiner Geschöpfe, auch für den geringsten Wurm sorgen, daß er nicht Noth leide, so lange er lebt. Uns Menschen hat er aber Augen, Geruch, Geschmack, und Vernunft dazu gegeben, daß wir unterscheiden sollen. was uns zur Nahrung dient, und uns vor dem hüten, was uns schädlich ist. Er hat auch Lehrer in den Kirchen und

Schaden dazu bestellt, daß sie den gemeinen Mann, der wegen seiner Arbeit nicht genug Zeit hat, sich um alles zu bekümmern, in solchen Dingen, die ihm nützen oder schaden, unterrichten sollen, und gute Obrigkeiten sehen darauf, daß keiner ein Lehramt bekomme, der solche Sachen nicht fleißig studiert hat.

Da ist nun bey dem Gift die erste und vornehmste Regel: daß man nichts esse, was man nicht kennt: Die zweyte ist: wenn sich in einer Gegend Kräuter oder Früchte finden, die zur Nahrung dienlich scheinen; so frage man erst verständige Aerzte und Kräuterkenner darüber, ehe man sie zur Speise braucht. Wegen dieser Regel stehen in den vorigen Nummern auch lateinische Nahmen bey den Giftgewächsen auf den Fall, wenn ein Gewächs in einer Gegend anders heißt, als es hier genennt ist. Man zeige alsdenn nur den lateinischen Nahmen einem Doctor, so wird er gewiß sagen können, welches Kraut gemeint sey, und so ist es auch mit andern Gewächsen, von denen in diesem Büchlein geredet wird. Man hat aber auch ziemlich gewiße Zeichen, woran man die giftigen Gewächse erkennt. Z. E. Wenn das Rind- und Schafvieh ein Kraut auf der Weide stehen läßt, wie das Wolfs- oder Hundsmilchkraut; noch mehr, wenn es auch unterm trocknen Futter solches nicht mit fressen will; und fressen auch die Schweine ein Kraut nicht: so ist es gewiß giftig. Die meisten Giftgewächse sehen auch widerlich und garstig aus. Manche sind mit einer klebrigen Schmiere überzogen. Die Blumen und Blüthen haben schwarzblaue, schlecht gelbe, braunliche, oder schwarz geäderte Farben. Ihr Geruch ist stinckend oder so stark, daß er taumlich macht. Jedoch treffen diese Zeichen nicht bey allen Giftgewächsen zu, und wenn man davor recht sicher seyn will, muß man sie der Gestalt und dem Nahmen nach

 kennen.

kennen. Ueberhaupt thut man aber wohl, sich vor den Gewächsen zu hüten, welche in stehenden Wassern, Sümpfen, Morästen und Teichen, oder auch nur an sehr feuchten Orten wachsen, wo wenig Sonne hinkommt und die Luft keinen freyen Zug hat. Auch die gesundesten Pflanzen werden schädlich, wen sie gar zu feucht, oder in einem faulen dumpfigen Boden erwachsen. Daher besonders die Schwämme aller Art nur mit großer Vorsicht von Leuten, die sie recht kennen, gesammelt werden müssen, und wenn man sie kocht, muß man eine oder etliche ganz weisse Zwiebeln mit kochen. Verlieren diese ihre weisse Farbe und werden schwärzlich: so ist es ein Zeichen, daß Gift im Topfe sey, und man muß das ganze Gericht an einen sichern Ort verschütten, wo weder Kinder noch Vieh dazu kommen kann.

Noch im Jahr 1787. im Monat May vergiftete sich eine ganze Familie zu Karlsbad in Böhmen durch eine Art von Morcheln (Phallus), welche einen breitern, plattern, in der Mitte eingebognen Hut, einen dickern Stiel und ein finsteres Ansehen hat, als die eßbaren Morcheln; auch stinkt sie etwas. Von diesen Morcheln aßen 8 Personen und bekamen bald darauf Kopfweh, Schwindel, Ohnmachten, Uebelkeit und Gallenruhr. Der Magen und der Unterleib schwollen auf, und es zeigten sich alle Wirkungen eines betäubenden Giftes. Ein Kind starb auch daran: aber die übrigen Personen wurden gerettet; weil sie noch zu rechter Zeit bey einem geschickten Arzt Hülfe suchten.

Man verhält sich aber, wenn ein solches Unglück geschieht auf folgende Weise:

Sobald man es an solchen Zufällen, dergleichen in Nummer 5 bis 8 beschrieben worden, merket, daß Jemand etwas giftiges gegessen habe: so läßt man ihm gleich so viel Buttermilch trinken, als er nur

bekommen und hinunter bringen kann. Fehlt es daran, so trinke er süße Milch, oder, wenn diese auch fehlt, laulich gewärmtes Wasser, so viel, als er nur bezwingen kann. Dazwischen giebt man ihm etliche Löffel voll gutes frisches Oehl, das nicht ranzig ist. Hernach wieder viel Buttermilch oder warm Wasser, und wieder Oehl und so fort — bis er sich übergiebt, und das Gift heraus bricht. Will es nicht gehen, so kitzelt man ihn mit der Fahne einer in Oehl getauchten Feder im Halse, bis er sich bricht. Auch ist es gut, ihn Graupen oder Grützbrühe, oder die Brühe von abgekochten Quittenkern oder von Käsepappelblumen (malva rotundifolia) dazwischen trinken zu lassen und Klystiere von Milch zu geben. Ist es zum Erbrechen gekommen, so trinkt er wieder Wasser mit Zucker oder Honig versüßt, und mit viel Eßig vermischt. Auch ist es sehr nöthig, den Kranken, wenn er wie betäubt ist, frische Luft zu lassen, und ihn zuweilen mit kaltem Wasser oder Weineßig zu bespritzen, und ihn an Weineßig riechen zu lassen. Unterdessen muß man aber schon zum nächsten Arzt geschickt und dem gemeldet haben, was der Kranke für ein Giftkraut genossen hat, wenn man es weiß; damit er verordne, was weiter zu thun sey? Unter Wegs darf auch der Bothe nicht säumen. Denn kommt die Hülfe des Arztes bald: so kann der Kranke noch gerettet werden; wie man davon gar viele Exempel erlebt hat. Ein Arzt muß aber nothwendig zu Hülfe gerufen werden.

Vor alten Zeiten, wenn ein solches Unglück geschahe, und Jemand, der etwas giftiges gegessen oder getrunken hatte, solche wunderliche Zufälle bekam, wie in den vorigen Nummern beschrieben worden: so meinte man, dieses gehe nicht von rechten Dingen zu, sondern es sey ihm durch böse Leute angethan, oder er wäre gar von einem bösen Geist besessen. Weil man nun nicht die

rechten Mittel wider das Gift brauchte, und nicht zum Arzt gieng sondern zum Schinder oder zur klugen Frau, welche davor thun sollten, oder zu einem Pater, der den Teufel austreiben sollte: so mußte mancher Mensch elendiglich umkommen, dem noch hätte geholfen werden können; wie solches unten aus der Nummer dieses Büchleins, welche von Hexen und Zaubereyen handelt, des mehrern zu ersehen ist.

10.

Vom Obst und dessen Nutzen.



Im schlechtsten Raum
Pflanz einen Baum,
Und pflege sein!
Er bringt dirs ein.

Der Bauer Kurt in Lodersleben bey Querfurth in Sachsen hatte ein Stück von drittehalb Morgen (Acker) bergigtes und steinigtes Land, welches sein Vater

Vater bey einem andern Kaufe um 14 Meißnische Gülden mit angenommen hatte. Dieses magere Stück trug ihm nicht mehr als 36 Garben Hafer, bezahlte also nicht den Saamen und die Pflugarten. **Kurt** pflegte aber bey seinen Geschäften immer zu überlegen, wie alles aufs beste einzurichten sey: und da fand er daß dieses Stück am besten zu Obstbäumen tauge. Er fieng also an, es nach und nach zu bepflanzen und wurde im Jahr 1773. damit fertig. Bis die Bäume groß wurden und viel Schatten machten, baute er Klee, Kartoffeln und andere Früchte auf diesem Stücke, und zwar mit Vortheil: weil er es tüchtig bearbeitete. Aber im Jahr 1778. bekam er schon auf 30 Körbe Pflaumen (Zwetschen) davon: und 1786. verkaufte er für 25 Thaler Kirschen und für 70 Thaler Pflaumen, und behielt noch 10 Körbe für sich. Da nun der Ertrag mit den Jahren steigen muß: so kann dieses Grundstück, welches 15 Gulden gekostet hat, nun unter Brüdern 1400 gelten. **Kurt** hat also seinen Werth hundertmal vergrößert. Ein schönes Exempel zu dem Spürchworte: **Fleiß belohnt sich selber.** Aber da bekanntermaßen **aus Nichts Nichts wird**, und da man die Hände nicht in den Schooß legen darf, wenn man etwas vor sich bringen will: so dient zur Nachricht, daß der fleißige **Kurt** nach und nach 1400 Fuder Erde und 1500 Fuder Mist in seinen Berggarten geführt, und keinen Fleiß und Mühe gespart hat, seine Bäume zu begießen, zu behacken, und zu putzen; alles zu rechter Zeit.

Es giebt nun Dörfer, wo man kaum hier und da einen Obstbaum, und das von den schlechtesten Sorten sieht, und wo es doch Plätze genug giebt, die zu Anpflanzungen taugten; indem besonders die Kirschen- und Zwetschenbäume auch im schlechtesten Boden fortkommen. Und an manchen Orten ist blos die Faulheit

oder die Ungeschicklichkeit der Einwohner Schuld an diesem Mangel. Der Kaiser, der König von Preussen und andere kluge Regenten geben daher fleißigen Baum-Pflanzern schöne Belohnungen und Ehrenzeichen, und lassen auch die Kinder in den Schulen unterrichten, wie man Bäume pflanzet und wartet, daß sie wohl gedeihen; auch wie man durch Pfropfen, Oculiren, Ablactiren, Copuliren und andere dergleichen Künste, wilde Stämme in die kostbarsten Obstarten verwandelt. In andern Dörfern ist zuweilen der Neid böser Menschen Ursache, daß keine Anpflanzung aufkömmt; indem solche die Bäume, welche von fleißigen Hauswirthen gesetzt werden, boshafter Weise beschädigen und verderben, und dadurch den lieben Gott hindern, die Menschen durch ihre süßen Früchte zu erquicken. Es ist daher sehr billig und recht, daß die hohen Obrigkeiten solche schadenfrohe Bösewichter, wenn sie entdeckt werden, mit Ketten an die Karre schließen und schanzen lassen. Aber wenn auch ihre Heimtücke verborgen und ungestraft bleibt: so wird sie jener weise Richter, der auch ins Verborgne sieht, zu seiner Zeit schon dafür züchtigen, daß sie seine schöne Werke verderben, die wir Menschen nach seinem Willen lieber noch verbessern und verschönern sollen.

Auch denkt mancher, der sonst Zeit und Gelegenheit hat, Bäume zu pflanzen: was solltest du eben Bäume pflanzen, die vielleicht in zehn Jahren erst Früchte bringen? Wer weiß, ob du es erlebst, und du brauchst ja nicht für andere zu fröhnen? Wer so denkt, der sollte sich an das Sprüchwort erinnern: was du willst, daß dir die Leute thun sollen das thue ihnen auch; und was sie dir nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht. Denn hätten unsre Vorfahren auch so grob und gottlos gedacht: so könnten wir weder Aepfel, noch Birnen, noch Pflaumen essen, müßten

müßten erst Häuser bauen, wenn wir uns vor der Witterung schützen wollten, und müßten alle Handwerke und Künste, die uns so nützlich sind, erst selbst erfinden.

Aus dem Obst kann aber der Bauersmann, wenn es anschlägt, nicht nur einen schönen Thaler Geld nehmen, so wie Kurt in Lodersleben: sondern es ist auch eine vortrefliche Sache in der Haushaltung, und es kann eine Frau für keine gute Wirthin gelten, wenn sie es nicht recht zu benutzen weiß. Aus dieser Ursache hatte der Mägdleinschulmeister zu Härtersheim das Nothwendigste, das eine Hausfrau davon wissen muß, zu Papier gebracht, und lehrte es seine Kinder folgendermaßen:

"Alles Obst ist gesund zu essen; ja es ist eine rechte Arzney, auch für Kranke: wenn es nur recht reif ist und wenn man etwas Brod dazu isset. Es hat die Eigenschaft, daß es kühlt, und frisches Blut giebt: und der liebe Gott läßt es eben zu der Zeit wachsen, da der Bauersmann Kühlung und frisches Blut braucht zu seiner Arbeit. Aber der Mensch kann diese schöne Gabe Gottes auch so zurichten, daß sie ihm das ganze Jahr hindurch zu einer nahrhaften Speise und zur Labung dient. Merket also folgendes davon:

Bauerskinder thun wohl, wenn sie um die Zeit, da die Erdbeeren, Heidelbeeren und Himbeeren reif sind, ihre Eltern um Erlaubniß bitten, in den Wald zu gehen, und solche Beeren zu holen. Es müssen nur immer eine Anzahl mit einander gehen, und sie dürfen keinen Unfug dabey treiben.

Die Erdbeeren schmecken aber am besten, wenn man etlichemahl rein Brunnenwasser darauf gießt, die darunter gekommenen Blätterchen abnimmt, und wenn sie ganz rein sind, eine Kaltschale mit Brunnenwasser daraus macht, und Brod dazu isset.

Die blauen Heidelbeeren, (Heldeln) lassen sich leicht im Backofen, wenn das Brod heraus ist, auf Horden oder Brettern trocknen und zu Suppen aufbewahren.

Die rothen Heidelbeeren, welche auch Preusselsbeeren, Kronsbeeren, Griffel-Granden und Hölperle-Beeren, auch an manchen Orten Mehlbeeren genannt werden, sind noch nützlicher als die blauen: weil sie sich einmachen und Jahre lang aufbewahren lassen. Man reinigt sie, liest die größten aus und thut sie in irdene Töpfe. Die kleinern läßt man in einem Topfe über dem Feuer heiß werden, daß sie zusammen fallen. Alsdenn preßt man ihren Saft aus und gießt ihn über die ausgesuchten größern, so viel, daß er sie bedeckt. Auf solche Art halten sie sich, bis es wieder frische giebt, und so oft man davon essen will, versüßt man sie mit Zucker, Syrup, Honig oder Möhrensaft. Man darf aber diese Beeren nicht vor Michaelis einsammeln, und nicht eher, bis sie reif sind und schön roth aussehen. Manche Leute sammeln sie unreif, und lassen sie etliche Tage übereinander stehen, daß sie warm und mild werden. Solche sind aber sehr ungesund: dagegen die reifen ein vortrefliches durstlöschendes Mittel in hitzigen Krankheiten sind, und statt Salat gespeist werden.

Mit Himbeeren, (Hohlbeeren) kann man einen guten Gesundheits-Eßig bereiten. Man reinigt die Himbeeren von Schmutz und Blättern und gießt guten klaren und scharfen Eßig darüber. Dieses läßt man an der Sonne ein paar Tage stehen, gießt es dann ab über frische Himbeeren und läßt aus diesen die Kraft auch ausziehen. Man kann es auch zum drittenmahl wiederholen. Alsdenn seihet man den Eßig durch reine Leinwand und verwahrt ihn wohl in zugepfropften Flaschen im Keller. Solcher Himbeer-

Eßig ist ein herrliches Mittel wider böse Luft, und man kann Menschen, die in Ohnmachten liegen, damit wieder zu sich selbst bringen. Ein oder zwey Löffel voll davon in ein Maaß Brunnenwasser gethan, geben ein sehr dienliches Getränk für Gesunde in heissen Arbeitstagen, und für Kranke in den meisten Krankheiten.

Was die Kirschen, sowohl wilde, als Gartenkirschen, saure und süße, für ein schönes Essen sind, wißt ihr alle; nur darf man die Steine oder Kerne nicht mit verschlucken: denn man hat Exempel, daß Leute davon gestorben sind. Getrocknete Kirschen kann man mit Vortheil verkaufen, oder zu einer Labung für Kranke aufbewahren. Das Trocknen geschieht an der Luft, indem man die Kirschen mit den Stielen an Faden anreihet, und die Faden auf dem Boden, wo die Luft recht durchwehet, wie die Wäsch-Leinen aufzieht. Dieses ist die beste Art. Man kan sie aber auch im Backofen und in einer ordentlichen Obstdarre trocknen. Nur müssen sie auch da noch alle Stiele haben und auf Horden ordentlich nebeneinander gelegt seyn, wenn sie recht gut werden und nicht den besten Saft verlieren sollen. Die Hitze muß auch im Anfange ganz gelinde seyn.

Bey den Pflaumen (Zwetschen und andern) ist eben dieses zu beobachten. Wer sie recht gut haben will, muß sie auf Horden sorgfältig neben einander legen, daß der Stiel oder der Theil, wo der Stiel gesessen hat, oberwärts kommt. Wenn man sie auch auf den blosen Heerd im Backofen schüttet, muß man sie doch nicht dick aufhäufen, sondern dünne ausbreiten. Je länger sie am Baume gehangen haben, desto besser werden sie getrocknet. Bey diesen und so auch bey Aepfel- und Birnen-Schnitzeln gilt eben die Regel: daß die erste Hitze beym Trocknen nicht zu stark seyn muß. Je stärker man aber alles Obst trocknet, desto

länger hält es sich. Wenn also die Hitze im Backofen nicht lange genug anhält, muß man frisches Feuer einmachen, und da braucht man das Obst nicht erst herauszunehmen: sondern man läßt in der Mitte einen leeren Raum und versetzt ihn auf beyden Seiten mit etlichen Backsteinen. In diesem Raum macht man von Zeit zu Zeit ein kleines Feuer von dürrem Holze; nachdem man zuvor das Obst gewendet hat. Es darf aber kein harziges Holz seyn; sonst nimmt das Obst einen üblen Geschmack davon an. Man kann auch alle Obstarten im Winter hinter dem Ofen trocknen, wenn man die Schnützeln an Faden anschnüret und ein Gestelle dazu macht, wo sie ordentlich aufgezogen werden können, daß sie nicht so dicht an einander kommen; und wo man mehrere Horden mit Pflaumen über einander aufstellen kann. Stellt man vorne vor den Ofen-Raum eine Thür oder Bretter, und deckt oben drüber Papierbogen, daß kein Staub sich in das Obst setzt; so ist dieses die allerbeste Art, es zu trocknen. Das im Backofen getrocknete Obst darf man auch nicht zu bald in Säcke oder Kasten thun; sondern man muß es erst eine Woche lang dünne ausgebreitet liegen lassen; sonst verschimmelt es. Am besten läßt es sich dann in zugemachten Tonnen oder Kasten an einem trocknen Orte aufbewahren.

Was sich aus dem getrockneten Obst alles für Suppen, Gemüse und Salate bereiten lassen, werden euch eure Mütter lehren.

Wie gut **Pflaumen-Muß** schmecke, ist euch auch gar wohl bekannt. Dieses geräth am besten, wenn man die Kernen aus den Pflaumen schneidet, sie alsdenn klein stampfet, und einen Theil Hollunder- oder Flieder-Beerensaft, den man vorher allein gekocht, abgeschäumt und durch ein feines Sieb gerieben hat, zugleich mit in den Kessel schüttet. Dann kommts

auf

auf das fleißige Rühren an, daß es nicht anbrenne. Je dicker man es kocht, desto länger hält sichs, und je reifer die Pflaumen sind, desto besser schmeckt es. Zur Würze ist es genug, ganzen Ingwer und klein geschnittene Zitronschalen hinein zu thun. Die Zitronenschalen aber erst gegen das Ende, wenn es bald dick genug ist; sonst wird es bitter davon. Auch kann man ein Dutzend ganze Welsche Nüsse mit der grünen Schale in den Kessel thun und mit kochen. Die grüne Schale macht das Muß schwarz und dauerhaft, und die Nüsse helfen verhindern, daß es nicht anbrennt. Sie schmecken gut, wenn man sie im Muße wieder findet.

Beym Aufbewahren des Mußes ist zu merken, daß man die Fäßer und Töpfe, wenn man es hinein thut, etlichemal rüttele, daß es sich überall recht fest anlege.

Im Kessel darf man es nicht kalt werden lassen, es auch nicht mit einem blechernen oder küpfernen Löffel heraus schöpfen, sondern mit einem hölzernen. Es bekommt sonst einen üblen Geschmack, ist der Gesundheit schädlich, und hält sich nicht. So darf man auch aus einem angebrochenen Topfe nichts mit einem blechernen Löffel oder einem Messer herausnehmen: sonst verdirbt es leicht. Was sich am längsten halten soll, kann man in breite Töpfe thun, die sich in den Backofen schieben lassen, und solches mit dem Brode backen lassen: da es denn noch dicker wird und oben eine trockne Rufe (Rinde) bekommt, unter der es sich lange hält. Sonst gießt man oben auf die Töpfe, wenn sie etliche Tage gestanden haben, geschmolzenes Pech, oder Talg, oder Butter. Wer dieses nicht hat, nimmt trockne Wallnußblätter und belegt die Töpfe oben überall damit, und streicht sie alsdenn mit Lehm (Leimen) zu, der ordentlich mit Spreu oder Kaff ein-

gemengt

gemengt ist. Die Töpfe werden nicht in den Keller gesetzt: sondern in eine trockne Kammer. So erhält sich das Muß Jahre lang, und sollte es nach einem Jahre den frischen Geschmack verlieren oder schimmelicht werden wollen: so thut man das schimmelichte davon, und nimmt frisch gekochten Hollundersaft und kocht es damit noch einmal; da hält es sich leicht noch ein Jahr."

So lautet die Vorschrift vom Obst, die der Mägdleinschulmeister zu Härtersheim seine Kinder lehrte. Als sie aber dieselbe wohlgefaßt hatten, ließ er noch seine Frau in die Schulstube kommen und diese mußte die ältesten Mägdlein recht über alle Umstände, die zur Benutzung des Obstes gehören, fragen, und sie lehren, wie viel man von jedem auf die Person kocht, mit wie viel Wasser es angesetzt werden muß, und was sonst dabey zu beobachten ist. Denn der Fürst desselben Landes hatte das befohlen, daß die Mägdlein in der Schule nicht blos den Katechismus, sondern auch alles andere lernen sollten, was eine brave Hausmutter zu wissen braucht: so wie die Knaben darinne auch lernen mußten, was zum Feld- und Gartenbau gehört.

II.

Vom Brenn- und Speise-Oehle.

Soll dirs gelingen.
Und Nutzen bringen?
So folg dem Rath
Durch kluge That!

"In Thüringen und mehr Ländern ist es ein gewöhnliches Uebel der Bauersleute, daß sie im Alter, ja viele schon in ihren besten Jahren, vom Dumpfen oder

oder Keichhusten geplagt werden. Ein verständiger Schenkwirth las nun in einem Buche, daß unter andern Ursachen, auch der häufige Gebrauch des Rübsen- und Leinöhls daran Schuld sey: sowohl beym Brennen in den Lampen, wenn es stark raucht und dampft; als auch, wenn man es statt des Baumöhls zum Salat, oder statt der Butter zu Kuchen und andern Speisen nimmt. Er wußte aber aus Erfahrung, daß das Baumöhl nicht allein theurer ist: sondern auch oft eben so schlecht brennt und schmeckt, wie das schlechteste Lein- oder Hanf-Oehl. Da nun in dem Buche beschrieben war, wie man aus allerhand einheimischen Sämereyen sehr gutes Speise-Oehl bereiten könne, und da eben in dem Dorfe ein Oehlmüller war, der gern Lehre und Rath annahm: so probierte der kluge Wirth die Vorschläge, einen nach dem andern, und fand sie nützlich und gut.

Den ausgedroschenen und rein gemachten **Rübsen** ließ er in einer Kammer, wo die Luft nicht darzu kommen konnte, auf einen Haufen schütten, und drey bis vier Tage liegen, bis er ganz weißlich und gleichsam zu einem Stück wurde, durchs Entbrennen. Dann ließ er ihn durch ein Sieb wieder ganz auseinander schütteln und reiben, und dünne an einen luftigen Ort legen. Wenn er nun recht dürre war, ließ er Oehl daraus schlagen, und durfte der Saame nicht über ein halb Jahr alt werden. Auf solche Art brannte sein Oehl schon heller und rathsamer. Ein halb Viertel Pfund reichte auf 14 bis 15 Stunden.

Ferner nahm er ein Glas, that Wasser hinein und so viel Salz dazu, bis es nicht mehr zergieng. Darein tauchte er die Baumwollenen Lampentochte etlichemahl, und ließ sie wieder trocken werden. Das Salzwasser goß er in eine Flasche und eben so viel Oehl dazu, schüttelte es wohl durcheinander, und ließ es wieder setzen. Das auf solche Art gereinigte Oehl goß er

dann

dann von dem Salzwasser ab in die Lampe. Seine Lampe machte nun nicht den geringsten Dampf, wenn er auch zuweilen schlechtes oder ganz frisches Oehl brennen mußte; seine Stube blieb ein Jahr länger weiß, und die Zechgäste saßen lieber bey der Lampe, als bey Talglicht.

Zum Salat und andern Speisen ließ er Jungfern-Oehl schlagen. Der Oehlschläger mußte nähmlich den gestampften Saamen zum erstenmahl kalt in die Oehl-Lade thun, und was durch diesen ersten Druck der Presse heraus kam, allein in Flaschen füllen, welches das Jungfern-Oehl gab. Alsdenn mußte er den Oehlkuchen erst wärmen, und das, was nun noch herausgepreßt wurde, gab Brenn-Oehl. Das Jungfern-Oehl ließ der Wirth etliche Wochen ruhig stehen, daß es sich abklärte. Alsdenn füllte er es in andere ganz reine Flaschen bis in den Hals, aber nicht ganz voll, und in den leeren Raum goß er etliche Löffel voll reinen Kornbrandtwein, der keinen Nachgeschmack hatte. So hielt sich das Speise-Oehl lange Zeit und schmeckte besser, als oft das Baumöhl schmeckt.

Mit dem Mohnsaamen (Magsaamen), welcher noch süßeres Oehl giebt, als Baumöhl, machte er es eben so, und mengte darunter etwa den 4ten Theil klein geschnittener Borsdorfer-Aepfel. Das gab ein Oehl, das man Fürsten vorsetzen konnte. Die Mohnkuchen, die er davon bekam, ließ er im Backofen, wenn das Brod heraus war, bey gelinder Wärme trocknen, und bewahrte sie auf, um zuweilen Mohnsuppen daraus zu machen. Man reibt von solchen Kuchen nur etwas ab und quirlt es in kochendes Wasser: das giebt eine fette und wohlschmeckende Suppe, die wenig Zeit und Mühe kostet.

Sonst versuchte er es auch, aus Hederich, grünen Kohl-Saamen, Sonnenblumen-Kern, Kürbis-

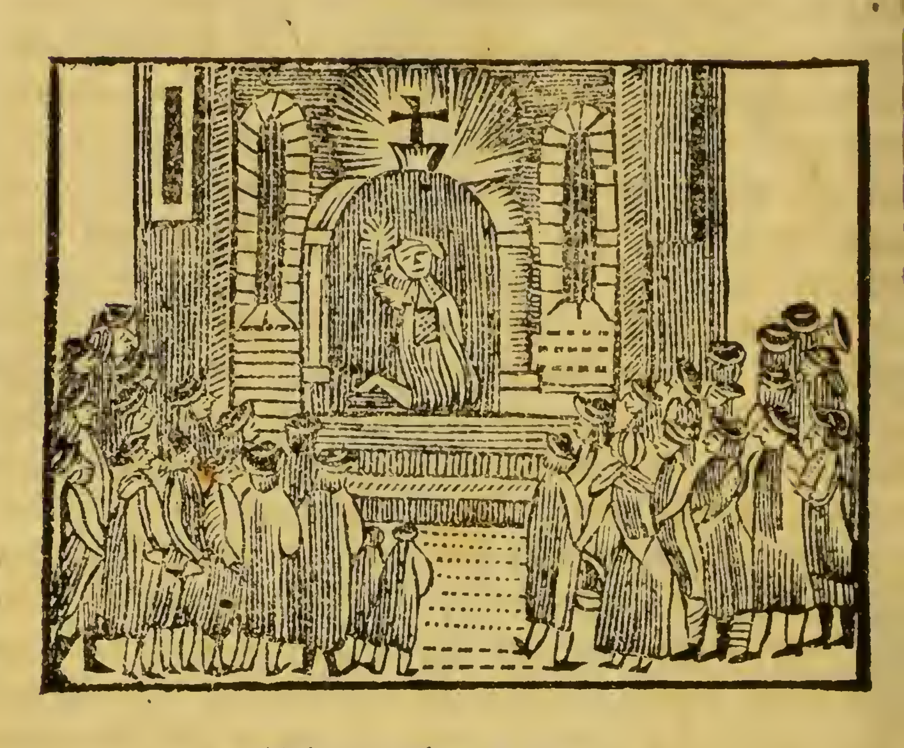
Kernen,

Kernen, Tabacks-Saamen, Wall-Nüssen, Hasel-Nüssen und Buch-Eckern Oehl schlagen zu lassen, wenn es eben von diesem oder jenem viel gab. Den größten Vortheil hatte er aber von einer Sache, die man fast aller Orten in großer Menge verfaulen und in den Koth treten läßt, ohne sie des Aufhebens werth zu achten. Vor dem Wirthshause war ein freyer Platz, der mit vielen großen Lindenbäumen besetzt war. Nun hatte er gelesen, daß die Linden-Nüßgen gar ein vortrefliches Oehl bey sich hatten. Da nun eben ein trockner Herbst war, ließ er seine Kinder alle Tage die abgefallenen Nüßgen auf dem ganzen Platze zusammenhäufen, und nach Hause tragen. Die Nachbarn lachten darüber, daß der Mann seinen Kindern nichts nützlicheres zu thun gäbe. Allein er sichtete erst durch ein grobes Sieb die Blätter und den Unrath heraus, und bekam fünf Scheffel reiner Nüsse. Hernach drosch er sie, daß die harte Schale abgieng und sonderte die Kernen durch Wurfen davon ab. Alsdenn ließ er die innere Schale auf einer Grützmühle davon abschälen und nun Oehl daraus schlagen. Dieses Oehl war von so köstlichem Geschmack, daß es ihm so theuer, als das beste Baumöhl bezahlt wurde, und daß er seine drey Kinder fast ganz neu dafür kleiden konnte. Denn er gab ihnen den Gewinn davon: weil sie die Nüßgen so fleißig eingetragen hatten.

Daran sieht man deutlich genug, was dabey heraus kommt, wenn man nicht alles nach der alten Leyer macht: sondern fleißig nachdenkt und versucht, ob diese und jene Sache nicht besser einzurichten und mehr Nutzen davon zu ziehen sey?

12.

Was bey dem Fleisch in Acht zu nehmen.



Lieber trocken Brod!
Als im Fleisch den Tod!

Fleisch ist wohl eine gute und nahrhafte Speise für arbeitsame Bauersleute, und es wäre ihnen zu gönnen, wenn jeder die Woche zweymahl dergleichen essen könnte. Wenigstens muß eine kluge Hausmutter dafür sorgen, daß es in der Erndte und in der Saatzeit, oder wenn es sonst viel Arbeit giebt, nicht daran mangele. Der Fehler liegt aber oft daran, daß manche Leute keine rechte Eintheilung zu machen wissen, Wenn sie im Herbst eingeschlachtet haben, so essen sie fast alle Tage Fleisch, so lange es währt; und hernach müssen sie sich ohne dasselbe behelfen. In manchen Dörfern ist auch die Gewohnheit, daß die Mannsleute im Winter, wenn sie mit dem Dreschen fertig sind, auf der faulen

Bären-

Bärenhaut liegen: da sie doch durch Spinnen oder Stricken, mit leichter Mühe alle Wochen ein Paar Pfund Fleisch verdienen könnten. Andere vertrinken so viel in Bier, Brandwein oder Wein, daß sie nur selten im Stande sind, ein Stück frisch Fleisch zu kaufen. Es ist aber für die Gesundheit besser, wenn man nicht mehr trinkt, als man durstet, und das übrige lieber auf nahrhafte Speisen verwendet. Das viele Trinken macht nur Dickbäuche und giebt wenig Kräfte zur Arbeit.

Im Gegentheil übernehmen sich auch viele Leute in Fleisch, denen es etwas rares ist, wenn sie einmahl Gelegenheit haben, sich daran satt zu essen; als bey Hochzeiten, Kindtaufen und dergleichen. Da schluckt mancher vor Begierde ganze Klumpen hinunter und verdirbt sich den Magen damit. Desgleichen ist es ein Hauptfehler, wenn man Kranken und kleinen Kinder Fleisch zu essen giebt, in der Meynung sie dadurch zu stärken. Es stärkt nur alsdann, wenn es gut verdaut und ausgearbeitet wird. Dazu hat aber der Magen bey Kranken und kleinen Kindern die Kraft nicht: daher bleibt das Fleisch lange darinne liegen, fault und verdirbt die Säfte; so daß schon mancher darüber hat ins Gras beissen müssen, dem man eine Güte damit zu thun glaubte: Kindern ist besonders alles Fett sehr schädlich.

Weil aber auch das Vieh, so wie der Mensch, mancherley Krankheiten und dem Tode unterworfen ist: so hat man sich sehr in Acht zu nehmen, daß durch den Genuß des Fleisches von krank gewesenen oder verreckten Vieh kein Unglück entstehe, wie folgende Exempel lehren. Der berühmte Doctor Denos zu Allençon in Frankreich, wurde am 9ten Jul. 1760. zu einer armen Familie von 8 Personen gerufen, welche alle sehr krank waren. Sie brachen gelbes

Wasser weg, hatten grausames Leibschneiden, der Athem gieng schwer, der Puls matt, und die Zunge war von Hitze ganz trocken. Hernach purgirten sie von oben und unten, bekamen Frost, Beklemmung und andere Zufälle, welche alle von einem Gift herzurühren schienen. Weil sie nun zu rechter Zeit den geschickten Doctor Denos, und nicht etwa den Scharfrichter oder einen Marktschreyer gebrauchten: so starb nur ein Kind davon; die übrigen Personen wurden wieder hegestellt. Sie waren aber blos davon krank worden, daß sie drey Tage zuvor die Lunge und das Herz von einer Kuh gegessen hatten, welche krank gewesen war.

Auch die Dünste, welche aus einem kranken Thiere kommen, wenn man es aufbricht, sind dem Menschen gefährlich. In einem Dorfe im Reich zeigte sich Anno 1782 an einigen Ochsen der sogenannte Milzbrand. Ein Bauer der den Gemeinde Fasel (Stier, Bullen, Reitochsen) hielt, schlachtete ihn, ehe er crepirte. Da kam ein armer Jude von Unter-Grombach spornstreichs gelaufen, um die Haut zu schächern und ein Paar Groschen daran zu verdienen. Damit ihm kein anderer zuvor käme, half er selbst das Thier aufbrechen und ihm die Haut abziehen. Aber der arme Jude ward noch am nähmlichen Abend von Frost, Hitze nnd großer Zerschlagenheit der Glieder befallen. Den andern Tag schwoll ihm der Hals bis an die Brust, und er konnte nicht mehr schlingen. Den 4ten Tag ward er eiskalt an seinen Gliedern, kriegte kalte Schweisse und entsetzliche Bangigkeit, und den fünften Tag mußte er sterben, und hinterließ eine schwangere Frau und fünf Kinder und keinen Bissen Brod im Hause, daß es zu erbarmen war.

Desgleichen kaufte im Braunschweigischen ein Fuhrmann einen tüchtigen Ochsen für ein Spottgeld weil er schon den Ansatz zur Viehseuche hatte. Der

arme

arme Mann dachte einen Rathkauf gethan zu haben, und sich mit Frau und Kindern einmahl recht satt Fleisch zu essen: aber es bekam ihm übel. Da der Ochse geschlachtet und das Fleisch eingepöckelt war, fieng es an, aus dem Fasse herauszugähren. Er kochte aber doch davon, und drey Tage darauf bekam er ein böses Fieber und kleine blutige Beulen über den ganzen Leib, fast wie bey der Pest. Binnen 14 Tagen wurden fünf Menschen aus dem Hause begraben, die davon gegessen hatten. Aus diesem Exempel sieht man, das einmahl verdorbnes Fleisch durch das **Einpöckeln** nicht besser wird, und daß man die Mühe und das Salz vergeblich daran wendet.

Auch die **Milch** von kranken Kühen ist gefährlich zu essen. Man hat den Fall erlebt, daß ein Bauer mit seiner Frau, fünf Kindern und der Magd, und auch dessen Nachbars Frau mit 4 Kindern, welches eine arme Wittwe war, einige Tage nach einander Milch von einer Kuh gegessen haben, die von einem tollen Hunde gebissen war. Alle diese 13 Personen sind nach und nach von der Wuth befallen worden und haben elendiglich sterben müssen. Und so ist es auch mit der **Butter** und dem **Käse**, den man aus solcher Milch macht, beschaffen.

Käse ist auch von gesunden Kühen gefährlich zu essen, wenn er gar zu scharf und faul ist. In Stuttgard geschah es im April 1784, daß ein Fleischer mit seinen 3 Kindern ungefähr drey Viertelpfund Streichkäse oder Schmirkäse aß, und alle viere bekamen davon solche Zufälle, als ob sie Gift verschluckt hätten. Das jüngste Kind, ein Mädchen von vier Jahren, starb so gar daran. Der Käse wurde deswegen vom Doctor und Apotheker untersucht, und man fand keine Spur von Gift darin: sondern er hatte die Leute krank gemacht, weil er gar zu scharf, beissend und stinkend war,

und vor Fäulniß aus einander fiel. Der Durchlauchtige **Herzog von Wirtemberg** gab daher eine Verordnung, daß niemand solchen verdorbnen Käse essen solle.

Wem nun sein Leben und seine Gesundheit lieb ist, der wird lieber ein Stück trocken Brod essen, als etwas dazu, das ihm zu Gift werden kann! Gute Obrigkeiten halten auch deswegen mit Recht scharf darauf, daß niemand heimlich etwas selbst schlachte: sondern es muß durch die Metzger, Fleischhauer, und ordentliche Schlächter geschehen, und diese müssen verstehen, ob ein Thier zu essen ist, oder nicht? Ist aber ein Fleischer selber so gottlos, daß er den armen Leuten verdorbenes oder krankes Fleisch verkauft, oder auch nur verschenkt: so wird er mit Recht von der Obrigkeit bestraft, und wer hinter solche Schliche kommt, ist in seinem Gewissen verbunden einen solchen heimlichen Mörder bey der Obrigkeit anzuzeigen, damit er keinen Theil habe an der Blutschuld. So mußte im Jahr 1716 der Vorsteher der Feldschlächter in Paris, mit Nahmen Anton Dübü, ein sehr reicher und angesehener Mann, weil er den Soldaten Feisch von verreckten Ochsen verkauft hatte, im bloßen Hemde mit einem Strick um den Hals, und einer brennenden Fackel in der Hand, mit bloßem Kopfe in der Kirchthür kniend, Kirchenbuße thun. Dabey war ihm auf dem Rücken und auf der Brust eine Tafel angehängt, darauf stand: **Anton Dübü, Vorsteher der Feldschlächterey, welcher den Soldaten Fleisch von aussätzigen und crepirten Vieh verkauft hat:** wie solches auf dem vorstehenden Bilde zu sehen ist. Hernach mußte er noch 12000 Thaler Strafe geben und auf 9 Jahre das Land meiden; woran ihm sehr recht geschahe.

Der Becker Meister **Conrad in Zückertshofen** war auch hierin ein gar kluger Mann. Als der Flei-

scher

scher eben gestorben war, und ein anderer sich im Dorfe setzen wollte, da gab er der Gemeinde untern Fuß, daß sie bey der Obrigkeit anhielt: „es möchte doch keinem die Conceßion gegeben werden, der nicht erst recht wäre examinirt worden, ob er auch verstehe, was zu seinem Handwerk gehöre, und vor allen Dingen, ob er recht wisse, welches Fleisch gut und gesund sey, oder nicht?“ Der hohen Obrigkeit gefiel dieses ausnehmend, daß die Gemeinde so vorsichtig war: und sie verordnete nun im ganzen Lande, daß die Leute, welche das geschlachtete Vieh schätzten und den Fleischpfenning einnahmen, recht darauf lernen mußten, zu erkennen, ob ein Stück Vieh gesund und zu essen sey, oder nicht? Wie diese Sache in Gang kam, bezahlten die Unterthanen den Fleischpfenning auch lieber, als zuvor. Die Schätzer bekamen aber folgende Vorschrift, nach der sie sich richten mußten.

„Bey dem Rindvieh, muß man, ehe es geschlachtet wird darauf sehen:

1. Ob es munter und frisch aus den Augen sieht, und noch gut gehen kann?

2. Ob es die Wiederkäuung noch nicht verlohren hat?

3. Ob die Hörner, Ohren, Maul, Nase und Schweif nicht kalt sind?

4. Ob das Vieh nicht geifert, oder ob ihm etwa Schleim oder sonst garstige Materie aus der Nase, den Augen und den Ohren heraus fließt?

5. Ob bey demselben nichts schuppichtes auf der Haut sitzt, als wäre Mehl, Asche, oder Kleye darauf gestreut?

6. Ob Blattern oder Grind am Leibe, sonderlich auf dem Kopfe, am Halse und im Maule, oder wohl gar an der Zunge sich befinden?

7. Ob Beulen am Halse, hinter den Ohren, unter den Bügen und Schenkeln zu sehen; insonderheit ob

die Euter bey den Kühen erhitzt, geschwollen und aufgelaufen sind?

Wo sich solche Kennzeichen finden, muß das Schlachten nicht gleich geschehen: sondern es muß erst abgewartet werden, ob sich das Thier bessert:

Wenn aber ein Thier geschlachtet und die Haut abgezogen ist, muß man Acht haben:

1. Ob äusserlich am Fleische Blattern, Beulen, Geschwülste, Geschwüre oder Gewächse von sonderbarer Farbe, etwa roth, blau, oder gar schwarz zu sehen sind?
2. In den Eingeweiden muß man sehen, ob die Lungen etwa an das Rippenfell angewachsen und Materie oder Euter ausgezogen haben? Ob dunkelrothe, blaue oder gelbe Flecken oder Beulen und Geschwüre in den Lungen sind? — Ob die Leber etwas hart oder ungewöhnlich groß sey, und nicht die rechte Farbe habe? Ob nicht etwa die Gallenblase gar zu groß und zu stark sey, welches ein Zeichen von der Viehseuche ist? Ob die Milz etwa gar zu schwarz, zu groß oder mit Blattern besetzt sey?
3. Ob der Magen, der Wanst, und vor allem, ob der Faltenmagen, (die Mannigfalt, das Büchlein, Calender, Psalter) allzugroß, aufgelaufen, oder etwas darinne roth oder blau aussehe? Ob der Faltenmagen hart, oder darin eine kalkige Materie, und ob die daran hängenden Därme roth, blau, angelaufen seyn, — und ob sonst auch im Fleische irgendwo einige blaue Striemen angetroffen werden?
4. Ob im Halse und in der Lunge Wasserblasen sich finden, welche, wenn sie aufgemacht werden, garstig stinken?

Wenn

Wenn sich so etwas findet, oder wenn man weiß, daß die Krankheit eines Thieres Milchbrand, Schlagfluß, Lungenfäule, Fallsucht, Faulfieber mit Durchlauf, Pestilentialfieber, oder die Viehseuche ist: so muß das Fleisch nicht gegessen, sondern auf einem entfernten Platze 4 Fuß tief in die Erde gescharret werden. Es ist doch besser, man leidet einen Verlust an seinem Vermögen, als daß man sich und die Seinigen krank mache oder ums Leben bringe.

Dagegen kann man Rindvieh, welches aufgeblähet oder aufgelaufen, auch solches, das gestossen worden, ein Bein gebrochen hat, oder sonst verwundet ist, ohne Bedenken essen: wenn man es gleich schlachtet, ehe ein Fieber dazu kommt, sonst wird es gefährlich. Die Perlen oder die Hirssucht, so auch die bekannte Krankheit, die man die Franzosen nennt, machen das Fleisch ebenfalls nicht ungesund, und man kann es ohne Bedenken essen: ja es haben sogar die Obrigkeiten hier und da bekannt gemacht, daß man französichte Kühe nicht wegzuwerfen brauche, sondern das Fleisch davon ohne Ekel genießen könne; wenn das Thier nicht gar zu mager und abgezehrt dabey sey. Erst neuerlich hat der Durchl. Churfürst zu Sachsen solches öffentlich verordnet, daß man Rindvieh, welches diesen Zufall hat, nicht wegwerfen, sondern das Fleisch davon nur etliche Pfenninge wohlfeiler verkaufen solle. Der Churfürst von Sachsen ist aber ein so redlicher Landesvater, daß er seinen Unterthanen nicht rathen würde, solches Fleisch zu essen, wenn die geringste Gefahr dabey wäre. Ein Kalb, das von einer kranken Kuh gefallen ist, oder an ihr gesogen hat, muß 3 bis 14 Tage mit guter Milch und andern Futter genährt werden, ehe man es schlachten darf.

Schafvieh, das am Durchfall, an Entzündung oder Verschwärung der Eingeweide, der Fäule oder

dem

dem Anbruch, der Fallsucht (dem schweren Leib) krank ist, darf nicht geschlachtet und gegessen werden. Ist es aber von gesammeltem Wasser im Kopfe toll und drehend, oder hat die nasse oder trockne Raude, oder die Wassersucht, wenn es nicht sehr mager dabey ist: so kann mans ohne Gefahr essen, wenn man es nur bey Zeiten schlachtet.

Bey den Schweinen muß man vorzüglich darauf sehen, ob etwa die Zunge mit Blasen oder Beulen besetzt, und dann ob Geschwulst oder Entzündung im Halse und garstige Geschwüre in den Eingeweiden vorhanden sind? Wenige Finnen im Fleisch schaden nicht: aber die Leber muß man ganz wegwerfen, wenn sich Geschwüre und Euterbeulen darinne befinden.

Krankes Schweinefleisch taugt zum Einpöckeln und Räuchern noch weniger, als es frisch zu essen; und faul gewordenes Geräuchertes schadet auch den stärksten Magen. Besonders darf man die Würste nicht zu alt und ranzig werden lassen. In heissen Sommertagen sollten gar keine Schweine geschlachtet werden: weil sie da den meisten Zufällen unterworfen sind. Auch haben die Beschauer und Schätzer dahin zu sehen, daß der Schinder nicht mit Schinken und geräucherten Würsten und Zungen handle: weil dabey leicht gefährliche Betrügereyen mit unterlaufen könnten.

Die Beschauer sollen ferner darauf Acht haben, daß der Fleischer sein Schlachthaus und alle seine Werkzeuge immer reinlich und sauber halte, und daß er sich nicht unterstehe, das Kalb-und Schöpsenfleisch aufzublasen, um ihm dadurch ein besseres Ansehen zu geben. Dieses ist eine abscheulich eckelhafte Gewohnheit, daß man essen soll, was ein anderer mit seinem vielleicht stinkenden und gefährlichen Athem aufgeblasen hat."

Auf

Auf diese Verordnung hielten die Leute in Zuckershofen recht fest, und seitdem hat man nicht gehört, daß Jemand daselbst von verdorbenen Fleisch krank geworden sey.

Sonst nahmen sie sich auch in Acht, daß sie kein von vornehmen Herren bis auf den Tod gehetztes Wildpret aßen, und von keinem Kalbe, das der Fleischer etliche Stunden weit mit Hunden und Peitschen aufs erbärmlichste abgetrieben, und noch im Angstfieber gleich schlachtet und den Stadtleuten zum Braten in die Küche liefert.

Auch waren sie mit dem Fischen vorsichtig: vornehmlich mit solchen, die in stillstehenden oder langsam fliessenden Wassern sind. Denn diese haben zuweilen gefährliche Krankheiten. In der Laichzeit und währen der Flachsröste (Beitze) aßen sie fast gar keine! weil da die Wasser stinken und faulen. Dafür aßen sie lieber gesalzenen Hering, der immer gut ist, wenn er nicht gar zu alt wird und fault.



13.

Vom Wasser.



Was Gott erschaffen in der Welt,
Ist alles gut und wohl bestellt.
Gebrauch es nur mit klugem Rath,
Wozu er es geordnet hat!

Im Frühjahr 1784 schrieb die Deutsche Zeitung, welche vieles enthält, das auch für Bauern nützlich zu lesen ist, folgendes.

Aus der Bucowine, vom 19. April.

„Ein Walachischer Bauer, aus dem Dorfe Dorna, wo der Kaiser eine neue Straße hat durchführen lassen, übernachtete bey einer Reise im vorigen Sommer auf dem freyen Felde, aß sein bey sich habendes Abendbrod mit Appetit, und weil ihm Durst ankam, trank er aus einem stehenden Wasser und verschluckte drey kleine Kröten mit, die er in der Dunkelheit nicht gesehen hatte. Diese Thiere konnte sein Magen nicht verdauen und alle ange=

angewandte Mittel, sie aus dem Leibe zu schaffen, waren vergeblich, bis er es endlich mit einem Sauerbrunnen bey Schara an der türkischen Grenze versuchte, dessen Wasser allen Thieren tödtlich und nur dem Menschen heilsam seyn soll. Der Wallache trank in Menge davon und brach endlich zwey ziemliche Kröten weg. Die dritte wollte aber nicht nachfolgen und zu Anfange des Märzmonats starb der Mann. Diese Geschichte lehret, daß man nicht aus jeder Pfütze trinken müsse, und daß die Kröten im Leibe nicht gut thun; wenn sie schon nicht so giftig sind, als man gemeiniglich glaubt."

Man sieht nun daraus, daß auch beym Wasser, ohne welches weder Mensch, noch Vieh leben kann, einige Wissenschaft und Vorsicht nöthig ist. Es giebt z. E. kochend heiße Brunnen; das Meerwasser kann man vor Salz nicht trinken; einige Quellen führen von Natur giftige Theile bey sich, und alles faul und stinkend gewordene Wasser macht Menschen und Vieh krank, wenn sie davon trinken. Dagegen giebt es auch viele Gesundbrunnen, welche wider die Gicht und andere schwere Krankheiten helfen, und die Gesundheit stärken. Diese verschiedene Beschaffenheit des Wassers dient also dazu, daß wir Menschen darüber nachdenken und forschen können, wie es aufs Beste zu nützen sey, ohne daß es uns schade; und es ist zu verwundern, daß Gott auch dieses Element so eingerichtet hat, daß wir unsern Verstand dabey anwenden, und dadurch klüger werden sollen. Verständige Männer haben nun folgende Lehren von **Trink- und Koch-Wasser** bekannt gemacht.

Das gesundeste unter allen Getränken ist Wasser aus frischen fliessenden Quellen, die aus Felsen oder Sandsteinen entspringen. Ein solches muß aber geradeweg schmecken nach nichts; es muß ganz hell und klar, leicht und weich seyn, daß die Seife bald darinne schäumt, und daß es bald zum Sieden gebracht werden kann. Es darf den Mund nicht verunreinigen, und

Kopf

Kopf und Brust nicht angreifen. Wer es trinket, muß keine Beschwerden im Unterleibe, in den Eingeweiden, unter den Rippen und in der Nieren Gegend davon verspüren. Ist in der Nähe von einem Dorfe eine Quelle, welche diese Eigenschaften hat: so wird es der Gemeinde gewiß nicht gereuen, wenn sie die Kosten daran wendet, sie durch eine Röhrenfahrt ins Dorf zu leiten. Was die Unterhaltung kostet, werden die Einwohner an ihrer und ihres Viehes Gesundheit wieder gewinnen; indem sie desto weniger für Arzeneyen auszugeben brauchen.

Nächst diesem führen auch große, oder doch schnell laufende Flüsse ein gesundes Wasser. Aber alle langsam fließende, deren Boden schlammicht ist, und deren Wasser durch faulende Kräuter und allerhand Gewürme verunreinigt wird, sind gefährlich zu trinken.

Aus stehenden Wassern, als Teichen, Gräben, Pfützen, muß man gar nicht trinken, zumahl im Sommer bey anhaltender Hitze. Alsdenn verursachet solch faulichtes Wasser sogar dem Vieh, das daraus säuft, gefährliche Krankheiten.

Gegrabene Brunnen, als Ziehbrunnen, oder Pumpbrunnen, müssen wohl geprüft werden, ob ihr Wasser rein und gesund sey? Denn an vielen Orten entstehen Kröpfe von solchem Brunnenwasser, und andere Krankheiten. Dabey ist auch dieses zu merken: Wenn ein solcher Brunnen nicht oft gebraucht und sein Wasser in Bewegung gesetzt wird, oder wenn er so verbaut ist, daß nicht immer frische Luft hinein kann: so sammeln sich zuweilen böse Dünste darinne, welche einen Menschen auf der Stelle tödten können; dergleichen Exempel beym Aufgraben alter verschüttet gewesener Brunnen oft geschehen. So war einmahl in der Stadt Lora in Spanien der Deckel von einem Brunnen in denselben hineingefallen, und drey

Leute,

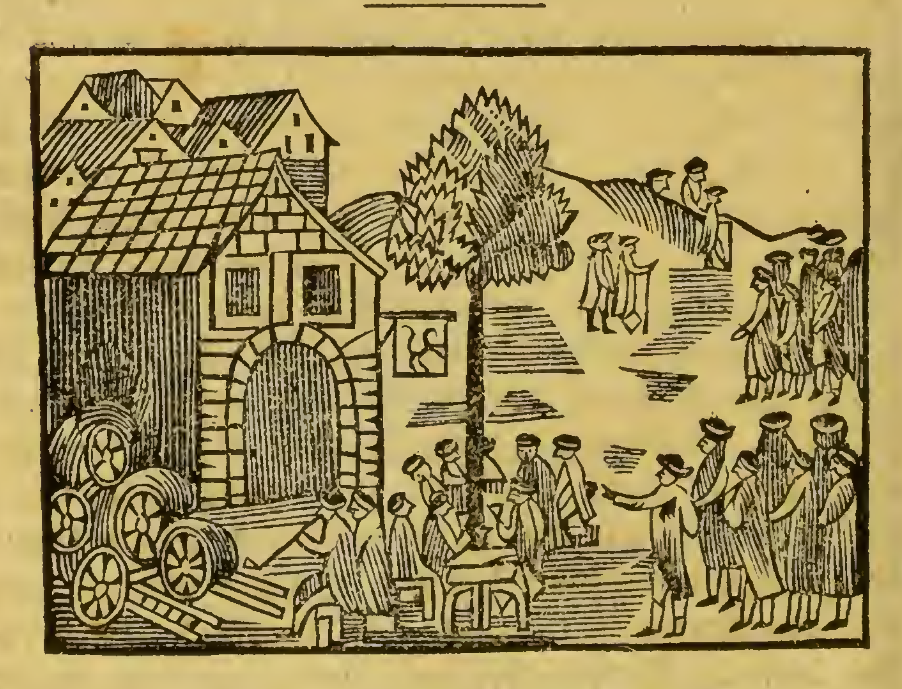
Leute, die man nacheinander hinabließ, ihn zu holen, nebst einem Hunde, wurden insgesammt todt wieder herausgezogen. Man muß daher solche Brunnen fleißig öffnen, und alle Jahre ein oder zweymal fegen, auch sie nicht durch Hineinwerfen von allerhand Unreinigkeiten verderben. Hat irgend eine Mistſtätte, Dachtraufe oder eine andere unreine Feuchtigkeit einen Abzug in einen Brunnen: so ist er weder für Menschen noch Vieh zu brauchen.

Regenwasser, aufgethauter Schnee, oder Eiswasser sind auch nicht gut zum Trinken.

Weil nun manche Dörfer so angelegt sind, daß sie an gutem Wasser Mangel haben: so hat man eine Erfindung gemacht, schlechtes Wasser aus Teichen, Bächen oder unreinen trüben Quellen in gutes zu verwandeln. Man gräbt nähmlich 5 bis 6 Ellen weit von dem Teiche, oder dem Bache, dessen Wasser verbessert werden soll, eine Grube, eine oder zwey Ellen tiefer, als der Boden des Teiches oder Baches ist. Diesen kleinen Behälter füttert man mit Steinen oder Bohlen (starken Holzstücken). Den Raum zwischen ihm und dem Teiche befestigt man mit Pfählen und Verzäunungen auf beyden Seiten, und füllt ihn mit reinen Sand oder Kies aus, von welchen vorher aller Schlamm und Erde ausgewaschen worden. Alle Frühjahr gräbt man diesen Sand wenigstes zur Hälfte aus, und bringt frischen an die Stelle. Durch diesen Sand dringt nun das Wasser hell und rein in die Grube und läßt alle Unreinigkeit zurück. An manchen Orten haben auch die Weiber ihre liebe Noth mit dem Wasser zum Waschen; indem es oft so hart ist, daß die Seife nicht leicht damit schäumt, und daß sehr viel Seife darauf geht, wenn die Wäsche rein werden soll. In solchem Wasser kochen dann auch Erbsen, Linsen und Bohnen nicht recht weich. Das Mittel, es weicher zu machen

chen, ist aber, daß man es abkochen und wieder erkalten läßt, ehe man es braucht. Bey der Wäsche nimmt man etwa ein viertel oder ein halb Pfund Potasche, läßt diese in einem Topfe in Wasser zergehen, und schüttet nach und nach so viel davon unter das Waschwasser, bis man zwischen den Fingern fühlt, daß es weicher geworden. Es hilft auch schon etwas, wenn man das Wasser etliche Tage vor der Wäsche in Gefäße schöpft, es darin ruhig stehen läßt, und alsdenn abgießt, ohne den Bodensatz aufzurühren. Vornehmlich muß dieses mit trüben Wasser geschehen. So kann also der Mensch durch seinen Verstand auch das Wasser verbessern.

14.
Vom Bierbrauen.



Zum Trinken schuf Gott Wein und Bier —
Zum Saufen nicht — dies merke dir!

Schrebers ist ein großes Dorf, und liegt an der Landstraße, hat auch ein hübsches Wirthshaus, zum göldnen Löwen genannt. Und doch spannte lange

lange Zeit kein Fuhrmann daselbst aus: weil der Ort in der ganzen Gegend wegen seines schlechten Biers übel berufen war. Die Einwohner selbst giengen auf die nächsten Dörfer, wenn sie des Sonntags einen Krug trinken wollten, und die Wirthe zum guldnen Löwen wurden einer nach dem andern bankrut: daß zuletzt niemand mehr das Wirthshaus, welches der Gemeinde gehörte in Pacht nehmen wollte. Nun kam der Hr. Magister Freundlich als Pfarrer nach Schrebers, dessen Vater war Hof-Bauer bey dem gnädigen Fürsten gewesen, und da hatte sein Sohn das Brauen von Grund aus gelernt. Wenn er nun seinen Bauern, wenn sie etwas bey ihm zu thun hatten, ein Glas von seinem Haustrunk vorsetzte, verwunderten sie sich, wo er das schöne Bier her hätte? Denn sein Vorfahrer im Amte hatte auch immer schlechtes Bier gehabt und gesagt: es läge an der dortigen Luft, daß man kein gutes zuwege bringen könne. Hr. M. Freundlich merkte aber bald, daß es daran lag, daß die Leute das Brauen nicht verstünden, oder unordentlich damit umgiengen. Er dachte nun, es wäre seiner Amtswürde, als eines Seelsorgers, nicht zuwider, wenn er seine Pfarrkinder gut Bier brauen lehrte: da ihnen doch der liebe Gott gute Gerste wachsen ließ, und da es dem Bauersmanne bey seiner Arbeit, wohl zu gönnen ist, daß er sich durch einen guten Trunk labe. Der Hr. Magister ließ also den Gastwirth und die Brauknechte vor sich kommen, und ließ sich von ihnen alles erzählen, wie sie mit der Brauerey umgiengen, um zu sehen was sie für Fehler dabey machten. Hernach sagte er ihnen, wie sies anders machen müßten, und gieng selbst einigemal ins Brauhaus, zu sehen, ob sies recht machten.

Da fand er nun zwar, daß das Brauhaus ordentlich auf einem trocknen Boden, mit der Vorderseite

gegen

gegen Mitternacht gebaut, tüchtig mit Steinen ausgepflastert, und eine Elle hoch über die Erde aufgemauert war, auch ordentliche hohe Fenster hatte — so wie ein rechtes Brauhaus beschaffen seyn muß. Aber er fand, daß die Leute es nicht reinlich genug hielten, daß sie Pfützen darinne stehen ließen, und nicht darauf Acht hatten, ob der Fußboden feucht oder trocken sey. Er gab ihnen also die Lehre, **daß sie immer reine und trockene Luft im Brauhause zu haben suchen müßten**, und ließ unten in die Mauer kleine Luftlöcher einschlagen, und mit Thüren versehen, die man verschließen konnte, wenn es nöthig war.

Am Braüofen ließ er durch einen verständigen Maurer einen ordentlichen Rost anbringen, und es so einrichten, daß die Hitze auch an die Seitenwände der Pfanne anschlagen konnte: daher das Feuerloch mit einer eisernen Thür verwahrt und zugehalten werden mußte, wenn das Feuer einmahl in völligem Brand war; und das Aschenloch mußte offen seyn.

Die Malzdarre ließ er so einrichten, daß der Rauch nicht an das Malz schlagen konnte. Darauf gab er den Leuten folgende Vorschrift, die sie beym Brauen beobachten sollten.

1. Wer gut Bier brauen will, muß gutes Malz dazu nehmen. und gut Malz läßt sich nicht aus schlechter Gerste machen. Die Gerste muß recht reif und rein von Gesäme seyn. Ist Hedrich, Trespe und d. gl. darunter: so schüttet man nur den 4ten Theil des Getraides auf einmahl in den Weichbottich und Wasser dazu; dann rührt man tüchtig, und nimmt die leichten Gesäme oben ab. Und so macht mans mit jedem Theil besonders. Die Trespe macht toll, und der Hedrich läßt das Bier nicht aufstoßen und klar werden.

Sind die Gerstenkörner vom Flogbrand, oder die Waitzenkörner vom ordinären Brand, oder Spitzbrand

brand beschmutzet: so muß man beym Einweichen einigemal frisches Wasser aufgießen und das schmutzige ablaufen lassen; damit kein Schmutz an den Körnern bleibe. Gerste, die in frisch gedüngtem Acker, zumahl mit Schafmist, erwachsen ist, taugt nicht zum Brauen. Am besten ist die in leichtem sandigen Boden gewachsene.

Es muß auch einerley Frucht seyn, nicht von verschiedenen Jahren, und nicht große und kleine Gerste untereinander: sonst keimt das Malz nicht zu gleicher Zeit. Ein Theil überwächst sich und der andere bleibt zurück.

Die Gerste muß aber im Weichbottig recht durchaus und überein quellen: sonst giebts trübes Bier. Diese Probe ist: man nimmt ein Korn die Quere zwischen die Finger: wenn da die Spitzen nicht mehr stechen, so ist es gut. Oder man schreibt mit dem Korn auf ein Brett; da muß es weiße Striche geben. Weicht es zu lange, so giebt es sauer Bier; und zu wenig gequollene Frucht keimt nicht recht.

Hat man keine andere, als ausgewachsene Frucht: so muß man die Keime davon erst mit den Händen abreiben und durch Wurfen auf der Tenne davon scheiden; sonst wird das Bier dumpfig und faulschmeckend.

Die gequollene Frucht darf nun beym Wachsen nur zwey bis drey Wurzelkeime, oder kleine Würzelchen an den Körnern bekommen: aber ja keine Graskeime, oder Blätter; sonst verliert das Malz alle Kraft. Es darf auch nicht verbrennen. Ist es genug ausgewachsen, so muß es so oft mit Schaufeln gerührt und in die Höhe geworfen werden, daß alle Wärme heraus kommt: alsdann auf dem Boden so oft gerührt und umgeschüppt, daß man endlich mit den Körnern auf Holz schreiben kann, wie mit Kreide.

Luftmalz muß durch die Luft, und nicht an der Sonne getrocknet werden, Darrmalz muß erst in der Luft getrocknet seyn und darf nicht feucht auf die Darre kommen; sonst giebt es saures und schales Bier.

Die Darre muß auch schon erwärmt seyn, ehe man das Malz auflegt: sonst wird das Bier rauchrigt. Es muß auf derselben überall gleich hoch liegen und alle halbe Stunden gewendet werden, bis es gut ist. Das Zeichen ist, daß die Schaufel, womit mans wendet, nicht mehr schwitze, und wenn das Malz lichtbraun, oder gelbbraun aussieht und anfangt zu knicken und zu platzen, und der aufgebissene Kern einem lockern Mehle gleicht. Das Darr-Feuer muß im Anfange gelinde seyn, nach und nach verstärket werden, und allmählig wieder abnehmen. Trockenes festes Holz gehört dazu. — Will man dunkelbraunes Bier haben, so muß man nicht das ganze Malz, sondern nur einige Mulden voll dunkelbraun rösten und das übrige damit färben. Waitzen und Hafermalz muß etwas stärker gedörrt werden, wenn es zum Braunbier kommen soll, als Gerstenmalz.

Wer Hafer unter das Malz nehmen will, muß ihn nicht zugleich mit der Gerste, sondern besonders malzen, und nicht leicht mehr, als den 8ten Theil Hafer dazu nehmen.

Nach dem Malzen muß nun das Malz wenigstens ein Vierteljahr ruhen, ehe es verbraut wird; sonst giebts trübes Bier: aber viel älter, als ein Jahr, darf man es auch nicht werden lassen; sonst verliert es die Kraft. Luftmalz sollte man des Jahrs zweymal malzen, im Frühling und im Herbst.

Beym Brauen ist folgendes zu beobachten. Vier und zwanzig Stunden vor dem Schroten muß das Malz angefeuchtet und binnen dieser Zeit einige mahl umgestochen werden. Man muß die Menge, die zu

jedem

jedem Gebraue genommen wird, nicht messen, sondern abwiegen, nnd dieses muß vor dem Aufeuchten geschehen. Auch thut man wohl, das Malz vorher auf der Scheune zu wurfen: damit die abgedorrten Keime und aller Staub herauskommen; wozu man es auch durch die Kornrolle laufen lassen kann. Was abgeht, giebt herrliches Schweinefutter.

Der Müller darf es nur gröblich schroten, daß kein Mehl daraus werde. Ist es zu klar geschrotet; so kann man dadurch helfen, daß man fein geschnittenen Hexel darunter menget. Von der Mühle muß es bald eingemöscht werden, ehe es sich erhitzt.

Wenn das Wasser des Orts hart ist: so schöpfet man es etliche Tage vor dem Brauen in große Gefäße und läßt es offen in der Sonne stehen, oder man kochet es einige Tage zuvor ab und lässet es wieder kalt werden. Das Malz wird zum erstenmal mit lauwarmen Wasser eingemöschet. Alsdenn wird siedendes Wasser auf den Mösch gegossen, und so lange tüchtig mit Krüken durchgearbeitet, bis die Pfanne wieder gefüllt ist. Hierauf wird der Möschbottig zugedeckt und ruhig stehen gelassen, bis die zweyte Pfanne siedet. Da wird der Möschbittig wieder aufgedeckt, das siedende Wasser wird allmählig zugegossen und eine halbe Stunde lang durchgearbeitet; alsdenn wieder bedeckt. Es können noch ein oder zwey solche Aufgüsse geschehen, je nachdem man das Bier starck oder schwach verlangt. Beym letzten Aufguß läßt man ungefähr eine Vierteleelle hoch Wasser in der Pfanne, dämpfet das Feuer, daß es nicht weiter koche, und schüttet die bestimmte Menge Hopfen in die Pfanne.

Der Hopfen muß reif seyn, so daß der gelbe Mehlstaub darinn sich leicht ausschütteln läßt: aber nicht so sehr, daß die Schuppen der Häupter auseinander fallen. Er muß gut getrocknet seyn und einen kräfti-

gen und lieblichen Geruch haben. Man reinigt ihn auch von allen grünen Blättern und von den Stengeln sorgfältig, und feuchtet ihn etliche Stunden vorher mit kaltem Wasser und ein wenig aufgelöstem Salz an. Nun läßt man ihn eine halbe Stunde lang gelinde ausziehen, und vermehrt am Ende das Feuer mit einigen Holzspänen, daß es einige Minuten lang gelinde siedet, ohne stark aufzuwallen. Der Hopfensatz muß dabey zuweilen mit der Krücke umgerührt werden. Wenn das Sieden vorbey ist, wird die ganze Masse in den Möschbottig geschlagen, umgerührt und etwa eine Viertelstunde zugedecket.

Wenn nun die gehopfte Würze in den Colirbottig oder Seigerbottig, dessen Boden wohl mit Stroh belegt seyn muß, und aus diesem in den Stellbottig oder in die Kühlfässer oder Gährfässer gebracht und mit der Hefen (Bräme) vermischt wird: so ist die größte Kunst, daß man den rechten Punkt treffe, daß die Würze weder zu warm, noch zu sehr erkaltet, sondern eben milchwarm sey, wie die Milch aus dem Euter kommt. Beym Weißbier und Broihan noch etwas wärmer. Wo noch kein gut Bier ist, muß man Hefen von fremden Bieren nehmen. Unterhefen oder Faßhefen taugen aber gar nicht zum Stellen des Biers Es müssen Oberhefen seyn.

Will man dem Bier einen gewürzhaften Geschmack geben: so thut man Cardobenedicten und Tausendgüldenkraut, Wachholderbeeren, Zitronenschalen, Zittwer, Alant- und Enzianwurzel und Melisse in ein Säckchen, und hängt es bey der Gährung in das Bier. Man darf aber ja nicht viel von jedem nehmen.

Das Fassen geschieht, sobald der krause Hefenkranz auf dem Bier vom Rande des Bottigs abtritt, und dabey müssen die Tonnen ganz voll gemacht werden.

So

So wie hernach die Hefen durch das Spundloch abfließt, darf das Nachfüllen nicht vergessen werden. Hört die Gährung auf; so füllt man das Faß mit abgekochtem und wieder kalt gewordenem Wasser ganz voll und verspündet es wohl.

Das Bier darf nun nicht nach und nach, so wie es getrunken wird, von der Tonne abgezapft werden, wenn es nicht bald schal und abgeschmackt werden soll. Man muß es lieber auf gläserne oder steinerne Flaschen abziehen, und diese fest mit Korkstöpfeln verwahren. Die Flaschen müssen aber jedesmal, sobald sie ausgeleert sind, rein gemacht, offen und umgekehrt aufgestellt, und vor dem Gebrauch noch einmahl ausgespühlt werden; damit keine Fliegen, Spinnen oder ander Ungeziefer darein niste. Die Korkstöpsel müssen vor dem Zupfropfen in reinem Wasser aufgekocht und dann recht fest eingetrieben werden. Springen die Flaschen im Keller, wegen der Wärme, oder weil neues Bier im Stellbottig in der Gährung ist: so legt man sie an einem kühlen Ort ausser dem Keller in Sand, den man mit frischem Wasser, anfeuchtet. Die Tonnen, die man aus Mangel an Flaschen länger liegen lassen muß, ehe sie abgezogen werden können, muß man zuspünden, wenn etwa der 4te Theil des Aufstoßens noch zurück ist.

Zu dauerhaftem Lagerbier oder Märzenbier muß der fünfte Theil Malz und die Hälfte Hopfen mehr genommen werden. Das Lagerbier darf aber nicht eher gefaßt werden, bis es schon im Gährungsbottig alle Hefen ausgetrieben und unter sich geworfen hat.

Beym Hausbrauen deß sogenannten Kesselbiers ist vornehmlich darauf zu sehen, daß alle Gefäße recht rein gehalten werden. Man muß sie daher, so oft man brauen will, erst mit kochendem Wasser ausbrühen. Das Malz muß frisch geschrotet seyn. Der Gestell-

Boden im Braustånder muß rundum wohl anpassen, und auf drey gleichen Steinen fest liegen. Oben drauf wird anderthalb Spannen hoch recht reines Roggenstroh und rings herum ein kleiner Kranz von Stroh aufgelegt, damit keine Treber durchkommen kann. Das Zapfloch muß nicht im Boden, sondern an der Seite des Ständers zwischen dem obern und untern Boden angebracht seyn. Das Wasser zum einmöschen muß abgekocht und wieder erkaltet seyn; da wird das Bier dauerhafter. Der Hopfen wird allein gekocht und unter die Würze gethan, wenn sie in den Stellbottig abgezapft wird. Das Abzapfen muß langsam geschehen; und wenn die Würze Eymerweise in den im Keller aufgestellten Gähr- oder Stellbottig geschüttet wird, muß man sie mit einer hölzernen Krücke auf und abrühren, daß sie bald abgekühlt werde: alsdenn setzt man erst die Hefen zu.

Trübes Bier klar zu machen, nimmt man eine Hand voll Salz, brennt es wohl über Kohlen auf einer eisernen Schaufel, vermengt es mit einer Kanne Wasser und gießt solches in eine Tonne Bier, welche klar werden soll. Hilft dieses nicht auf einmahl: so zieht man das Bier auf eine andere Tonne. Wenn die schlechte Bereitung des Malzes Schuld daran ist, daß man trübes Bier bekommt: so nimmt man ein wenig Hausenblase, kochet diese in Bier, daß sie zergehet, und schüttet etwas unter das Bier; welches aber davon schwächer wird, und sich nicht so lange hält.

Wenn das Bier in der Gährung ist, und es sind **Gewitter am Himmel**, da es leicht umschlagen und schal werden kann: so muß man die Bottige mit leinenen Laken oder Tüchern, welche in Lauge eingeweichet und leicht wieder ausgerungen sind, fest zudecken, und diese Tücher, welche überhängen müssen, rings um den Bottig herum mit Bindfaden fest umwickeln, daß

sie

sie sich nicht in das Bier einsenket. Auch ist es gut grüne ganz frisch abgeschnittene grosse Brennesseln über das Laken dicht herzustreuen. Hat man, wenn Gewitterluft ist, junges Bier in Fässern, welches darinn noch abgähren soll, und darum noch nicht zugespündet werden darf: so setzt man einen blechern Durchschlag auf das offene Spundloch, mit dem Boden oberwärts, und legt unten um den Durchschlag einen Kranz von Brennesseln.

Sauer gewordenes Bier, wenn dessen viel ist, kann am besten durch eine neue Gährung verbessert werden. Man zapft es von den Fässern in Bottige, macht einen Theil davon heiß und füllt es unter das andere. Hierauf nimmt man Waitzenmehl, vermischt es mit etwas Brandwein und klein gestoßenen Ingwer und Pfeffer, und thut dieses Gährungsmittel hinein; läßt es aufstossen nnd füllt das Bier auf andere reine Fässer. Ist es auch kahnicht: so muß es vorher durch ein Haartuch gelassen werden. Damit das Bier nicht auf dem Fasse sauer werde, wenn man es allmählig abzapft, zum Trinken: so nimmt man eine Hand voll reines einer Spannen lang geschnittenes Stroh und so viel Hopfen, daß er die Oberfläche des Biers bedecken kann. Dieses wirft man zum Spundloche hinein, und macht jedesmal den Spund wieder zu.

Wenn das Bier nach dem Fasse schmecket, so nimmt man heißes Gerstenbrod, wie es aus dem Ofen kommt und legt es auf den Spund, und wiederhohlt solches so oft, bis der üble Geschmack vergangen ist. Auch kann man heisse Semmeln nehmen und solche zwey bis drey Tage nach einander in das stinkende Bier hängen, bis es hilft. — Wachholderbeere und Hopfen im Wasser gekocht und mit reinem Bier vermischt in das übelschmeckende Faß gegossen, verbessern es auch.

Nach dieser Vorschrift und aus der mündlichen Anleitung des Herrn Magisters lernten die Leute zu

Schrebers nach und nach alle, was zum Bierbrauen gehört, und weil sie nun, wenn sie im Wirthshause oder sonst zusammen waren, viel davon sprachen: so gab ein Wort das andere, und einer wußte dieß, der andere das davon zu sagen. Der Brauer mußte also vorsichtig seyn, damit er nichts versah, und so auch der Schenkwirth: weil ihn die Biergäste sonst damit aufzogen, wenn sie einen Fehler am Getränke bemerkten. Dadurch kam nun die Brauerey daselbst so sehr in Aufnahme, daß die benachbarten an Sonn- und Festtagen nach dem **goldnen Löwen** zogen, wie die Bienen nach dem Stocke, und daß die Gemeinde in der Folge um ein drittel mehr Pacht davon bekam, als ehedessen, Es hieß da auch: gute Waare, viele Käufer, und wenn man eine Sache besser macht, so wird sie besser. Der Hr. Magister Freundlich gab den Leuten auch von allerhand Kniffen und Pfiffen böser Bierbrauer und Gastwirthe Nachricht; damit sie sich davor hüten könnten. Z. E. daß manche Pech hinein thun oder Ochsenfüße, damit das Bier kleben soll, als wäre es sehr fett — oder Dubelkörner, damit es berauschen soll und dergleichen; welches alles ungesund ist, und von der Obrigkeit mit Recht bestraft wird, wenn man es anzeigt.

15.
Wie man ohne Malzdarre und ohne Pfanne und Kessel einen guten Haustrunk bereiten könne.

Mit Vielem hält man Haus:
Mit Wenigem kommt man auch aus.

Der Arme richtet mit Verstand und Klugheit oft so viel aus, als der Reiche mit vielem Gelde. Dies sah man deutlich an dem kleinen Dörfchen Meyersberg welches nicht mehr als 16 Häuser hat, und von lauter Mittel-

Mittelleuten bewohnt ist, die so eben ihr nothdürftiges Auskommen haben. Diese Leutchen hatten weder Wirthshaus noch Brauhaus im Dorfe: sondern wenn sie einen Krug Bier trinken wollten, mußten sie auf ein benachbartes Dorf gehen, und ihre Weiber und Kinder mußten sich unterdessen zu Hause mit Wasser behelffen.

Nun begab sichs, daß **Hans Rode** daselbst, der viele Kinder, hatte, seinem Sohn Nicolaus das Schuhmacher Handwerk lernen ließ. Und dieser kam auf seiner Wanderschaft auch ins **Brandenburgische** und stand eine Zeitlang in **Treuenbrietzen** in Arbeit. Da gieng er des Sonntags auf die umliegenden Dörfer spazieren und machte sich mit den Bauersleuten bekannt: weil er auch vom Bauernstande her war. Dieser **Nickel Rode** hatte aber die schöne Gewohnheit, daß er allen Leuten freundlich zusprach, sie fragte, wie es ihnen gienge, und gern Jedermann mit Rath und That zur Hand gieng. Desgleichen auch wo er irgend etwas nützliches lernen und erfahren konnte: da war er gleich hinter drein. Nun fand er bey einem Bauersmann in der Gegend einen besonders guten Haustrunk, und sah doch kein Brauhaus im Dorfe, und nicht einmal einen Kessel in der Küche. Er erkundigte sich also: woher die Leute das gute Getränk hätten, und sie sagten ihm ganz accurat, wie sie es machten. Da nun **Nickel Rode** von seiner Wanderschaft wieder heim kam und sich in **Meyersberg** setzte: so braute er auch so einen Haustrunk, wie ers in der Mark gelernt hatte. Als aber seine Nachbarn und Freunde davon kosteten, schmeckte er ihnen so gut, daß sie ihn baten: er möchte es ihre Weiber auch lehren. Dies that er, und so bekamen die Leute zu **Meyersberg** einen guten Trunk ins Haus, den sie von ihrer eignen Gerste bereiteten. Sie tragen nun ihr Geld nicht mehr

in die benachbarten Wirthshäuser, sondern bleiben hübsch daheim und laben sich mit ihren lieben Weibern, und Kindern an dem Getränke, und danken Gott und dem Nickel Rode dafür, bis auf den heutigen Tag. Dieses Getränk, welches sie Brodbier heissen, machen sie auf folgende Art: „Sie kneten geschrotenes Malz mit ein wenig groben Roggenmehl und Kleye, wozu kaltes Wasser gegossen wird, zusammen, und machen kleine 3 bis 4 Pfund schwere Brode daraus. Mehl nehmen sie nur so viel dazu, daß der Teig zusammenhält: auch wird ein wenig Hopfen, klein zerrieben, mit hineingeknetet. Der Teig darf nicht aufgehen: sondern die Brode werden gleich in den Backofen geschoben, wenn sie fertig sind. Sie richten es aber so ein, daß sie die Malzbrode machen, wenn sie eben ordentliches Brod gebacken haben. Wenn dieses heraus kommt, schieben sie dieselben hinein. Wenigstens einige dieser Malzbrode müssen eine schwarze etwas angebrannte Rinde bekommen: daher die Stelle, wo die Kohlen beym Streichen des Brodes gelegen haben, abgeräumt, und einige Malzbrode darauf geschoben werden. Während des Backens setzt nun die Hausmutter den Braustånder oder Bottig zurecht und füllt ihn mit abgekochtem und wieder verschlagenem Wasser. Darauf werden die Malzbrode, wenn sie gahr und braun gebacken sind, aus dem Ofen gezogen, und sogleich, ehe sie erkalten, in Stücken etwa einer Wallnuß groß, auch noch größer zerbrochen und noch ganz heiß in den Ständer geschüttet. Dieser wird zugedeckt und bleibt zwey bis drey Stunden stehen. Alsdenn wird die Würze abgezapft, in einen Zober (Trog, Kübel) gethan, mit Hefen (Bärme) angestellt, und wenn die Gährung geschehen ist, so wie gewöhnliches Bier gefasset: da es dann bald klar wird und getrunken werden kann. Zieht man es vom Fasse auf Flaschen, so

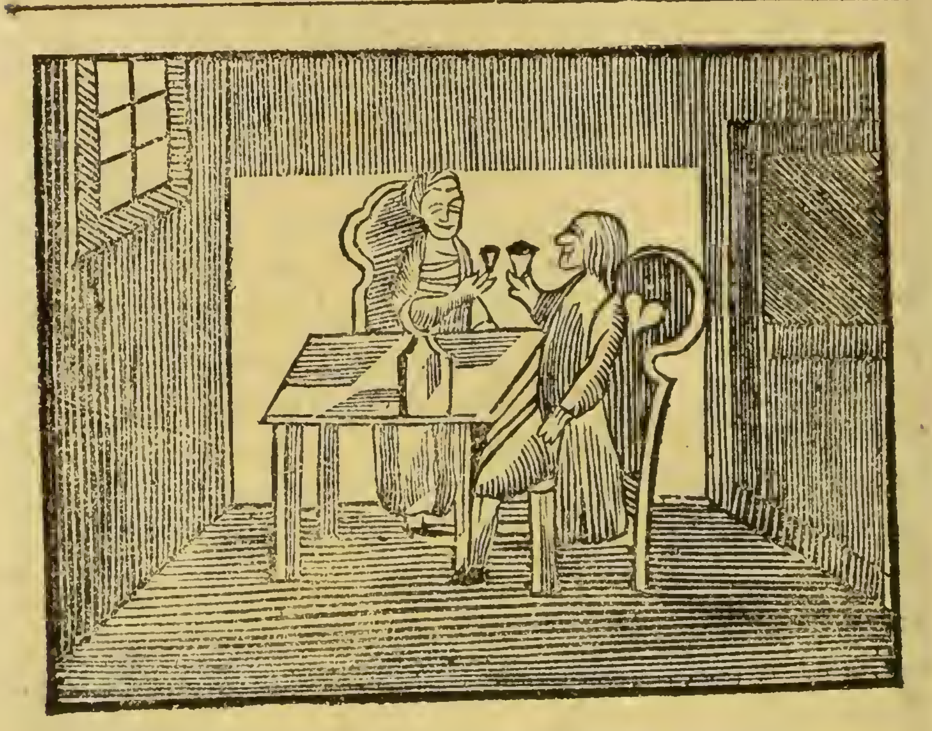
wird

wird es desto besser. Auch nehmen einige, statt der Kleye das Kaff (Abgang, Spreu) von gestampften Hirsen unter die Malzbrode, welches dem Getränke einen angenehm scharfen Geschmack geben soll. Andere mengen den Hopfen nicht unter den Malzteig, sondern kochen ihn besonders und schütten ihn unter die Würze in den Stellbottig. Das Malz dörren sie an der Luft und rösten beym Backen ein Paar Schaufeln voll im Ofen, um damit ihr Getränk zu färben, daß es aussieht, wie Bier. Dieses Getränk von Malzbrod ist viel nahrhafter und gesünder, als Layer oder Lauer, welches arme Bauern und Weingärtner in Franken und am Rhein von den gepreßten Weintrestern durch zugeschüttetes Wasser bereiten. Die Beschreibung zeigt aber, daß es sich nur für arme und kleine Dörfer schickt, und für solche, wo jeder Einwohner seinen eignen Backofen hat. Und man sieht daraus, daß die eignen Backöfen, neben der Gefahr doch auch ihr Gutes haben: so wie die meisten Dinge in der Welt, und daß man sie nur da abzuschaffen braucht, wo wirkliche Feuersgefahr dabey ist.



16.

Wie der Schuster Nickel Rode zu Meyersberg seinen Keller mit Wein versehen, ohne einen Weinberg zu haben.



Man kann aus manchen schlechten Sachen
Durch Fleiß und Kunst ein Labsal machen.
Doch bist du ungeschickt und faul:
So nimm vorlieb und wisch das Maul!

Bey Meyersberg gab es viel Obstbäume, und oft gute Obstjahre: aber die Leute wußten weiter nichts damit zu machen, als daß sie das Obst roh oder getrocknet aßen, und einen Theil davon verkauften. In einigen benachbarten Dörfern wurde zwar auch Eßig aus dem Obst gemacht: aber er war sehr schlecht, und hielt sich nicht lang; weil die Leute nicht recht damit umzugehen wußten. Nun las der Schuster Nickel Rode des Sonntags manchmal Bücher, die ihm ein Bekannter im nächsten Städtchen borgte und vornehm-

lich

lich ein Buch, der **Volkslehrer** genannt, welches Landleuten nützlich zu lesen ist. In diesem stehet im 9ten Stück des ersten Jahrgangs deutlich beschrieben: wie man aus Aepfeln und Birnen guten Wein machen kann. Meister **Nickel** war nun nicht von den Leuten, welche wohl lesen und hören, aber nicht darnach thun, sondern er versuchte es gleich den nächsten Herbst; ob er den Obstwein nach der Vorschrift des **Volkslehrers** zu Wege bringen könnte, und machte es also.

Wie das Obst reifte, gieng er alle Morgen in seinen Garten und las das Abgefallene auf, und legte es unter jeden Baum auf einen Haufen, und ließ es auf 14 Tage im Freyen liegen. Wie es ganz reif war, schüttelte er die Bäume und ließ die Aepfel und Birnen auch 14 Tage auf Haufen unter freyen Himmel: damit sie durch den Sonnenschein, Regen, Reif und Thau recht mild würden. Das harte Spätobst ließ er gar 4 bis 6 Wochen liegen. Wenn es nun recht mürbe und mild war, nahm er eine gewöhnliche Krautschabe, und nahm aus derselben die scharfen Eisen, womit die Krautköpfe zerschabt werden, heraus. Dafür nagelte er über das viereckigte Loch ein darauf passendes blechernes Reibeisen, welches er auf beyden Seiten hatte hauen lassen, damit das geriebene Obst besser durchfallen könnte. Das viereckigte Kästchen, worein das Kraut sonst gethan wird, setzte er wieder darauf, füllte es voll Aepfel oder Birnen, und legte dann ein kleines Brettchen darauf, zum Niederdrücken. So wurde er mit dem Reiben, welches besser ist, geschwinder fertig, als wenn ers gestampft hätte. Den geriebenen Brey ließ er nun nicht lange in dem Zuber stehen: sondern er hatte von einer Nachbarsfrau, welche jährlich Möhrensaft zu kochen pflegte, die Kelter oder Presse schon des Tags vorher geborgt, tüchtig gereinigt und zurecht gestellt. Nun legte er in dieselbe erst eine Lage rei-

nes

nes Stroh, so daß das Stroh rund herum längs der Kelter in die Höhe stand. Darauf schüttete er ein Paar Zoll hoch geriebenes Obst, bog das aufstehende Stroh einwärts darüber her und legte eine neue Lage Stroh darauf. Auf diese wieder ein Paar Zoll dick Obstbrey und das Stroh wieder eingebogen, und so fort, bis die Kelter voll war. Dann legte er die Bretter und Klötze darauf und kelterte ganz langsam nach und nach daß der Saft hübsch Zeit hatte, heraus zu laufen. Auch preßte er den Saft nicht ganz rein heraus: sondern gegen das Ende zu, da er bittrer wurde, setzte er ein ander Gefäß unter, machte die Kelter los und goß ein wenig Wasser zu. Dieses gab eine geringere Sorte von Wein, zum täglichen Trunk für den Durst. Den ausgekelterten Saft von beyden Sorten goß er nun, jeden besonders, in eine grosse sehr rein gebähte Butte, und zwar durch ein Sieb von Beuteltuch, oder sonst ein grobes locker gewebtes leinenes oder hänfenes Laken. Darinne blieben alle kleine Stückchen Stroh und die Obstkrümchen, welche mit hineingekommen waren, zurück. In der Butte ließ er nun den Saft einen Tag stehen, bis ein Schaum auf demselben hervor kam, und dieser Schaum etwa eines Fingers dick ward. Nun zapfte er den Wein von der Butte auf kleine wohl ausgespühlte und ausgebähte Fässerchen. Das Zapfenloch in der Butte hatte er nicht zu nahe am Boden gebohrt: damit die Grundhefen zurück bliebe, welche den Wein verdirbt, wenn sie mit ins Faß kommt.

Die Fäßchen brachte er nun mit in den Keller, füllte sie ganz voll und sah richtig alle Tage einmahl gegen Abend nach dem offen gelassenen Spundloche. Hatte sich da wieder Schaum angesetzt, so nahm er ihn herunter. Auch nahm er ein wenig Wein mit einen Heber heraus in ein reines Glas, und sah, ob er hell und klar würde. Wenn dieses in 4 oder 5 Tagen geschah; so

so zapfte er ihn in ein reines wohl ausgebranntes Faß, und verspündete es. Was noch nicht klar war, zapfte er gleichwohl den andern Tag in ein ander Faß, sah wieder alle Tage darnach, ob es hell wäre, und schäumte es, wenn es nöthig war. Manches Faß mußte er zum drittenmahl abstechen, ehe es klar wurde. Dieses füllte er aber wieder ins erste, nachdem er es gereinigt und ausgebrannt hatte. Wie nun aller Wein in den kleinen Fäßchen gut war: so füllte er ihn zusammen auf zwey grössere Lagerfäßer, und sah darauf, daß sie immer ganz voll blieben; denn sonst verdirbt der Wein.

In der Vorschrift des Volkslehrer stand auch noch folgendes von den Fässern.

Das beste Mittel, Fässer rein zu halten, ist, daß man sie immer wohl zugemacht läßt. Will man sie brauchen, so båht man sie mit heißem Wasser recht aus: aber nicht eher, bis man den Obstwein sogleich darein zapfen will. Neuen Fässern benimmt man den Holzgeschmack auf die Art: man båht die Fässer recht aus, gießt das Wasser gleich weg, und schüttet ein Paar Maaß Obstweinhefen hinein. Diese läßt man zweymal 24 Stunden darinn und dreht das Faß oft herum, daß die Hefen überall hinkommen; alsdenn båht man es noch einmal.

Das Ausbrennen, wovon der Wein einen angenehmen Geschmack und Geruch bekommt, macht man so: Man nimmt 4 Loth ganzen Schwefel, 1 Loth gebrannten Alaun und 2 Loth Hefenbrandwein. Dies thut man zusammen in einen irdenen Topf und hält ihn über Kohlfeuer, bis der Schwefel schmelzt und fließt; es darf aber ja keine Flamme hinein schlagen. Alsdenn tunkt man kleine Stückchen neue Leinwand hinein, besprengt sie alsbald, wenn sie noch feucht sind, mit einem Pulver, welches aus Muskatenblüthen oder Muskaten-

katennüssen, Gewürznägelchen und Coriander gemacht ist. Hierauf dreht man Fässer, welche gefüllt werden sollen, so, daß das Spundloch fast unten kommt; nimmt darauf ein solches Läppchen, hält es unter das Spundloch, zündet es mit einem Licht an und läßt es in das Faß flammen und rauchen. Nur darf kein Funke und keine Kohle ins Faß kommen. So bald das Läppchen ausgebrannt ist, spündet man das Faß zu und läßt es 24 Stunden liegen. Alsdenn bringt man den Obstwein hinein.

Alles dieses beobachtete Nickel Rode mit großer Sorgfalt, und bekam dadurch 6 Ohmen Wein, wovon er 2 für sich behielt, um sich an Sonn- und Festtagen zu laben: 4 Ohmen verkaufte er an einen Gastwirth um 6 Thaler die Ohme; daß er also 24 Thlr. baar Geld daraus löste. Das nächste Jahr, da es besonders viel Birnen gab, machte er noch eine andere Probe, die er aus dem Volkslehrer gelernt hatte. Er nahm gute Birnen, rieb und kelterte sie, wie oben beschrieben worden, und ließ denn den Saft in einem Kessel zum drittheil einkochen. Dann brachte er ihn noch milchwarm in ein rein gebähtes Fäßchen, wo er bald klar wurde; worauf er ihn auf ein mit Schwefelläppchen ausgebranntes Faß brachte. Dieß wurde ein Wein, so köstlich, wie der griechische, davon vornehme Herren das Maaß mit 1 Gulden und drüber bezahlen.

Einen Theil des Saftes kochte er ganz dick zu einer Lattwerge oder Mus, die er mit Brod verspeiste, auch statt des Zuckers oder Honigs an Biersuppen that.

Auf solche Art hatte Nickel Rode großen Nutzen und Vergnügen von seinem Obst, und seine Nachbarn thatens ihm nach, wie mit dem Brodbier: so daß die Meyersberger sich bey fleißiger Arbeit und Redlichkeit mehr zu gut thaten, als ihre Nachbarn in größern und rei-

chern Dörfern, dabey hatte das Brodbier und der Obstwein für sie auch den Nutzen: daß keinem einfiel Caffe zu trinken: sondern daß sie das Geld, welches manche Bauersleute für dieses schädliche Gesöff in die Stadt tragen, in ihrem Beutel behielten. So gut ist es, über alles nachzusinnen, wie es besser zu benutzen sey.

16.

Vom Eßig und dessen grossen Nutzen.

Den Geldsack, den Brodschrank und Eßigkrug
Laß niemahls leer! — sagt Nachbar Klug!

Unter den Dingen, deren Gebrauch und Nutzen manche Bauersleute noch nicht recht wissen, ist auch der Eßig. Dieser dient nicht allein zu gar vielerley Speisen und zur Bewahrung des Fleisches, daß es nicht fault; wenn man es in Eßig legt, oder einen in Eßig getauchten Lappen darum wickelt: sondern er ist auch ein gar vortrefliches Mittel, die Gesundheit bey Menschen und Vieh zu erhalten. Ein paar Löffel voll guten Eßig, in ein Maaß Wasser gegossen giebt das beste kühlendende Getränk, sich bey großer Hitze damit zu erfrischen und zu stärken. Ein Trunk scharfen Weineßigs schützt bey großer Kälte den Wandersmann vor dem Erfrieren. In bößartigen Krankheiten ist der Eßig ein gutes Schweißtreibendes Mittel. Es dient wider viele giftige Sachen. Warm im Munde gehalten, vertreibt er oft die Zahnschmerzen. Wenn man sich in die Finger schneidet oder sonst verwundet, muß man nur gleich das verletzte Glied in Eßig halten, oder die Wunde mit Eßig auswaschen, und in Eßig getauchte Tücher darauf legen: so hört es bald auf zu bluten und heilt bald ohne zu schwären. In Ohnmachten, die von Blutflüssen, oder hitzigen Fiebern entstehen, auch

bey Schlagflüssen dient Eßig, vor die Nase gehalten und an die Schläfe oder Dünnige gestrichen, dazu, daß der Kranke wieder zu sich selbst kommt. Bey ansteckenden Krankheiten spritzt man Eßig auf glühende Kohlen, oder auf einen heißen Stein, daß es dampfet: so verwahrt der Dampf die Leute, welche um einen Kranken sind, vor dem Anstecken. Besonders gute Dienste thut er auf solche Art, wenn die Kinder-Blattern oder die Ruhr graßiren: da muß man des Tags drey bis viermal die Stuben und Kammern mit Eßig durchräuchern und die Fußböden damit besprengen. Wider das Ohrenbrausen ist es gut, den Dunst von heiß gemachtem Eßig in das Ohr gehen zu lassen; indem man das Ohr über den Topf hält und ein Tuch über den Kopf und den Topf her hängt, daß der Dunst beysammen bleibt. Böse Dünste in einem Hause und gefährliche Gerüche, als von frischem Kalk und dergleichen, sind auch am besten durch solchen Eßig-Dampf zu vertreiben.

Alles dieses und noch vielmehr Dienste leistet der Eßig: nähmlich guter Weineßig, oder Obst oder Bier-Eßig, welcher eben so scharf, hell und klar ist, wie der beste Weineßig.

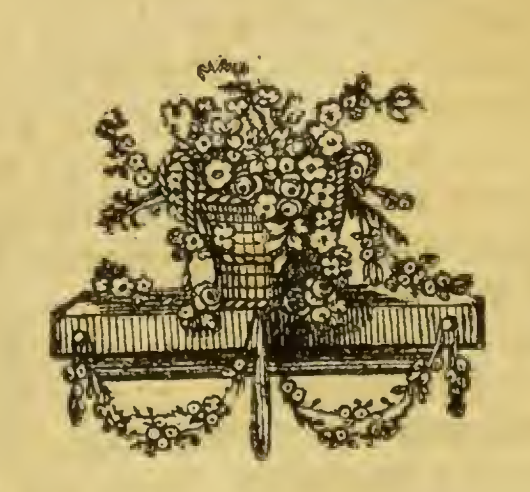
Es wäre also eine schlechte Hausmutter, die nicht immer auf einen guten Vorrath von Eßig halten wollte, und die ihn nicht zu machen verstünde. Wenn also eine ist, die es noch nicht kann, so lerne sie es nach folgender Vorschrift:

Bey allem Eßig, es sey Wein-Bier-Obst-Möhren-Syrup-Honig-oder Zucker-Eßig, kommt es vornemlich auf zwey Stücke an; auf die Eßigmutter und auf die Wärme. Die Eßigmutter ist das Mittel, welches die saure Gährung, durch welche der Eßig entsteht, hervorbringt, und die Wärme unterhält diese Gährung. Zur Eßigmutter nimmt man frischgebackene

oder

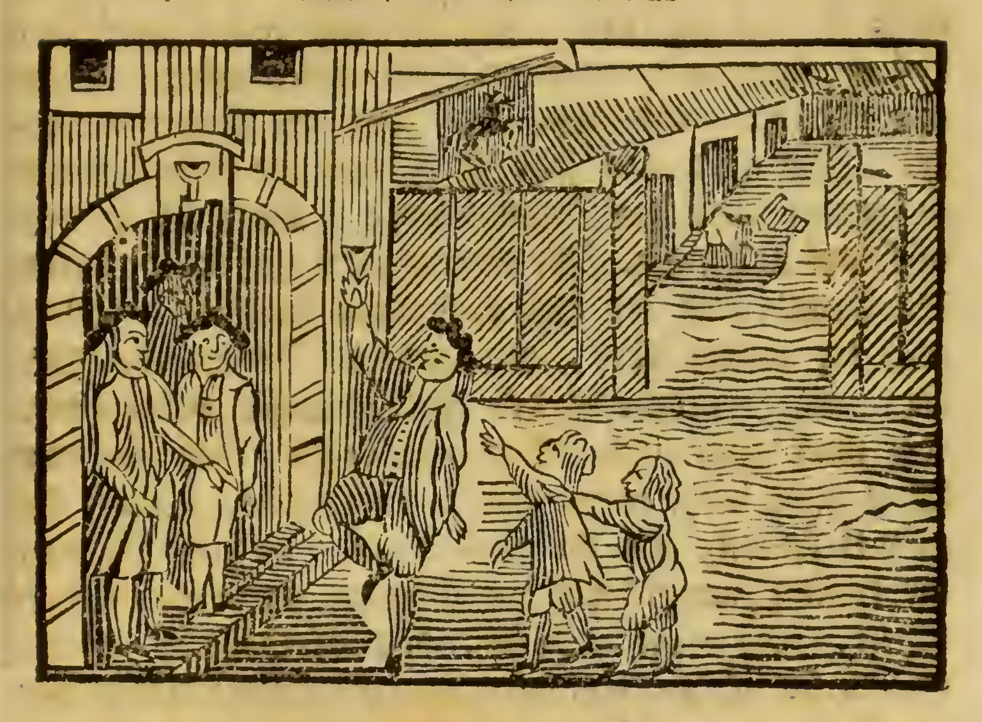
oder geröstete Brodrinde, weicht sie in recht scharfen Eßig, läßt sie wieder trocken werden und wiederholt dieses drey bis viermal. Diese Rinden thut man in das Gefäß, worin der Eßig angestellt werden soll. Es ist auch gut, wenn das Gefäß vorher mit scharfem Eßig ausgespült und durchsäuert wird. Darein gießt man nun den verdorbenen Wein, oder das Bier, welches Eßig werden soll. Man muß aber beydes vorher aufsieden und wieder abkühlen lassen. In das Bier wirft man vorher glühende Kohlen, oder läßt glühende Eisen darin abkühlen, wodurch ihm die Bitterkeit und der Hopfengeschmack benommen wird. Die ausgelöschten Kohlen aber nimmt man wieder heraus. Das Gefäß setzt man nun in eine mäßige Wärme und rüttelt es täglich etlichemahl um, bis der Eßig sauer genug ist. Je heller das Bier oder der Wein aufgegossen wird: desto besser wird der Eßig. Ist er sauer und scharf genug: so zieht man ihn klar von dem Gefäß ab in gläserne oder irdene Flaschen und verwahrt sie wohl, mit Korkstöpseln, verstopft, im Keller. Einen Theil läßt man mit der Eßigmutter in dem Gefäß, und dieses bleibt an einem warmen Orte stehen. Wenn man nun immer wieder so viel abgekochtes Bier, Wein oder auch nur Regenwasser nachfüllt, als man Eßig davon nimmt: so geht der Eßig im Hause niemahls aus, und die Hausmutter kann manchen Pfennig von ihren Nachbarinnen daraus lösen. Man kann auf eben diese Art aus den schlechtesten, sauren und schon halb verfaulten Aepfeln und Birnen einen guten Eßig bereiten, wenn man den ausgepreßten Saft rein ausgähren läßt, bis er klar geworden, und ihn dann in Fässern, welche wohl mit scharfen Eßig ausgespühlt sind, mit einer Eßigmutter ordentlich anstellet, wie oben gesagt worden. So kann man auch Eßig aus Malz machen: indem man halb Gerstenmalz und halb

Waizenmalz ohne Hopfen brauet, das Bier ausgähren läßt, und dann zum Eßig anstellet. Eben dieses kann auch geschehen, wenn man unter 8 Theile Wasser Einen Theil Möhrensaft gießt, solches in einem weiten Kessel bey gelindem Feuer sieden läßt, und es abschäumt, bis es anfängt klar zu werden. Dieses läßt man erkalten, und in einem reinen Fasse vergähren, wie den Obstwein: alsdenn stellt man es zum Eßig an. Ueberhaupt ist aber bey allem Eßig noch zu merken, daß die Gefäße, die man dazu braucht, recht rein seyn müssen, und daß man ihn weder in kupfernen, zinnernen, bleyernen noch inwendig glasurten irdenen Geschirren machen oder verwahren darf: weil in solchen giftige Theile sind, welche der Eßig auflöset und dadurch sehr gefährlich wird.



18. Vom

18.
Vom Brandtwein und dessen Nutzen und Schaden.



Lustig gelebt und selig gestorben:
Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!

Diesen gottlosen Spruch führte Nickel Jochen, den man nur Saufjochen nannte beständig im Munde: wenn ihm vernünftige Leute zuredten, daß er nicht so arg saufen solle. Dieser Mann war bey guten Mitteln gewesen: kam aber so herunter, daß zuletzt seine Kinder nackt und blos giengen und Brod heischten. Und an diesem Elend war nichts Schuld als der Brandtwein. Er war aber nach und nach ein solcher Saufaus geworden: indem er zuerst des Morgens mit einem Schlückchen anfieng, dann zwey nahm, dann drey und so fort. Der Hr. Pastor des Dorfs, ein guter Mann, der mit Jochens Frau und Kindern Mitleiden hatte, gab sich anfangs viele Mühe, ihn von dem schändlichen Laster des Saufens abzubringen.

Einmahl ließ er ihn zu sich kommen und stellte ihm recht freundlich vor: daß er sich doch bessern, und um des Geseffs willen, sich und die Seinigen nicht ins Unglück stürzen möchte. „Hört, Jochen, sagte er, der Brandewein ist eine Arzeney. Ich habe gar nichts dawider, daß ihr dann und wann ein Schlückchen nehmt, wenn ihr früh bey neblichtem oder feuchtem Wetter ausgehet. Ihr thut aber sehr übel, daß ihr diese Arzeney zu eurem täglichen Trank macht. Dazu ist sie viel zu scharf und hitzig. Ihr werdet selbst wissen, daß euch der Brandtwein die Lust zum Essen benimmt, daß er euch die goldne Ader, Herzklopfen, Zittern der Glieder, und Schwäche des Gedächtnisses verursachet. Ich muß euch auch offenherzig sagen, daß ihr mir lange nicht mehr so verständig vorkommt, seitdem ihr zu viel trinket, als ihr sonst waret, und ich fürchte, ihr kommt einmahl gar von Sinnen, wenn ihr so fortfahret. Daß eure Sachen den Krebsgang gehen, seht ihr selbst! Der Exequirer kommt euch ja fast nicht vor der Thür weg. Dazu verspottet euch das ganze Dorf, und die Kinder rufen Saufjochen hinter euch her, so weit sie euch sehen können. Denkt nun einmal zurück: wie euch sonst jedermann werth hatte, ehe ihr euch aufs Saufen legtet! Wie eure Wirthschaft so gut vor sich gieng! Wie euch eure Frau so lieb hatte, die nun Tag und Nacht über euch seufzet und weinet! Hört Jochen, besinnt euch! und werdet anders! Jetzt ist es noch Zeit. Ich will thun was ich kann, euch wieder im Dorfe zu Ehren zu helfen, und euer Schwiegervater will euch unter die Arme greiffen, daß ihr auch wieder zu Brod kommt! Nun, lieber Jochen, gebt mir eure Hand! Ihr waret sonst ein guter Mann. Faßt euch ein Herz, daß ihr Herr werdet über das schändliche und gottlose Sauf-Laster!“

So sprach der liebreiche Herr mit ihm, und Jochen, der diesen Morgen nüchtern geblieben war, weil er in die Pfarre kommen sollte, weinte wie ein Kind vor Reue über sein Vergehen. „Gott vergelts Ihnen, ehrwürdiger Herr! Sie sind mein Engel! Sie retten mich vom Verderben!“ Mehr konnte er vor lauter Schluchzen nicht sagen, und er gieng mit dem festen Vorsatze weg, keinen Brandtwein weiter zu saufen. Wie er heim kam, fiel er seiner Frau um den Hals, erzählte ihr mit Thränen, wie ihm der ehrwürdige Herr das Herz so weich gemacht habe, und daß er nun, bey Gott! keinen Brandtwein mehr trinken wolle. Die Frau fiel mit den Kindern vor Freuden nieder auf die Knie und dankten Gott, daß der Vater sich bessern wolle, und daß sie nun sich wieder aus ihrem Elende heraus arbeiten könnten. Sie versprach auch ihrem Manne: sie wolle ihm gern dann und wann einen Schluck Brandtwein heim holen: nur sollte er nicht mehr in den Kretscham, (das Wirthshaus, die Schenke) gehen, und mit andern losen Gesellen um die Wette saufen. Jochen hielt auch wirklich drey Wochen lang Wort, und blieb zu Hause. Allein in dem Dorfe, wo er wohnte, welches in der Oberlausitz liegt, ist die Gewohnheit, daß bey Hochzeiten und Kindtaufen Bierzüge gehalten werden. Da gehen die Gevattern deren oft 10 bis 12 sind, in den Kretscham, saufen tüchtig, und setzen auf jeden Tisch für die Gäste auch eine große Humpe Bier und ein Quart Brandtwein. Nun ward ein Vetter von Jochen Gevatter: dem zu Ehren gieng er mit in den Kretscham. Weil ihn nun seine alten Saufgesellen foppten und höhnten, daß er nicht mehr trinken dürfe, und sein Verschen vergessen habe, seitdem der Pastor ihm den Pelz gewaschen; so dachte er: einmal ist ja nicht immer, und soff drauf loß; bis er so toll war, daß er seinen

gottlosen Vers wieder sang. Nun kam die alte Lust wieder, er soff nun alle Tage wie zuvor, und auch mehr um gleichsam sein Gewissen zu ersäufen. In der Besoffenheit führte er dann unnütze Reden, gerieth in Streit und Zank, wurde oft geprügelt und verfiel in Strafe. Seine Wirthschaft gieng immer weiter hinter sich; bis er endlich von Haus und Hof kam und seine Kinder nach Brod gehen mußten. Er kam auch am Ende völlig von seinen Sinnen und starb in einer Mistlache, in welche er in der Besoffenheit gefallen war. Auf hohen Befehl wurde er des Nachts ausserhalb des Gottesackers wie ein Vieh eingescharrt und niemand gieng mit zur Leiche. Auch weinte niemand um ihn. Denn seine Frau hatte der Gram schon vorher aufgerieben und seine Kinder liefen im Lande herum. Zwey saßen gar im Zuchthause: dahin sie gerathen waren, weil der Rabenvater sich nicht um sie bekümmert und sie zu nichts Gutem erzogen hatte.

Dieses Exempel, dergleichen in mehrern Dorfschaften anzutreffen, lehret klärlich: **was es für ein grosses Unglück und Laster sey, wenn ein Mann ins Saufen geräth**; es sey nun in Brandtwein, Wein oder Bier. Jedoch ist der Brandtwein, das allerschlimmste und gefährlichste, und am schwersten wieder abzugewöhnen. Gott bewahre daher jeden Christenmenschen davor! und welcher Brandtweinschenke oder Gastwirth sein Gewissen verwahren will, der gebe jedem Gaste nicht mehr, als ihm nütze ist! Sonst werden endlich die hohen Obrigkeiten sich dazwischen legen und für jeden, der besoffen aus der Zechstube kommt, den Wirth tüchtig strafen. Den Saufaus werden sie 4 Wochen gefangen setzen, und ihm diese Zeit über alle Tage etwas weniger Brandtwein geben lassen, bis er von dem Laster loskommt. Man sollte auch nicht meynen, daß Menschen, welche bey ihren fünf Sinnen sind,

mehr

mehr Getränke zu sich nehmen könnten, als Kopf und Magen verträgt; wenn sie nur jemahls einen Besoffenen gesehen haben. Es ist doch ganz abscheulich anzusehen, wie ein solcher garstiger Mensch die gemißbrauchte Gabe Gottes wieder wegbricht; wie er dummer und ungeschickter da liegt, als ein Ochse oder Esel; und wie auch die unverständigen Kinder ihn honecken und aushunzen. Man hat sogar Exempel, daß der Brandtwein sich bey einem so unmäßigen Säufer im Leibe entzündet und die blaue Flamme zum Halse herausfährt, daß es zum Entsetzen ist.

Dennoch giebt es Eltern, welche so unverständig sind, ihren neugebohrnen Kindern bald nach der Geburt einen Löffel voll Brandtwein einzuschütten, und sie auch sonst dieses Getränke trinken zu lassen, oder es ihnen aufs Brod zu gießen. Sie meynen nähmlich: ein Junge würde dadurch ein rechter Kerl, wenn er bald Brandtwein saufen lerne: und es ist doch bekannt, daß man den jungen Hunden Brandtwein eingiebt, wenn sie ganz klein bleiben sollen, wie Zwerge. Dieses Getränke muß ja also den Kindern noch schädlicher seyn als den Hunden: weil diese einen stärkern Magen haben. Am aller gefährlichsten ist aber der Brandtwein dem weiblichen Geschlecht. Vor dem 50sten Jahre sollte eine Frauensperson billig keinen Tropfen davon zu sich nehmen; es sey denn als Arzney, um etwa die Blähungen fort zu treiben, oder bey der Wassersucht. Man hat davon ein trauriges Exempel in dem grossen Dorfe N. N. Daselbst ist die Gewohnheit, daß bey Lustbarkeiten und Tänzen die Bursche den Mädchen ein großes Baßglas voll Brandtwein zubringen, und meynen, sie würden beschimpft, wenn ihnen die Mädchen nicht Bescheid thäten; daher sie dieselben gewaltig dazu nöthigen. In diesem ganzen Dorfe sieht man nun fast kein einziges rothes frisches Gesicht: sondern

alle Weiber und erwachsene Mädchen sehen blaß und gelb aus, wie die Leichen: woran dieses Brandtweintrinken vorzüglich Schuld ist. Was aber sonst für Gottlosigkeiten daraus entstehen, wie manches Mädchen über diesem Bescheidthun ins Unglück kommt, kann hier nicht erzählt werden. Auch wird das Dorf nicht genannt: weil die Einwohner sonst brave Leute sind; welche diese schlimme Gewohnheit nun wohl von selbst unterlassen werden, ehe sie deshalb eine schlimme Nachrede bekommen.

Der rechte Gebrauch des Brandtweins, zu dem ihn Gott durch die Menschen hat erfinden lassen, ist aber der, daß er als eine Arzeney sowohl wider einige innerliche Krankheiten als äusserliche Schäden diene, und daß man alte und schwache Mägen damit stärke. Diese gute Wirkung thut er, wenn man wenig davon trinkt: er schwächt aber, wenn man sich darinne übernimmt. Wem nichts fehlt, der sollte auch keinen trinken. Dabey ist noch wohl zu merken, daß er auf Sauerkohl, Hering, Milch, Käse, fettes Schweinefleisch oder Schmalz durchaus schädlich ist. Dagegen auf schwere Mehlspeisen, Hülsenfrüchte und andere blähende Sachen kann man wohl einen Schluck nehmen. Auch dient er, wenn man von einer Reise oder von der Arbeit in der Sonnenhitze sehr müde und ermattet ist: da ist es besser, einen kleinen Schluck Brandtwein zu thun, und eine Brodrinde dazu zu essen, als kaltes Bier oder Wasser zu trinken.

Ueberhaupt ist es mit dem Brandtwein, wie mit allen Gaben Gottes. Man muß ihn mit Vernunft und Ueberlegung gebrauchen, so nützt er: wer dieses nicht thut, dem schadet er.

---

19. Wie

19.

Wie eine geschickte, reinliche und ordentliche Hausfrau viel dazu hilft, daß ihre Leute gesund bleiben und ein hohes Alter erlangen.

Iß und trink mit Mäßigkeit!
Wach und schlaf zur rechten Zeit!
Reinlich sey in allen Sachen!
Dieß wird recht gesund dich machen.

Es kommt in der Welt gar viel darauf an, wie man eine Sache angreifst und damit umgehet. Die besten Dinge verderben in ungeschickten Händen, und die schlechtesten werden oft von klugen und verständigen Leuten zu großem Nutzen oder Vergnügen angewendet. So ist es auch mit dem Essen und Trinken: dieselben Speisen und Getränke nutzen oder schaden der Gesundheit, und schmecken gut oder schlecht; je nachdem sie zubereitet werden, wie folgende Geschichte lehret:

In Frankstätt wohnten zwey Brüder, Andres, und Thomas Zaunemann genannt. Diese hatten sich in ihr väterliches Erbe getheilt, und jeder hatte zwey und eine halbe Hufe Land bekommen. Beyde hatten auch mit ihren Weibern eine Hufe erfreyt: so daß sie recht gut leben konnten. Beyde waren fleißige Leute, hielten etwas auf ihr Vieh, zahlten ihre Steuern und Gaben zu rechter Zeit und ihre Wirthschaft gieng gut von statten. Nur waren Andres und seine Frau und Kinder fast immer schwächlich, und hatten bald dieß,

bald

bald das an ihrem Leibe: starben auch in ihren besten Jahren. Dagegen Thomas und seine Leute immer gesund blieben, und sehr alt wurdeu: so daß sie zuletzt das ganze Gut zusammen erbten. Und das kam blos daher, daß die Thomsen besser wußte, wie man durch Vorsicht beym Essen und Trinken, und durch Ordnung nnd Reinlichkeit im Hauswesen die Gesundheit erhält und stärket. Sie richtete nähmlich ihre Sachen folgendermaßen ein:

Fleisch kochte sie niemahls an dem Tage, da es frisch geschlachtet war, sondern sie ließ das Rindfleisch und Schweinefleisch im Sommer 2 oder 3 Tage und im Winter 5 bis 6 Tage alt werden; Schöpsenfleisch und Kalbfleisch aber im Sommer 2 und im Winter 4 Tage, und zum Braten noch etliche Tage älter. Dadurch wurde es mürber, und bekam dem Magen besser. Sie ließ es aber im Sommer nicht für die Fliegen und Mücken offen liegen: sondern legte es in frisches Wasser, Eßig, Bier oder saure Milch. Auch wässerte sie alles Fleischwerk vor dem Kochen recht sauber aus. Die Braten klopfte sie mit einem reinlichen Holze tüchtig durch; ehe sie ans Feuer kamen: da brauchte sie weniger Holz und es schmeckte besser, blieb auch nicht zwischen den Zähnen hängen. Fleisch von ungesundem oder krepirten Vieh, oder schwarz gewordenen Pöckelfleisch, auch verdorbenes Geräuchertes durfte nicht in ihre Küche kommen.

Alles Gemüse wusch sie ganz rein ab, und brühte es, daß es weniger blähen sollte. War der grüne Kohl im Sommer mit Honigthau überzogen: so weichte sie ihn etliche Stunden im Wasser ein; damit sich das schädliche Zeug los wusch. Was vom Ungeziefer zerfressen war, gab sie den Schweinen. Gurken, welche vom Mehlthau weiß und verdorben waren, setzte sie ihren Leuten auch nicht vor. Dürre Erbsen und Bohnen

nen

nen weichte sie den Tag zuvor in kalt Wasser, und goß etlichemahl frisches Wasser auf. Desgleichen setzte sie Erbsen, Bohnen, Linsen, Stockfisch und alles zähe Fleisch allezeit mit kaltem, aber grüne Gewächse und junges saftiges Fleisch mit siedendem Wasser an. Dann ließ sie alles gar, aber nicht zu lange kochen, daß es auch Saft und Kraft behielt. Ihr Weißkraut und Sauerkraut durfte nicht roth aussehen, wenn es auf den Tisch kam. Im Brey litt sie keine Klumpe. Klöse oder Knötel (Klütgen) wußte sie fein locker zu machen: weil sie eben die rechte Zeit im Kochen traf; nicht zu lang und nicht zu wenig. An Salz ließ sie es nirgends fehlen: am wenigsten beym Fleischwerk, beym Einpöckeln, und bey Fischen.

Sie sah auch darauf, daß sie oft abwechselte mit dem Essen und nicht einerley Speise vielmahl nach einander auf den Tisch brachte; damit ihre Leute desto mehr Lust zum Eßen hätten. So wußte sie aus den Kartoffeln wohl zehnerley Gerichte zu machen. Milchspeisen gab sie weniger, als andere Weiber im Dorfe. Dafür schaffte sie von dem aus der Butter gelösten Gelde desto öfter frisches Fleisch an. Sie kochte aber nicht eben an Sonn- und Festtagen Fleisch; sondern lieber an solchen Tagen, wo es die meiste und schwerste Arbeit gab. Von getrocknetem Obst hielt sie immer auf etliche Jahre Vorrath, und kochte alle Woche ein oder zweymal davon.

Das Brodbacken verstand sie so gut, wie Meister Conrad in Zückertshofen. Auch schnitt sie das Brod niemahls denselben Tag an, da es aus dem Ofen kam; sondern erst den folgenden. Kuchen buck sie nur an den hohen Festtagen, und ließ niemanden viel auf einmahl davon essen. Ihre Leute machten sich auch nicht viel aus Kuchen: weil sie immer gutes Brod und andere gute Speisen hatten. Ob nun gleich andere

Weiber

Weiber im Dorfe sich durch die Geschicklichkeit, leckerhafte Kuchen zu backen, recht vor einander hervor zu thun suchten: so kehrte sich die Thomsen doch nicht daran. Sie wußte, daß die fettesten Kuchen eben die ungesundesten sind; besonders für Weibsleute und Kinder: und wenn sie nachrechnete, wie viel sie Jahr aus Jahr ein Butter verkaufte, so kam bey ihr noch einmal so viel auf eine Kuh, als bey den Kuchenbäkkerinnen. Ihre Kinder ließ sie in den ersten Jahren kein Fett, keine harten Klösse, auch keine dicken Breye essen, und stopfte sie nicht zu voll. Denn sie wußte, daß sie davon dicke Bäuche und Köpfe bekommen; da denn manche unwissende Leute meynen, sie wären behext oder ausgetauscht. Sonst hielt sie auch gute Ordnung in den Mahlzeiten, daß jedes sein Frühstück, Mittagsessen und Abendbrod immer zu rechter Zeit bekam. Den Kindern gab sie aber lieber oft und wenig, als zu viel auf einmahl. Und eben so gute Ordnung hielt sie im Wachen und Schlafen, und in der Arbeit und Ruhe. **Morgenstunde hat Gold im Munde,** war ihr Sprichwort: aber des Abends konnte auch jedes zu rechter Zeit ins Bett kommen; weil alle Geschäfte ordentlich eingetheilt waren.

Saures oder heftiges Getränke kam bey der Thomsen auch nicht auf den Tisch. Wenn ja etwas verdorben war, gab sies lieber den Schweinen unters Futter, als daß sie es ihrem lieben Mann und ihre Kinder hätte trinken lassen, und ihnen Bauchgrimmen damit machen sollen. Guten Obst-Eßig und etwas Honig hatte sie immer in Vorrath. Wenn es nun viel zu thun gab, daß die Leute über ihre Kräfte arbeiten mußten: so nöthigte sie dieselben, viel Wasser zu trinken, in welches auf das Maaß ein Spitzglas guter Weineßig oder Obsteßig mit einem Löffel voll Honig gemischt war. Dieses Getränk giebt eine angenehme Kühlung und erhält

die

die Kräfte. Hatte sie Buttermilch: so gab sie solche ihrem Manne und den Kindern, die am stärksten arbeiten mußten. Sie warnte aber ihre Leute oft, daß sie ja nicht auf die Hitze trinken möchten, weder Wasser noch kaltes Bier. Der einfältigste Knecht, sagte sie oft, verwehrt es ja den Pferden, daß sie nicht saufen wenn sie erhitzt sind, weil er weiß, daß es ihnen tödtlich seyn kann; da die Pferde doch eine viel stärkere Natur haben, als der Mensch. und euer Leben muß euch doch noch lieber seyn als euer Pferd! —

Eben so vermahnte sie die Kinder von Jugend auf, wenn es ihnen sehr heiß wäre und sie stark schwitzten, nicht an einem sehr kühlen oder feuchten Orte auszuruhen. Denn dadurch wird der Schweiß zurückgetrieben und dieses verursacht allerhand Flüsse und oft die schlimmsten hitzigen Krankheiten. Auch mußten ihre Leute, wenn sie bey der Arbeit die Kleider ausgezogen hatten, solche Abends auf dem Heimwege wieder ordentlich anhaben, um sich nicht zu erkälten. Die Kinder mußten sich in der Woche zwey, dreymal mit kaltem Wasser am ganzen Leibe waschen, Sommers und Winters und alle Morgen die Hände und das Gesicht, und auch hinter den Ohren, im Nacken und auf der Brust. Die Köpfe ließ sie ihnen nicht warm halten, und sie durften in der grösten Kälte keine Pelzmützen aufsetzen. Dagegen mußten sie, wenn sie vom Regen naß nach Hause kamen, allezeit andere Hemden und Strümpfe anziehen. Froren sie schon von der Nässe: so mußten sie sich mit laulichtem Wasser waschen, oder die Füsse in ein laulichtes Bad setzen; wenn nur diese erkältet waren.

Weil die Reinlichkeit in der Wäsche und Kleidung auch gar viel zur Gesundheit hilft: so gab die Thomsen ihren Leuten alle Sonntage frische Hemden und Strümpfe und Handtücher und legte ein frisches Tischtuch auf. Die Bettwäsche wechselte sie alle 4 bis 6 Wochen.

Alles

Alles Geschirr in der Küche und im Keller hielt sie eben so rein, als den Leib. Denn sie wußte, daß in einem unreinen Fasse das beste Getränke verdirbt, und daß den Menschen nicht aller Unrath wohlbekömmt, wie den Schweinen. Ihre Stube und Kammern wurden gefegt, so oft sie schmutzig waren, und mußten immer ganz trocken seyn und frische Luft haben. Hatte sie im Winter ja etwas darinne zu verrichten, wobey es Feuchtigkeiten und Dünste gab, als Futter für Vieh zurecht zu machen und dergleichen: so mußten alle Pfützen aufgewischt und hernach die Fenster eine Weile aufgemacht, und die Stube mit Wachholderbeeren ausgeräuchert werden; damit sie und ihre Leute nicht die garstige feuchte Luft einzuschlucken brauchten. Sie ruhte auch nicht eher, bis ihr Mann die Ofenblase oder Pfanne, welche sonst in der Stube war, aussen in der Küche in dem Ofen anbringen ließ: damit der Dunst, der aus dem Wasser aufsteigt, nicht in die Stube gienge. Denn davon werden die Menschen aufgedunsen und bekommen Kopfschmerzen und allerhand Flüsse. Die Schlafkammer mußte alle Tage, auch im Winter gelüftet, und die Betten zuweilen an die Sonne gebracht und aufgeklopft werden.

So machte es die Thomsen in allen Stücken, daß sie überlegte, ob eine Sache gesund oder schädlich sey, und sich denn darnach richtete, und auf diese Art that selten jemanden in ihrem Hause nur eine Ader wehe. Klagte aber ja eins von ihren Leuten über Leibesschmerzen, Kofweh, Hitze und Frost oder andere Beschwerden: so fieng sie die Cur damit an, daß sie ihm kein Fleisch keine Fleischsuppen, keine Eyer, und sonst nichts nahrhaftes oder schwer verdauliches zu essen gab. Dann folgte sie den Gesundheits Vorschriften, welche weiter hinten in diesem Büchlein Seite 307 bis 330 zu lesen sind.

Durch

Durch diese gute Einrichtung in allen Stücken geschah es nun, daß Thomas Zaunemann und seine Frau und Kinder die grosse Gabe Gottes, die Gesundheit immer genossen, dabey munter und vergnügt waren, brav arbeiteten und etwas vor sich bringen konnten, und daß sie endlich alle ein schönes Alter erlangten. Und die brave Tomsen hatte alle Tage eine herzliche Freude, wenn sie ihren Mann mit den Kindern und dem Gesinde alle frisch und gesund am Tisch sitzen und recht mit Lust essen sahe: und dankte Gott dafür, daß er ihr die Gnade gab, die Speise für Menschen so lieblich zuzurichten, wie er das Gras für das Vieh und das Gesäme und Gewürme für die Vögelein bereitet.

20.

Wie bey einer ungeschickten, säuischen und unordentlichen Hausfrau immer alles kränkelt und elend ist.



Mädchen soll ich dich noch freyn;
Mußt nicht dumm, nicht säuisch seyn!
Will dich ja zu meiner Frau,
Nicht zur Kuh und nicht zur Sau.

Wenn Andreas Zaunemann des Morgens an den Acker zog, lag seine Frau mit den Kindern oft noch in den Federn. Nun würde Caffee gekocht und dem Manne ein Topf voll aufs Feld nachgeschickt. Dieses warme Geschlampe machte ihm den Magen so schlapp, daß hernach das harte Mittagsbrod, oder die halbgahren Erbsen, die er auf dem Abend bekam, wie Steine darinne liegen blieben. Ueber dem langen Schlafen und dem Caffee-Gesöff vertrödelte die Frau auch oft so viele Zeit, daß die Leute, wenn sie vom Felde kamen und hungrig waren, noch lange auf das Bischen Essen warten mußten. Da schluckten sie es hernach so gierig wie die Wölfe hinunter, ohne es ordentlich zu kauen; welches keine guten Säfte in den Leib geben konnte. Denn je langsamer einer kaut, desto besser verdaut er. Dagegen kochte sie ein andermahl Fleisch und Gemüse alles zu einem Brey, daß es weder Saft noch Kraft behielt. Raupen Schnecken, Fliegen und anderes Ungeziefer brachte sie im Gemüse oft mit auf den Tisch: desgleichen auch Haare alte Lumpen und dergleichen, daß man vor Eckel nicht essen konnte. Auch war es ihr einerley, in der Schüssel, worinn sie Windeln ausgewaschen hatte, bald wieder Milchbrey anzurichten. An den Löffeln und Messern konnte man oft noch sehen und schmecken, was den Tag zuvor war gegeßen worden. Die kleinen Kinder nahm sie mit an den Tisch, und blieb daran sitzen, wenn sie sich auch verunreinigten, daß der Gestanck allen die Lust zum Essen benahm. Sie wollte gern den Ruhm einer guten Wirthin haben und ließ daher nicht gern etwas umkommen. Nun hatten sie einmahl zur Kirmeß ein Merzschaf geschlachtet, davon waren die Kaldaunen den dritten Tag schon ziemlich faul und stinkend geworden. Sie kochte sie aber doch, und weil ihre Leute nichts anders hatten, schluckten sie den

Unrath

Unrath hinunter und hoben die Zähne dabey, so hoch sie konnten. Was geschah? Ein böses Faulfieber überfiel sie alle nacheinander, und zwey Kinder starben daran. Nur dem Knechte thats nichts: der hatte einen Magen wie ausgepicht.

Die Käse mochten noch so sehr verfault, scharf, stinkend oder voller Würmer seyn, so schmierte die Andresen doch die garstige Schmiere davon ihren Kindern aufs Brod. Da sie das Backen auch oft bis auf die letzte Stunde verschob, so fielen die Kinder hernach hungrig über das frische Brod her, und schlangen es ganz heiß hinunter: wovon drey auf einmahl krank wurden, daß sie den Docktor brauchen mußten. Sie war auch wohl im Stande, Buttermilch und Sauerkraut zusammen auf den Tisch zu bringen, und einer Magd, die eben vom kalten Fieber aufgestanden war, Erbsen, Klöße, oder andere harte Kost vorzusetzen; oder sauern Salat, wenn die Leute den Durchlauf hatten. Der Brandtwein sollte dann das schlechte Essen gut machen und die Flasche gieng alle Tage am Tische herum, wenn sie auch fettes Fleisch, Milch, Käse, Sauerkraut, Hering und dergleichen gegessen hatten, womit sich der Brandtwein im Magen nicht verträgt. Einen guten Tropfen Covent oder Nachbier konnte man bey ihr deswegen nicht bekommen, weil sie die Gefäße nicht rein hielt, und die alte Säure im Fasse immer das neue Getränk wieder verdarb. Ans Waschen wurde kaum Sonn und Festtags gedacht, und die Hemden behielten die Kinder am Leibe, bis sie halb verfault waren, so daß sie von Ungeziefer starrten. Der Fußboden in der Stube war meistens so naß und schmutzig, als der Kuhstall: weil die kleinen Kinder sich nicht ehrbar darinne hielten, auch oft die Hühner, Schweine und der Ziegenbock, den die Kinder hatten, darinn herum liefen, und niemand aufwischte, wenn

etwas beschüttet wurde. Da patschten sie nun mit blosen Füßen in der Brühe herum und steckten doch die Köpfe in dicke Pelzmützen, daß sie darunter dampften. Im Winter stand auch immer ein Sauerkraut-Faß und ein paar Covent Fäßgen in der Stube, und die Leute schluckten den Dunst davon ein. Die Fenster und Thüren wurden auch sorgfältig zugehalten und dabey sehr stark eingefeuert. Da saßen sie denn meistens ohne Oberkleider und giengen aus der Hitze so hinaus in die Kälte, daß sich eins ums andere erkältete.

Diese ungesunde und unordentliche Lebensart war nun Ursache, daß Krätze, Grind, Schnupfen, Flüsse und Zahnschmerzen da wie zu Hause waren, und daß alt und jung aussahen, daß einem davor graute. Andres starb auch in seinen besten Jahren und die Kinder, deren sie doch sieben gehabt hatten, erreichten alle nicht das 15te Jahr. Es gieng ihnen nähmlich so damit: Das älteste Mädchen starb im zehnten Jahre an der Schwindsucht. Zwey Kinder starben, wie schon gesagt, am Faulfieber von stinkenden Kaldaunen. Eins starb an der Ruhr, und eins an den Kinderblattern: weil sie entsetzlich einheitzte in der Stube, wo sie lagen, und ihnen Bier mit Schafdreck abgekocht zu trinken gab. Eins erstickte im ersten halben Jahre an einem sogenannten Zuller, (Nuller, Schlozer, Lappenditz) den es hinunter schluckte. Sie hatten nähmlich die üble Gewohnheit, die kleinen Kinder wenn sie vor Hunger schrien, oder weil ihnen etwas wehe that, mit einem solchen Dinge schweigen zu machen. Da band sie gekautes Brod und Syrup oder Möhrensaft in einen schmutzigen Lappen und steckte es dem Kinde in den Mund. Durch die Süßigkeit, welche mit dem Brod versauerte, bekam dann das Kind oft Leibschneiden und schrie noch ärger. Endlich ließ sie einmahl

mahl ein Kind eine ganze Stunde lang mit einem Zuller im Munde allein in der Wiege liegen, und als sie wieder nach Hause kam, war ihm der garstige Lappen in den Hals gekommen, und es war jämmerlich daran erstickt. Dieß waren sechs Kinder. Das siebente, ein Knabe, überlebte seinen Vater: sah aber immer aus wie der Tod. Endlich begieng die Frau einmal die Unvorsichtigkeit, daß sie in einem kupfernen Kessel, von dem das Zinn herunter war, und der viel Grünspan angesetzt hatte, Milch abkochte, und darin erkalten und gar versauren ließ, ehe sie dieselbe aß. Dadurch hatte sich der giftige Grünspan in die Milch gezogen, und wie sie mit ihrer Magd und dem Knaben davon gegessen hatte, bekamen sie entsetzliches Bauchgrimmen und Mutter und Kind starben nach einander binnen 8 Tagen, unter entsetzlichen Schmerzen. Dieses wäre ihr nicht wiederfahren, wenn sie den Kessel vorher recht rein ausgescheuert und ausgespühlt hätte.

Nun erbten Thomas Zaunemann und seine Kinder das Gut: aber an Geld und andern Sachen fanden sie gar wenig Vorrath. Denn die Andresen hatte bey ihrem schlechten Essen doch nichts erworben: indem wegen der Unordnung und des beständigen Kränkelns gar viel zu Grunde gegangen war.



21.

Von der Unmäßigkeit.



Speiß und Trank sind Gottes Gaben.
Iß und trink! — das will er haben;
Aber friß und sauf doch nie!
Bist ja Mensch und kein Stück Vieh!

Gottfried Klaus lag elendiglich an der Wassersucht darnieder. Sein Leib war aufgeschwollen, wie eine Tonne, und man hatte ihm schon 36 Maaß Wasser abgezapft. Dabey war er sehr schwach und kraftlos. Seine Frau und seine Kinder standen um das Bette herum und weinten. Da tröstete er sie und sagte: "liebe Frau und Kinder, vertraut auf Gott, den himmlischen Vater, der sorgt gern für Wittwen und Waisen. An ihm habt ihr einen bessern Vater, als an mir. Seht! da liege ich nun seit einem halben Jahre, und bin mir und euch zur Plage. Aber ich fühle, daß es nun bald aus ist. Betet für mich, daß mich

mich Gott stärke in der letzten Stunde!" Da weinten und schluchzten die Frau und die Kinder noch mehr. Klaus nahm aber seine wenigen Kräfte zusammen, und sprach: „Kinder, wollt ihr euren sterbenden Vater noch einen Gefallen thun?" Gern alles, lieber Vater, schrien sie, wenn wir euch nur helfen könnten! „Es ist besser, daß ich von der Welt scheide, fuhr er fort. Ich möchte nur gerne den Trost mitnehmen, daß ihr brav und gut würdet, und daß es euch wohl gienge; und besser, als mir. Hört nun, was ich euch noch offenbaren will, Kinder! Ich bin selbst Schuld daran daß ich jetzt sterbe, und euch nicht vollends auferziehen kann. Aber Gott wird mirs vergeben. Zu meiner Zeit lernte man in der Schule fast weiter nichts, als den Katechismus, und hörte sehr wenig von solchen Dingen, die dem Menschen im irdischen Leben nütze und gut sind. Da thaten denn die Kleinen so ohne Ueberlegung nach, was sie von den Großen sahen; es mochte gut oder böß seyn. Da sah ich nun, daß die großen Bursche auf Hochzeiten, Kindtaufen, Leide-Essen, Kirchmessen und andern Schmäusen so viel in sich hinein fraßen, als sie nur schlucken konnten, und daß unter zehen kaum einer nüchtern blieb, so soffen sie Bier und Brandtwein durcheinander. Ich dachte der wäre kein rechter Bursch, der nicht tüchtig schlingen könnte. Und so gewöhnte ich mir allmählig das unmäßige Fressen und Saufen so an, daß ichs nicht mehr lassen konnte, und daß ich zuletzt auch alle Mahlzeiten mehr hinunter schluckte, als der Magen verlangte, und daß ich selten ohne Rausch aus dem Wirthshause heim kam. Der barmherzige Gott mag mirs vergeben: ich wuste nicht, was ich that. Nun da ich das halbe Jahr her so liege und nachsinne, wie alles gegangen ist, und weil mich der liebe neue Hr. Pastor und auch der Doctor in der Sache verständigt hat:

hat; nun weiß ich wohl, was man thun muß, wenn man nicht in seinen besten Jahren an der Wassersucht sterben will. Seht, Kinder, es ist mit dem Menschen, als wie mit einem Obstbaume. Dieser zieht seine Nahrungssäfte durch die Wurzeln aus der Erde. Finden die Wurzeln nicht genug Säfte, die ihm zur Nahrung taugen: so vertrocknet er. Pflanzt ihr ihn aber in eine Mistgrube, so wird er sich überwachsen, wird lauter Blätter, statt der Früchte bringen, und über lang oder kurz gar verderben. Bey dem Menschen dient der Magen statt der Wurzeln. Die Speisen und Getränke, die man hinein schluckt, sind aber noch kein Nahrungssaft, der in die Glieder ausfliessen und sie nähren und stärken kann; sondern sie sind gleichsam erst die Erde, aus welcher der Nahrungssaft ausgezogen wird. Dieses Ausziehen geschieht aber durch einen gewissen Saft, welcher der Magensaft heißt und aus der Galle kommt. Von diesem Saft ist bey einem gesunden Menschen immer nicht mehr und nicht weniger im Magen, als so viel, daß er eben genug nahrhafte Theile aus den Speisen und Getränken absondern kann. So hat es der weise Schöpfer eingerichtet. Wenn nun ein übrig großer Klumpen Speise auf eine Mahlzeit in den Magen kommt: so kann sie der Magensaft nicht überwältigen. Schüttet man aber den Magen voll Getränk: so wird der Magensaft dadurch zu dünne und verliert seine Schärfe. Beydes ist dann Ursache, daß die nahrhaften Theile nicht recht ausgezogen werden können, und daß die Speise und das Getränk zwar den Hunger und Durst stillen: aber den Leib und die Glieder nicht dabey nährt und stärket. Im Gegentheil kommen faulichte oder zu scharfe, oder zu dicke Säfte ins Geblüt: daher denn die meisten Krankheiten kommen; und man kann gewiß rechnen, daß eher hundert Menschen von unmäs-

sigen

ßigen Essen und Trinken sterben, als einer vor Hunger. Von meiner Wassersucht, sagt der Doctor, ist eben dieses die Ursache, daß ich gar zu oft den Magen mit Speise und Trank überladen, und dadurch zähe, schleimichte Säfte bekommen habe, durch welche die zarten Aederchen und Drüsen im Darmfell verstopft worden sind. Nun muß ich sterben, und bin selbst Schuld daran, daß eure Mutter eine Witwe und ihr Waisen werdet. Der gnädige Gott wird mirs aber nicht zurechnen: weil ich unwissend gesündigt habe. Aber ihr Kinder, ihr lernt nun nach der neuen Ordnung in der Schule besser, was zur Gesundheit gehört. So versprecht mir doch, daß ihr auf alles merken und auch darnach thun wollt; „Die Kinder reichten ihm die Hände und versprachen, ihm zu gehorchen; er sollte doch nur nicht sterben!„ Klaus lebte aber kaum noch drey Tage, da starb er. Seine Witwe erzog nun die Kinder vollends zu allem Guten, und erinnerte sie gar oft an ihres Vaters letzte Reden von der Mäßigkeit, und was er für Schmerzen auf seinem langen Krankenlager hätte ausstehen müssen. Dieses nahmen die guten Kinder zu Herzen und aßen niemahls so viel, daß ihnen das Essen oben an stund: sondern nur bis ihr Hunger gestillt war; es mochte nun Alltags Kost oder was bessers seyn. Im Trinken richteten sie sich accurat nach dem Durste. Wenn sie aber von andern zum Fressen und Saufen angereizt und darüber ausgespottet wurden, daß sie nicht mitmachten: so dachten sie an das Sterbebette ihres Vaters, und an den Spruch: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Denn es ist Gottes Ordnung, daß man nicht mehr geniessen soll, als zur Erhaltung des Lebens dient. Sie konnten auf diese Art auch den Armen ein grösser Stück geben, als die Fresser und Säufer, und konnten auf bessere und nahrhaftere

Speisen halten, als jene. Bey öffentlichen Schmausereyen und Lustbarkeiten waren sie auch immer vergnügter und fröhlicher als andere; ob sie gleich eben nicht überlaut juchheyten und lermten. Denn ein überladener Magen macht die Leute verdrüßlich und schläfrig, und die Völlerey verwandelt das Lachen in Trauren: wenn die garstigen Vollzapfen sich mit einander rauffen und balgen, daß oft Mord und Todschlag entsteht. Der liebe Gott, der es gern sieht, wenn Menschen fröhlich sind, und seine schönen Gaben mit Freuden genießen, hat es daher gar wohl mit uns gemeint, da er geboten hat: saufet euch nicht voll Weins, daraus ein unordentliches Wesen folgt, und keine rechte Freude für verständige Menschen. Auch thun weise Obrigkeiten recht daran, wenn sie der Fresserey und Völlerey Schranken setzen: wenn ihre Unterthanen nicht von selbst so klug sind, ein vernünftiges Maaß darinne zu halten.



22. Von

22.
Von der Kleidung.



Kleider machen Leute —
Der Spruch ist nicht wahr:
Silber, Gold und Seide
Trägt auch mancher Narr.
Selbst gesponnen selbst gemacht,
Rein dabey — ist Bauern-Tracht.

„Kinder: Ich habe euch neulich gelehrt: was man den Endzweck bey einer Sache nenne; nähmlich dasjenige, was wir durch die Sache zu Stande bringen wollen. Und so wißt ihr auch noch, daß alles, was dazu dient, den Endzweck zu erlangen, ein Mittel heißt, so wie z. E. Fleiß und Aufmerksamkeit Mittel sind zu dem Endzwecke, daß ihr in der Schule etwas lernet. Wer sich nun einen nützlichen und löblichen Endzweck vorsetzt, und die rechten Mittel dazu anwendet, von dem sagt man — er handle klug. Wer aber einen verkehrten Endzweck hat, oder wer verkehrte Mittel anwendet, handelt albern. Nun sagt mir einmahl, was ist der Endzweck davon, daß wir Kleider tragen?“

So

So fieng ein gewisser braver Cantor an, seine Kinder über den Spruch: 1 Tim. 2, 9. 10. V. zu katechisiren, und ein Knabe antwortete ihm: Wir ziehen Kleider an, damit wir nicht frieren. Ein anderer sagte: daß uns die Sonne nicht auf den bloßen Leib brennt; und einer: damit wir uns nicht zu schämen brauchen. „Recht so, meine Kinder! sagte der Cantor. Aber Anne Marie, sag du einmal, was ist der Endzweck davon, oder wozu dient es, daß man Perlen, Corallen, silberne Ketten oder Goldstücke an den Hals hängt?

A. Weil es schön steht, und den Leuten wohlgefällt. Cant. Was denken denn die Leute, wenn sie die schönen Halsbänder sehen? A. Sie denken: ach hätt' ichs doch! und das Mädchen ist recht glücklich, daß sie so schöne Sachen hat. C. Was gefällt denn nun eigentlich den Leuten, die schönen Sachen oder das Mädchen? A. Die Sachen. C. Wenn nun ein Mädchen den Endzweck hat, daß sie selbst den Leuten gern gefallen will und behängt sich deshalb mit lauter kostbaren und schönen Sachen: thut diese klug oder albern? A. Albern. C, Und warum das? A. Sie braucht verkehrte Mittel zum Gefallen. C. ists denn aber sonst erlaubt und recht, daß man den Leuten zu gefallen sucht? A. Das weiß ich nicht. C. Sag mir einmahl, was geschieht, wenn du deinen Eltern oder Großeltern wohlgefällst? A. Da sind sie freundlich gegen mich, und geben mir gern was ich haben will. C. Ists nun wohl recht, wenn wir es so machen, daß alle Menschen freundlich gegen uns sind, und uns gern Gutes thun? A. Ja wohl! C. Wir dürfen also auch allen zu gefallen suchen? A. Ja, so dürfen wir wohl. C. Nun sage mir: was denken denn die Leute, wenn ein Mädchen fleißig arbeitet, wenn sie freundlich gegen Jedermann und behülflich ist, sich sittsam aufführet und dabey schlecht, aber reinlich und ordentlich angezogen ist? A. Sie denken:

das

das ist ein gutes liebes Mädchen. C. Was gefällt nun da den Leuten — die Kleider, oder das Mädchen selbst? A. Das Mädchen. C. Wenn nun ein solches Mädchen sich den Endzweck vorgesetzt hat, daß sie gern gefallen will: wie macht sies? klug oder albern? A. Sie ist klug. C. Warum nennest du sie klug? A. Sie fängts klug an, daß sie selber den Leuten gefällt und nicht ihre Kleider. C. Du willst also sagen, daß sie zu ihrem guten Endzweck auch die rechten Mittel braucht, welche wirklich dazu dienen. Und da hast du recht, meine Tochter. Wer den Leuten gefallen will, muß es durch sich selbst, durch Geschicklichkeit und gute Aufführung thun: das hält länger und hilft mehr, als Gold und Silber und Sammt und Seide. Jenes ist also das rechte Mittel zum Gefallen. Die Kleider haben aber blos den Endzweck, daß wir uns gegen Frost, Hitze und Nässe schützen und, der Schamhaftigkeit wegen, den Leib damit bedecken sollen. Aber Görge, du weißt wohl noch, daß ich dich etliche mahl aus der Schule gewiesen habe, weil du nicht gekämmt warest und garstigen Schmutz am Hemde und an den Kleidern hattest. Warum habe ich das wohl gethan?

G. Es sieht garstig aus, und eckelt die Leute, wenn man unrein ist.

C. Es hindert also, daß man den Leuten nicht gefällt, und darum müssen wir lieber den Leib und die Kleider hübsch reinlich halten: sonst achten die Leute nicht auf uns, wen wir gleich andere gute Eigenschaften haben. Das Sprichwort: Kleider machen Leute, ist daher nur so zu verstehen, daß man reinlich und ordentlich angezogen seyn soll. Denn wenn man einen Esel oder eine Sau auch in Sammt und Seide kleidete, und mit den schönsten Halsbändern zierte: es würde doch kein Doktor und keine Prinzeßin daraus.

Nun

Nun will ich euch noch eine Geschichte sagen, die ihr mir morgen wieder erzählen sollt.

Der alte Hans Weise zu Schlimmbach gab seinen Kindern auf dem Sterbebette unter andern auch folgende gute Lehren:

"Kauft nicht was ihr braucht: sondern nur das, was ihr nicht entbehren könnt.

Wer Sachen kauft, die er selber machen kann der bestiehlt sich selber: und ein gekaufter Rock steht Bauersleuten, wie ein geborgter, wo sie nicht recht daheim sind.

Lieber den Acker im Felde, die Kuh im Stalle, und das Geld im Sacke: als die Thaler auf dem Buckel und die Ducaten am Halse!"

Diesen Lehren folgte seine Tochter, und sie ist noch jetzt eine brave Frau, und es gehet ihr wohl. Der Sohn, Nickel Weise, nahm aber ein reiches Mädchen aus einem andern Dorfe zur Frau. Diese hieß Ficke, und war hübsch von Gesicht, hatte auch sonst ein gutes Gemüth. Nur putzte sie sich gern, und mochte es wohl leiden, wenn die Leute große Augen über ihre schöne Kleider machten. In ihrem Dorfe war nun schon die thörichte und schädliche Mode eingeschlichen, daß die Weibsleute Schürzen von Cattun und manche gar seidene Mützen und Mieder trugen, und daß es eine der andern im Putzen zuvor zu thun suchte. Dagegen war in Schlimmbach noch nichts Mode, als bunte Leinwand und halbwollen Zeug, wozu die Leute das Garn aus eigner Wolle und Flachs spannen, und es selbst weben ließen. Wie nun die junge Frau sich in ihrem Staate zeigte, fanden sich gleich etliche Weiber und Mädchen, die es ihr nachthaten: weil ihre Männer und Väter meinten; sie müßten es dem Nickel Weise gleich thun, da sie mehr im Vermögen

hätten,

hätten, als er. Daraus entstand nun eine rechte Jagd unter den Weibern. Der Welsin waren ihre Sachen nicht mehr gut genug, wenn andere auch dergleichen hatten. Sie kaufte nun noch schönere, die noch theurer waren, und die andern thatens ihr wieder nach. Es blieb auch nicht bey den Kleidern allein: sondern die Putznarren wollten am Ende alles vornehmer haben. Die hölzernen Teller und blecherne Löffel waren ihnen nicht mehr gut genug; es mußten zinnerne seyn. Zu den vielen Hauben und Kleidern mußten neue Schränke und Kästen angeschaft werden. Der Mann mußte theurer Tuch zum Rock nehmen, und silberne Knöpfe an den Brustlatz. Sie machten sich auch mit Stadtleuten bekannt, und wußten sich viel darauf, wenn diese zu ihnen kamen und sie beschmausten. Diese mußten mit Caffee tractirt werden, und dazu war porzellanenes Geschirr nöthig. Es mußte ein Gastbette mit Vorhängen von Cattun aufgestellt seyn: dazu baute man eine neue Kammer mit Tafelfenstern, und so giengs immer weiter fort, daß endlich, wenn der Mann Getraide zu Markte fuhr, von dem gelösten Gelde das meiste in der Stadt bey den Krämern und Kaufleuten blieb. Wenn dann Steuren zu geben waren: so fehlte es in allen Ecken, und wenn ein Nothfall kam, war kein Nothpfennig im Hause. Die Männer merkten nun noch eben zu rechter Zeit, was es mit dem Hoffart zuletzt für ein Ende nehmen müsse, welches sich bey dem Nickel Weise gar bald zeigte. Dieser hatte kaum 10 Jahre gewirthschaftet: so saß er in Schulden bis über die Ohren, Hof und Haus wurde ihm weggenommen, und er muste sein Gut mit dem Rücken ansehen, und mit Weib und Kindern nach Pohlen wandern. Man hörte auch, daß die Haushaltungen in dem Dorfe, wo die Weisin her war, eine nach der andern zu Grunde giengen: weil sie dort den Hoffart

noch

noch ärger trieben. Die verständigsten Hausväter in Schlimmbach dachten also: es sey besser, mit andrer Leute Schaden klug werden, als mit seinem eigenen, und giengen zusammen und berathschlagten sich darüber, wie sie es anfiengen, daß ihre Weiber und Töchter den Hoffart fahren ließen und wieder so schlecht und recht einher giengen, wie ihre Mütter gethan hatten. Sie wurden einig, daß jeder seine Frau dazu nöthigen solle, den Bettelstaat zu Markte zu tragen, und ihre leinwandene Wämser und Schürzen, ihre schwarzen Sonntags-Mützen, und die selbst gesponnenen, halbwollenen Zeug-Röcke wieder hervor zu suchen, und den nächsten Sonntag darinn zur Kirche zu gehen. Das Caffeezeug sollte auch in der Stadt auf dem Trödel, und das Zinn bey dem Zinngießer für altes verkauft werden. Dieses beschlossen die Männer. Weil sie aber die Weiber nicht mit in den Rath genommen hatten: so kams viel anders, als sie beschlossen hatten. Wie jeder seiner Frau ankündigte, daß sie ihre schönen Mützen, Schürzen und Wämser fortschaffen, und nächsten Sonntag ihre alten abgelegten Sachen wieder anziehen solle: so entstand ein solches Unglück im Dorfe, als bey Menschengedenken nicht geschehen war. Eine sagte ihrem Manne gerade zu ins Gesicht: er habe in ihre Kleider nichts zu reden, und sie thäte es nicht, wenn er sich auf dem Kopf stelle. Eine andere legte sich aufs Bitten und Weinen, und klagte, daß der Mann sie nicht mehr lieb habe. Etliche liefen gar wieder heim zu ihren Eltern. Sie traten auch an den Ecken des Dorfes haufenweise beysammen und hielten Rath, wie sie den Männern ihren heillosen Anschlag aus den Köpfen bringen wollten. Was hitzige Männer waren, da kam es gar zu Schlägen. Kurz es war eine solche Noth, daß die meisten Hausväter endlich zufrieden waren, daß es nur wieder still wurde, und daß sie den

Han-

Handel aufgaben. Sie dachten: wir haben das unsrige gethan. Wollen die Weiber sich und ihre Kinder mit Gewalt an den Bettelstab bringen: so mögen sies haben.

Es war nun schon Unrecht von den Männern, daß sie eine Unart, die sich die Weiber nach und nach angewöhnet hatten, Knall und Fall wieder abgestellt wissen wollten: aber noch übler thaten sie, daß sie ganz daran verzweifelten; weil die Sache nicht gleich auf einmahl gieng. Zum Glück war ein Leinweber in dem Dorfe, der auf der Wanderschaft gewesen und sich was versucht hatte. Der sah wohl, daß die Leute zuletzt wenig mehr bey ihm würden weben lassen, wenn sie immer mehr fremde Zeuge zu Kleidern nähmen. Er steckte sich daher hinter einige Hausväter und gab ihnen einen andern Anschlag, wie sie die Weiber vom Hoffart abbringen könnten. Die Väter mußten mit ihren erwachsenen Söhnen von der Sache sprechen, und mußten ihnen vorstellen, daß sie niemals im Stande seyn würden, zu heyrathen und eine eigne Wirthschaft anzufangen, wenn die Weiber so viel Geld kosteten.

Alle Bursche, die mit Heyraths-Gedanken umgiengen, beredten sich nun unter einander und verschwuren sich ordentlich darauf: daß keiner um ein Mädchen freyen wolle, die auch nur einen Faden am Leibe trüge, den sie nicht selbst gesponnen habe. Lieber wollten sie Mädchen aus fremden Dörfern holen, wo keine Hoffart sey, und wollten die in ihrem Dorfe sitzen lassen: wenn sie nicht davon abgiengen. Auch solle keiner seiner Braut mehr als für 3 Thlr. Geschenke an Putz oder Kleidungsstücken machen, und statt der Perlenschnuren, silbernen Ketten und angeöhrte Goldstücken, wollten sie lieber eine tüchtige Kuh oder ein Paar Schaafe zum Mahlschatz geben. Dieses beschlossen die Bursche in der Stille für sich. Es waren aber etliche

die sich schon Bräute ausgesucht hatten. Denen sagten sie heimlich, was vorgegangen war, und baten sie recht freundlich: sie möchten sich darein fügen: die Sache sey gut gemeint, und sie könnten ja mit Gottes Hülfe einander desto eher heyrathen, und würden weniger Noth haben in ihrem Ehestande, wenn sie im Anfange etwas sparten. Die Mädchen ließen sich das gefallen und sagten es ihren Freundinnen und Bekannten immer weiter. Da verschwand nun an den jungen Leuten immer eine Goldmütze und ein seiden Mieder und Halstuch nach dem andern. Ehe zwey Jahr vergiengen, sah man die Mädchen in Leinen gekleidet, weiß und bunt von allen Farben. Denn der Leinweber verstand etwas von der Färberey und wußte die schönsten Muster zu weben. Die Weiber schämten sich nun des Flitterstaates und legten auch ein Stück um das andere ab. Weil aber doch die Weiber und Mädchen sich alle vor einander hervorthun und ein gut Lob haben wollten: so suchte nun eine vor der andern immer feineres leinnen und wollen Zeug zu Hemden und Kleidern zu haben, und ihren Leib und alle ihre Sachen sauberer und reinlicher zu halten. Dadurch geschah es, daß im ganzen Dorfe allmählich eine so schöne Ordnung und Reinlichkeit Mode wurde, daß es eine Lust zu sehen war. Es fehlte nicht viel, so war es wie in den Dörfern in Holland. Wenn nun Weiber und Mädchen zu Markt giengen, und die Leute ihren saubern Anzug und die reinlichen Gefäße, und die schönen Tücher daran sahen, rissen sie sich fast um ihre Waare; so daß die Schlimmbacher Butter immer einen oder zwey Pfennige mehr galt, als die von andern Dörfern. Denn reinliche Waare lockt Käufer. Alles Geld, daß sie sonst für Cattun, seiden Zeug und allerhand Firlefanz in der Stadt gelassen hatten, brachten sie nun mit nach Hause und aßen dafür mehr Fleisch, tranken mehr

Bier,

Bier, blieben der Herrschaft keine Resten schuldig, und konnten auch einen Nothpfennig zurück legen. Der kluge Leinweber bekam aber so viel zu thun, daß er zwey neue Stühle anschaffte und ein wohlhabender Mann wurde.

So erzählte der brave Cantor den Kindern die Sache, und ermahnte sie dann, besonders die Mädchen, daß sie es auch so machen möchten, wie die Mädchen zu Schlimmbach. Zuletzt lehrte er sie den Vers, der oben über diesem Capitel steht, den sie auf 3 mahl Hersagen auswendig wußten, und noch ein besonderes Kunststück: nämlich zu machen, daß man an keinem Kleidungsstücke, auch in keinem Strumpfe niemals ein grosses Loch zu flicken bekomme. Dieses bestand darinne: daß man alle Löcher zuflicken muß, wenn sie noch klein sind.

23. Von der Wohnung und den Hausgeräthschaften.

Die Schwalbe baut ihr Nest mit kluger Vorsicht an,
Wo sichs am besten schickt. Nimm ein Exempel dran!
Auch hält sie's innerlich recht trocken nett und rein:
Darum gedeihen wohl die kleinen Schwälbelein.

Man hat viele Exempel, daß in einem Dorf oder in einer Stadt von einerley Zahl Menschen jährlich mehr sterben, oder daß in gewissen Gegenden manche Krankheiten häufiger und gefährlicher sind, als in andern. Und dieses rührt oft davon her, daß solche Oerter in tiefen eingeschlossenen Thälern liegen, wo der Nord und Ostwind nicht durchstreichen kann; oder auf Plätzen, wo viele böse Feuchtigkeiten und Dünste aufsteigen, die durch den Athem und durch die Schweißlöcher in den Menschen kommen, und ihn krank machen. So war die Herzogliche Wirtembergische Residenzstadt Stuttgard in Schwaben vor Zeiten mit einer Art

von langwierigen Fiebern geplagt, die man das Stuttgardter Fieber nannte. Verständige Leute forschten daher fleißig nach, was wohl die Ursache davon wäre, und wie dem Uebel abzuhelfen sey? Man schöpfte Verdacht auf einen großen Fischteich, der gegen Morgen lag, auf der einzigen Seite, wo die Gegend eben ist. Nun wurde dieser Teich abgelassen und ausgetrocknet: und von der Zeit an hat sich das Fieber verlohren. Auch herrschte vor einigen Jahren in der schönen Stadt **Mannheim** in der **Pfalz** ein böses Wechselfieber, welches davon herkam, daß die grosse Hitze die Stadtgräben fast ausgetrocknet und die faulen Dünste aus dem Schlamme in die Luft aufgezogen hatte, daß sie die Menschen mit einathmeten. Denn es erkrankten vornehmlich die Soldaten, welche auf den Wällen längs den Gräben Schildwache stehen mußten. Hat nun ein Dorf einmahl eine solche ungesunde Lage, so können freylich die Leute ihre Häuser nicht anders wohin tragen: aber sie können doch die Moräste und Sümpfe durch Abzugsgräben wegschaffen. Wo dichte Wälder sind, kann man durch Auslichten der Bäume den Winden Raum machen, welche Gott dazu geordnet hat, daß sie die Luft von bösen Dünsten reinigen sollen. Auch hilft es viel, wenn man die Straßen des Dorfs sowohl als die Häuser, Höfe und Ställe sehr reinlich hält, wie es die **Holländer** machen, welche an manchen Orten zwischen lauter Sümpfen und stehenden Wassern wohnen, und so reinlich sind, daß es in ihren Kühställen schöner aussieht, als in manchen deutschen Dörfern in den Stuben. Denn bey uns zu Lande kommt man oft in Dörfer, welche in trocknen hohen Gegenden liegen, und doch so morastig und kothig sind, daß es, wenn ein Wagen durchfährt, nicht anders stinkt, als ob man einen Mistpfuhl aufrühre. Da fluchen denn freylich die Durchreisenden den Einwohnern alles

an

an den Hals, wenn ihre Pferde und Geschirre im Moraste zu Schaden kommen, und solche Dörfer gerathen mit Recht in üblen Ruf, und werden Drecklöcher genannt; wenn es an der Faulheit der Einwohner liegt, daß sie so im Schlamme stecken. Sind nun diese noch dazu so unchristlich, daß sie ruhig zum Fenster heraus sehen, und nicht helfen, wenn ein Kutscher oder Fuhrmann sich und sein armes Vieh vor ihren Augen zermartert: so ist es noch schlimmer. Und so war es lange Zeit in Scherfenberg, wo die Leute fast das ganze Jahr hindurch auf Stelzen giengen, um nicht bis an die Knie im Kothe zu waden, bis sie den Hrn. Magister Fest zum Pfarrer bekamen. Dieser hatte nicht allein Gottes Wort, sondern auch noch andere Sachen studiert, die zur Wohlfahrt der Bauersleute dienen. So verstand er z. E. die Wissenschaft von der Gesundheit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Gebäude, von der Sicherheit und Hülfe bey Wassers und Feuersnoth und dergleichen. Als er nun einmahl die Geschichte der Israeliten aus den Büchern Mose in seinen Predigten vortrug: so nahm er aus 5 B. Mose C. 23. V. 12. 13. Anlaß, von der Reinlichkeit zu reden, und führte den Leuten besonders zu Gemüthe: daß es für die Israeliten ein rechter Schimpf gewesen wäre, daß ihnen Moses, als ihre Obrigkeit, erst hätte befehlen müssen, wie sie Reinlichkeit halten sollten, und daß sie es nicht von selbst gethan hätten. Darauf beschrieb er die Fehler, welche noch in Scherfenberg in diesem Stücke gemacht würden, und ermahnte seine Zuhörer, sie abzustellen. Er brachte sie auch durch seine Vorstellung, und weil er alles deutlich erklärte, wie sies machen sollten, dahin, daß sie allmählig diese Fehler verbesserten, und daß binnen 10 Jahren das ganze Dorf verschönert wurde, und die Einwohner, jung und alt, ein feineres und hübscheres

Ansehen durch die Reinlichkeit bekamen. Die Mädchen wurden dann öfters von Burschen aus den benachbarten Dörfern zur Ehe begehrt, und die Bursche bekamen selten Körbe, wenn sie um fremde Mädchen freyten. Die Veränderungen aber, die sie nach und nach im Dorfe und in ihren Häusern machten, waren folgende:

Gegen Mittag lag unter dem Dorfe ein Bruch, welcher dicht mit Erlen und Weiden bewachsen war. Dieser war so sumpfig, daß man das jährlich darinn gefällte Holz nur mit großer Gefahr herausbringen konnte, und wenn der Wind von Mittag kam, brachte er eine Menge fauler Dünste aus demselben ins Dorf, die es ungesund machten. Durch diesen Bruch hieben sie etliche Gänge von Morgen nach Abend, jeden 20 Schritt breit, und rotteteten alles Buschwerk mit Stumpf und Stiel darinnen aus. Auf beyden Seiten dieser Gänge zogen sie Gräben, und warfen den ausgegrabenen Schlamm in der Mitte auf. Dieses gab in der Folge trefliche Krautländer; die übrigen Erlen wuchsen besser, weil sie mehr Luft hatten, und weil das Wasser einen Abzug bekam, so wuchs nun auch brauchbares Gras dazwischen, wo sonst nichts als Schilf, Binsen und Farrenkräuter fortgekommen waren. Die Gassen und Wege im Dorfe trockneten sie durch Abzugsgräben aus, wo es sich schickte, und erhöhten sie in der Mitte durch etliche tausend Karren Kieselsteine. Dieses brachten die Scherfenburger binnen einigen Jahren, ohne große Versäumniß zu Stande: weil die ganze Gemeinde einmüthig Hand anlegte. Da hieß es: viel Hände, wenig Arbeit. An den Seiten machte jeder Hauswirth mit seinen Leuten einen hohen Steinweg, so weit sein Haus und Hof reichte; desgleichen auch auf dem Hofe selbst, vom Hause in die Scheure und zu jedem Stalle. Die Steine ließen sie durch die Kinder von den Aeckern zusammen lesen, und wenn sie von der

Feld-

Feldarbeit nach Hause fuhren, nahm jeder ein Häuflein Steine mit, das ihm eben am Wege lage. Auf diese Art wurde das Dorf rein und trocken. Mit den Gebäuden machten sie es so: Wenn einer neu baute, so ließ er die Stube eine Elle höher machen, und auch etwas grösser, als sonst die meisten waren. Wer nur sein Haus ausbesserte, ließ doch die Fenster größer machen. Sie gewöhnten sich auch an, alle Tage, auch im kältesten Winter, die Fenster dann und wann zu öfnen, um frische Luft in die Stuben und Kammern zu lassen: weil frische reine Luft zur Gesundheit und Stärke so nothwendig ist, als Essen und Trinken. Auch machten sie in zwey Ecken der Stube, an der Seite nach der Straße zu, kleine Löcher in die Wand, etwa 4 Zoll ins Gevierte, eins unten am Boden und eins oben an der Decke, und versahen sie mit Schiebern, die man aufmachen und die Luft durchstreichen lassen konnte, wenn es feucht in der Stube war. Die Ofenblase oder Höllhäfen brachten sie aus der Stube hinaus in die Küchen und liessen sie da in den Ofen einmauern: weil die aus dem heissen Wasser beständig aufsteigende Dünste mit Ursache sind, daß so viele Bauersleute am Dumpfen- und Keichhusten leiden. Einige hatten noch keine Rauchfänge und keine Schornsteine in ihren Küchen, und sahen immer aus, wie geräuchert. Diese bauten allmählich Schornsteine und Rauchfänge, und sahen hernach auch aus, wie andere Menschen, und konnten ihre Kleider und Leinenzeug rein behalten. Die Miststätte hatten viele sonst nahe bey der Hausthür und unter den Stubenfenstern, da sie beständig den Gestanck davon einschlucken mußten, und den Unrath an den Füßen in die Stube trugen. Diese brachten sie, wo es angieng weiter von der Wohnung weg.

Viele Gebäude waren sonst vom Schwamm angesteckt, so daß man gar oft neue Schwellen und Fuß-

böden einziehen mußte. Dagegen brauchten sie folgende Mittel: 1) Wenn einer neu bauete, so nahm er kein andres Holzwerk dazu, als solches, welches 2 Jahr lang unter einem Wetterdache aufgestapelt gelegen, und von der Luft ausgetrocknet war. 2) Zur Füllung des Fundaments oder Füllmunds nahmen sie nicht die frisch ausgegrabene Erde: sondern 2 Fuß hoch Sand, der 6 Wochen lang im Sommer vor der Nässe verwahrt gelegen, fleißig umgeschaufelt, und dadurch völlig trocken und ausgewittert worden war. Wer es noch besser machen wollte, stampfte erst eine Lage trocknen Thon einige Zoll hoch fest ein und schüttete den getrockneten Sand darauf. 3) Eben so liessen sie auch die Leimen-Wände völlig austrocknen, ehe sie Fenster und Thüren einsetzten und den Luftzug verschlossen. War der Schwamm in einem Hause an den Schwellen, Lagerhölzern oder Fußböden einmahl da, so vertrieben sie ihn durch folgendes sicheres Mittel. Sie rissen die Fußböden, die den Schwamm zeigten, wieder auf, brachten die angefaulten Lagerhölzer und Dielen weg, und dafür neu ausgetrocknete hinein, gruben den Grund 2 Fuß tief aus und füllten ihn mit ausgewitterten Sand. Das neue Holzwerk bereiteten sie auf folgende Art zu. Man läßt ein Pfund Kupferwasser oder Kupfervitriol in 2 Maaß Wasser zergehen und rührt es zuweilen um. Nach 24 Stunden bestreicht man die Lagerhölzer und Schwellen, die gegen den Schwamm gesichert werden sollen, auf allen Seiten damit vermittelst eines starken Haarpinsels, so daß das Wasser überall hinkommt. Nach einer Stunde wiederholt man dieses und zieht sie sodann ein. Die Fußboden-Dielen werden auf der inwendigen rauhen Seite eben so getränkt. Nun wächst der Schwamm nicht weiter.

Ehemals, da das Dorf so sehr feucht und schmutzig gewesen, hatte auch die Kirche und andere steinerne

Ge-

Gebäude, viel vom Salpeter-Fraß gelitten. Wider diesen lehrte der Hr. Mag. **Fest** die dasigen Maurer folgendes Mittel:

1) Um zu verhindern, daß sich in neu aufgerichtetem Mauerwerk kein Salpeter erzeuge, müssen die Steine fest, hart, sehr trocken und nicht frisch gebrochen seyn. Je länger sie an der Luft und Sonne gelegen haben, desto besser. Ziegelsteine müssen bis zum Klingen hart gebrannt seyn, und noch besser sind sogenannte **Glasziegeln**, welche von der Hitze mit einem grünen Glanz überzogen sind. Auch dürfen die Ziegelsteine an keinem feuchten Orte gelegen und Nässe angezogen haben. Zum Kalk muß man keinen andern, als Sumpf, oder Lederkalk nehmen, und je länger dieser in der Grube eingerührt gelegen hat, desto besser; und wenn er 10 Jahr alt wäre. Hat man keinen andern als Mehl-Kalk, so muß er wenigstens vor allem Staub und Schmutz verwahrt bleiben, und man rührt ihn in eine Grube, und macht Sumpfkalk daraus. Vom Sande schwemmt oder wäscht man alle thonigte oder leimigte Theile in einer Grube mit vielem Wasser ab, läßt ihn hernach lange an einem trocknen Orte in der Luft liegen, und schüppt den Haufen zuweilen um, daß er recht austrocknet. Durch diese Vorsicht bleiben die Mauren nicht allein vom Salpeter verschont: sondern werden auch viel dauerhafter. Die Hauptsache ist aber, daß man Steine, Kalk und Sand zwey, drey Jahr vorher anführt, ehe der Bau angeht. Denn bey keiner Sache trift das Sprichwort: **was bald wird, vergeht bald,** mehr ein, als beym Bauen.

2) Solchen Mauern, welche einmahl vom Salpeter angefressen sind, ist auf folgende Art zu helfen: Man bricht an den Flecken, welche angefressen sind, nicht nur den Kalk los, sondern auch die angegangenen Steine, so tief der Fraß in die Mauer hinein geht. Dann

 spritzt

spritzt man das ganze Fleck vielmahl mit Wasser aus, um das Salz heraus zu laugen: und wenn es ganz ausgetrocknet ist, mauert man es mit Glasziegeln oder andern völlig dürren und festen Steinstücken wieder zu. Statt des Sandes nimmt man zum Bewerfen der Mauer klar zerstossene Scherben von zerbrochenen Töpfen, Schüsseln und dergleichen, welches einen dauerhaften Mauer-Ueberzug giebt, in welchen kein Salpeter aus der Luft eindringen kann. Und dergleichen braucht man auch an feuchten Orten, wo Salpeterfraß zu fürchten ist, zum Aufmauern selbst. Man sieht daraus, daß nichts so schlecht ist, aus dem der Mensch nicht durch Verstand und Klugheit Nutzen ziehen könnte, und daß ein guter Hauswirth auch die zerbrochenen Scherben an einem sonst unnützen Orte auffammeln muß, um sie zu seiner Zeit zu brauchen, oder andern damit zu dienen.

Mit den Hausgeräthschaften, als Tischen, Stühlen, Bänken, Schränken, Milchgefäßen, Töpfen, und Schüsseln und allen andern Sachen hielten es die Scherfenburger folgendermaßen: Es war für eine Frau, Tochter oder Magd eine grosse Schande, die Topfe, Hafen, Pfannen, Schüsseln und Teller, auch Messer und Gabeln, welche des Mittags gebraucht worden, bis auf den Abend unaufgewaschen stehen zu lassen, und wenn eine den Aufwasch gar über Nacht hatte stehen lassen, und es kam aus, so war sie nicht sicher, daß nicht muthwillige Bursche den Vers hinter sie drein sangen: Mädchen soll ich dich noch freyn 2c. Eben so spühlten sie die Brau-und Wäschgefäße nach dem Gebrauch mit reinem Wasser wieder aus, und kehrten sie um, daß keine Feuchtigkeit darinne blieb, und die Sachen nicht vermoderten und faulten. Am vorsichtigsten aber waren sie mit kupfernen, meßingenen, zinnernen und bleyernen Geschirren. Man weiß aus

gar

gar vielen traurigen Exempeln, daß der Grünspan der sich in den kupfernen Geschirren ansetzt, wenn sie nicht immer blank und reinlich gehalten werden, ein tödtliches Gift ist. So speisten vor ohngefähr 10 Jahren über 40 Personen von der königlichen französischen Leibgarde in ihrem Gasthause grüne Bohnen. Nach der Tafel beklagten sie sich alle und wurden krank. Mehrere starben an solchen Zufällen, wie sie von Gift herkommen, und die übrigen mußten alle lange davon leiden. Man untersuchte die Sache und fand, daß die genossenen Bohnen in Kupfer gekocht und einige Zeit darin stehen geblieben waren, und das Kupfer war nicht überzinnt gewesen. Wenn aber auch die kupfernen Geschirre überzinnt sind, ist es doch gefährlich. Man muß aber vor allen Dingen keine Speise, die darinne gekocht ist, darinne stehen und erkalten lassen, und sie müssen immer rein gehalten werden, daß sich kein Grünspan ansetzen kann. Besonders muß man sich mit sauren und fettigen Speisen oder zerlassenem Fett, auch mit der Milch vorsehen, wodurch der Grünspan am stärksten ausgezogen wird.

Das Bley, welches die Zinngieser unter das Zinn mischen, ist ein eben so gefährliches Gift. Man darf daher keine Milch oder saure Speisen, auch keine ausgeschlagenen Eyer in Zinn stehen, noch weniger darinne erkalten lassen.

Meßingene Geschirre sind gleichfalls gefährlich wegen des Grünspans. Die besten sind aber eiserne inwendig mit Zink überzogen, dergleichen zu Neuwied verfertiget werden, und dann irdene. Doch dürfen diese keine starke Glasur haben: weil die Töpfer gemeiniglich zu viel Bleyasche zur Glasur nehmen. In Scherfenburg wohnte ein Töpfer, der lernte nach der Vorschrift eines Buches, das ihm der Hr. Pastor lieh, eine Art feinen Sand, den man in der Gegend findet,

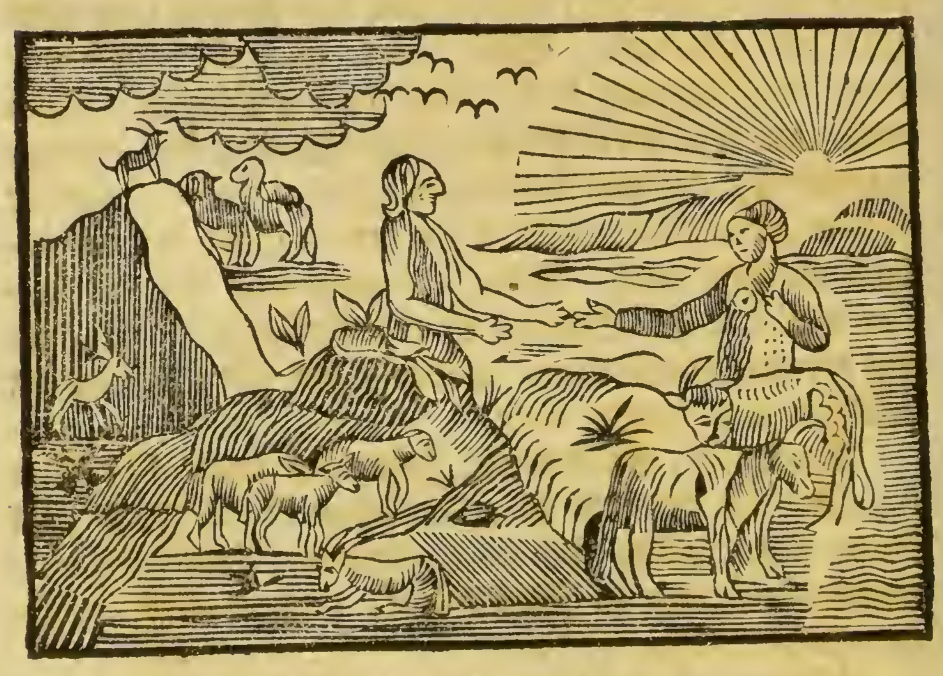
mit

mit einem Zusatz von Salpeter ohne Bleyasche, zu einer schönen Glasur bereiten; so daß seine Geschirre hernach weit und breit gesucht wurden.

Man sieht aus dieser ganzen Erzählung, daß der Mensch durch Ueberlegung auch in seiner Wohnung vieles besser machen kann, daß er gesunder, vergnügter darinne lebet, und weniger Schaden und Verdruß hat.

25.

Vom Heyrathen.



Für den Mann schuf Gott das Weib,
Ihn für Sie nicht minder.
Eins fürs andre leben soll:
Beyde für die Kinder.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sey. — Dieß sind die deutlichen Worte des Schöpfers, der wohl am besten versteht, was seinen Geschöpfen gut ist.

ist. Und doch sehe ich viele unter euch, die ihrem Alter und ihren Umständen nach, wohl heyrathen könnten: die aber das sanfte Joch des Ehestandes verschmähen, und ihr Leben in freudenleerer Einsamkeit hinbringen. Und das sind nicht die Armen, die selbst kein Brod haben: es sind meistens die wohlhabendsten, denen Gott eben dazu mehr Güter, als andern gegeben hat, daß sie seinen Segen mit einem lieben Weibe und mit einem Haufen lieber Kinder theilen sollen. Meine Freunde! als Prediger der göttlichen Wahrheit muß ichs euch sagen: es ist durchaus nicht gut, daß der Mensch allein sey. Da sitzt so ein Hagestolz in seiner Klause. Niemand lacht und scherzt mit ihm, wenn er traurig ist; niemand freut sich mit ihm, wenn ihn Gott segnet, und niemand tröstet ihn oder steht ihm bey, wenn ihn eine Noth überfällt. Er hat niemanden, dem er die geheimen Gedanken seines Herzens anvertrauen könnte. Alles Vergnügen des Lebens muß er ausser dem Hause suchen: jede Dienstleistung muß er verlohnen. In der Wirthschaft muß er ein Topfgucker seyn, oder sich auf Dienstbothen verlassen, die seine Sachen niemals so gut, wie ihre eignen, in Acht nehmen, wenn sie noch so brav sind. Da geht ihm dann jährlich gar vieles zu Grunde. Kommt er aber ins Alter, so stirbt er der Welt bey lebendigen Leibe schon ab. Da ist niemand, der ihn Vater oder Großvater nennt; niemand der ihn unterstützt, wenn seine Füße wanken; niemand, der ihn leitet, wenn seine Augen dunkel werden; niemand, der ihn auf dem Krankenlager pfleget, und mit ihm betet. Er muß es denn alles mit Geld verlohnen, und wenn die Stunde des Scheidens kommt, muß er noch die Hand bezahlen, die ihm die Augen zudrückt. So geht es dem Einsamen, wenn er unschuldig wandelt und durch Gebet und Wachsamkeit den natürlichen Trieb zum andern Ge-

schlecht

schlecht zu unterdrücken weiß. Ist aber einer so gottlos, daß er die Freuden des Ehestandes auf unerlaubten Wegen sucht, der ist noch schlimmer daran. Er kommt dadurch auf den nächsten Weg zum Bettelstabe. Solche Sünden kosten oft heimlich vieles Geld, und wenn sie an den Tag kommen, nicht weniger. Alles Dichten und Trachten des Wollüstigen ist dann auf die Erfüllung seiner bösen Lust gerichtet, daß er nicht mehr weiß, was er thut, und daß seine Wirthschaft bald den Krebsgang geht. Giebt er sich mit lüderlichen Weibsbildern ab: so bringen sie ihn um das Seinige und er darf nicht scheel dazu sehen. Verführt er ein ehrliches Mädchen; so fallen alle Seufzer und Thränen einer solchen Unglücklichen, alle Flüche und Verwünschungen ihrer Eltern und Freunde auf seinen Kopf. Vielleicht mordet sie in der schwarzen Stunde der Verzweiflung die Frucht ihres Leibes: da ist er der Mörder vor Gott, wenn er auch hier nicht in des Strafrichters Hände fällt. Verführt er aber das Weib eines andern: so ist er Schuld an allen dem Unheil, das daraus entsteht, wenn eine Frau die vor Gottes Altar beschworne Treue bricht. Allen Zank und Streit, ja oft Mord und Todschlag unter den Eheleuten, die Vernachläßigung der Kinderzucht, den Verfall der Wirthschaft, sammt dem Unglück der Kinder und Kindeskinder eines solchen Hauses, hat der Verführer zu verantworten. Und wie mag ihm einst ums Herze seyn, wenn ihm auf dem Todtenbette vielleicht noch der Spruch einfällt: **Hurer und Ehebrecher wird Gott richten?** Meine lieben Freunde! **es ist nicht gut daß der Mensch allein sey.**"

Mit dieser Anrede fieng der Hr. Pastor **Weiße** das Classen-Examen mit den erwachsenen ledigen Burschen an. Es war nähmlich bey ihm die Gewohnheit, daß nur alle 14 Tage und an hohen Festtagen

Vor-

Vormittags geprediget wurde. Die andern Sonntage und alle Nachmittage war Betstunde und Classen Examen, wie sies nannten. Da blieben einmal die Hausväter, einmal die Hausmütter, einmal die Eheleute zusammen, einmal die ledigen Bursche und Mädchen zusammen, und ein andermal die Bursche oder Mädchen allein in der Kirche, und der Hr. Pastor trat mitten unter sie, wie der Herr Jesus unter das Volk, und unterredete sich mit ihnen freundschaftlich über alles, was jeder Classe eben gut und nützlich war. Zuweilen nahm er auch die ganze Gemeine zusammen, und wenn Kinder=Examen war, blieben die Erwachsenen auch gegenwärtig. Das Examen mit den ledigen Burschen fieng er nun einmal mit obiger Rede an, und darauf fragte er diejenigen, welche in den Umständen waren, daß sie wohl hätten heyrathen können, einen nach dem andern um die Ursache, warum sie es nicht thäten? Da sagte einer: er thäte es seiner alten Mutter wegen nicht; einer wollte erst noch die Schulden abtragen, die auf seinem Gute hafteten; ein anderer gab an, er habe keine Lust zu heyrathen; einer, sein Vater wolle ihm nichts von dem Gute abgeben; etliche gestunden, daß sie sich wohl schon eine Braut ausgesucht hätten, aber deren Eltern wollten nicht einwilligen. Viele wußten aber nichts bessers vorzubringen, als daß sie kein Mädchen finden könnten, daß sich für sie schicke. Und da brachte der Hr. Pastor durch Fragen und Antworten heraus, daß diese meinten: ein Mädchen, das sich für sie schicken solle, müsse eben so viel, oder nicht viel weniger Vermögen besitzen, als sie. Er legte ihnen also aus dem Spruche: ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sey, die rechte Natur und Absicht des Ehestandes aus. Mann und Frau sollten nähmlich ein Herz und eine Seele seyn. Sie sollten alle Freuden des Lebens mit einander theilen, alle Lei-

den

den mit einander tragen, und ihr täglich Brod mit einander durch fleißige Arbeit gewinnen. Die Hauptsache, wodurch sich der Mensch in der Verbindung beyder Geschlechter von dem Vieh unterscheiden müsse, sey aber dieses: daß Mann und Frau eins dem andern dazu helfe, immerfort klüger, redlicher und durch ihre beständige Liebe und Zärtlichkeit immer liebreicher und gütiger zu werden, bis der Tod sie wieder scheide. Segnete sie Gott mit Kindern: so sollten sie durch ihre Lehre und Exempel dieselben zu eben so braven Leuten machen, als sie selbst wären. Dieß sey die rechte Absicht des Ehestandes. Es käme also dabey nicht auf die Güter, sondern auf die Gemüther an. Wenn sich diese zusammen schickten, und wenn ein armes Mädchen fleißig, ordentlich und klug sey: so könne es leicht eine bessere Ehe geben, als wenn zwey grosse Güter zusammen gebracht würden und die Gemüther hernach wie Hund und Katze gegen einander wären. Es gehöre ja eben nicht eine gewisse Anzahl Grundstücke zu einer Haushaltung: sondern ein nothdürftiges Auskommen, nebst einem Sparpfennig für Nothfälle, sey schon genug; und so viel könne ein Mann, der gesunde Gliedmaßen habe, und eine gute Hausordnung verstehe, aus dem kleinsten Gütchen herausbringen, ja sogar durch bloßes Taglöhnern erschwingen. Der Hr. Pastor wandte sich darauf an diejenigen, deren Eltern ihnen am Heyrathen hinderlich waren. Diesen erklärte er, was in Ehesachen Rechtens im Lande sey. Er sagte: es sey zwar billig, den Eltern auch hierinne Gehorsam zu beweisen: aber die Eltern dürften doch die Kinder nicht an ihrem Glücke hindern, und ihnen keine Gewalt anthun. Denn auf die Neigung derjenigen Personen, die einander heyrathen und zeitlebens mit einander haushalten sollten, komme das meiste an. Er warnte sie auch, daß sie ja keine Eheversprechung und

Verlöbnisse eingehen sollten, bis sie im Stande wären, die Heyrath zu vollziehen. Der lange Umgang tauge in der Wurzel nichts. Oft entstehe daraus Mißhelligkeit der Gemüther und dann Streit und Zank, und die verderblichste Prozesse. So gab der brave Seelsorger den ledigen Burschen noch andere Lehren von Heyrathen, die er für nöthig hielt, und ermahnte sie zuletzt: wer irgend ein Anliegen dieser Art auf dem Herzen habe, solle sich ihm anvertrauen und er wolle ihm gern rathen, auch bey den Eltern für ihn zum besten reden. — Zum Schluß erzählte er ihnen noch folgende traurige Geschichte von einer durch eine unglückliche Heyrath gänzlich zu Grunde gegangenen Haushaltung, welche ihm ein Freund aus Schweden geschrieben hatte.

25.
Michel Wolfs Ehestandsgeschichte und Kinderzucht.

Ehestand ist Wehestand,
Wenn du freyst mit Unverstand.
Wählst du wohl! ist er gewiß
Dir ein irdisch Paradies.

Klas Richmann in Langholm hatte das Geld lieb und war ein harter herrischer Mann. Er legte den Spruch: dein Wille soll dem Manne unterworfen, und er soll dein Herr seyn, so aus, als ob die Frau gar keinen Willen haben dürfe, und dem Manne blindlings gehorchen müsse. Was er nun befahl, es mochte vernünftig oder unvernünftig seyn, das mußten seine Frau und Kinder auf der Stelle thun; sonst schlug er sie braun und blau. Daher wurde die eheliche und kindliche Liebe von der Furcht vor ihm fast unterdrückt, und man sah kein freundliches und ver-

gnügtes Gesicht um ihn herum. Er hatte eine Tochter, Maria genannt, die war ein bildschönes und gutes Mädchen. Wer sie sahe, mußte ihr gut seyn: nur ihr Vater hatte wenig Liebe zu ihr und hielt sie übel mit Scheltworten und Schlägen; als ob sies noch so arg verschuldet hätte. Als sie erwachsen war, freyte einer der bravsten Bursche im Dorfe um sie, und das Mädchen konnte ihn leiden, so daß es wohl eine glückliche Ehe gegeben hätte: aber er war dem Vater nicht reich genug. Einem andern Freyer, der reich genug war, wies er blos deswegen ab: weil er merkte, daß es seiner Frau und Tochter Wille war, und weil der Freyer diesen seine Neigung eher zu verstehen gegeben hatte, als ihm. Der harte Mann bedachte nicht, daß es bey der Heyrath auf der Tochter Glück ankäme, nicht auf seines; und daß also ihr Wille dabey seyn müsse. Endlich kam Michel Wolf und hielt um sie an. Dieser war der einzige Sohn des größten Geitzhalses im Dorfe, dem einfältige Leute nichts gutes Schuld gaben: weil sie nicht begreifen konnten, wo er sein vieles Geld und Gut her hatte. Er hatte es aber zusammen gekratzt und geschunden und seinem eigenen Leibe abgezwackt. Sein Sohn Michel war nicht so geitzig: es war aber ein grober ungezogner Mann, der sich viel auf sein Geld einbildete und immer Recht haben wollte; ob er gleich wenig Verstand hatte. Auch hatte er schon ein armes Mädchen zu Fall gebracht, der er heimlich die Ehe versprochen hatte, und die er mit einem Stück Geld abfertigte: weil sein Vater dawider war. Maria konnte ihn nicht ausstehen. Sie hätte sich lieber als Dienstmagd vermiethet, als den Grobian zu nehmen, und ihre Mutter konnte ihn eben so wenig leiden. Da nun Richmann dieses merkte, so bestand er nur desto hartnäckiger darauf, daß sie ihn nehmen solle, und gab ihm sein Wort. Er bedachte nicht, daß er

ein-

einstens vor Gottes Richterstuhle werde Rechenschaft davon ablegen müssen, wie er sein Kind verheyrathet habe, zum Glück oder Unglück. Er folgte blos seinem Starrkopfe, und weil die Mutter und Tochter einmahl zu sehr in Furcht gesetzt waren: so wagten sie es nicht, ihm standhaft zu widersprechen. Die Mutter bat daher den Freyer im Vertrauen: er solle doch von dem Mädchen abstehen, weil sie ihn nicht leiden könne: Aber der lachte dazu und sagte: „wenn wir nur erst beysammen sind, da will ichs ihr wohl anstreichen.“ Weil nun bey diesem Grobian auch nichts auszurichten war: so vermahnte sie die unglückliche Maria, sich darein zu ergeben, und tröstete sie damit, daß vielleicht Michel Wolf sich im Ehestande noch bessern würde, wenn sie recht liebreich und freundlich mit ihm umgienge. Die Tochter dachte: es könne ihr bey ihm doch nicht schlimmer gehen, als bey ihrem Vater, und sie sey einmahl zum Unglück gebohren. So ließ sie sich zum Traualtar führen, wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird: kaum daß sie vor Weinen und Schluchzen das erzwungene Ja heraus bringen konnte. Beym Hochzeitschmause gab es denn genug zu essen und zu trinken, und die Musikanten spielten auf, was sie konnten und wußten: aber in den Herzen der Brautleute und der Gäste war kein rechtes Vergnügen. Das mußte nun wohl eine erbärmliche Ehe und eine schlechte Kinderzucht werden: da Mann und Frau, die doch Lebenslang an einem Strange ziehen sollten, einander vom ersten Tage an gram waren. Im Anfange verbiß Maria ihren Groll und gab sich Mühe, den groben Michel durch Freundlichkeit und Leutseligkeit zu gewinnen. Aber der war ein Klotz und blieb einer. Er gab ihr kein gutes Wort. Wie nun das erste Kind kam, welches ein Knabe war, so hieng die unglückliche Frau ihr ganzes Herz daran und liebte es über die maaßen:

 weil

weil sie bey dem Kleinen wieder Liebe fand. Und nun war ihr etwas besser zu Muthe; indem Gott des Menschen Herz einmahl so eingerichtet hat, daß es immer etwas zu lieben haben muß: wenn es zufrieden seyn soll. Allein der Mann hielt ihr auch darinne das Widerspiel. Er schmählte den ganzen Tag auf das Kind, und stieß es von sich weg, wenn es ihn lieb haben wollte. Er meinte fälschlich: es müßten alle Kinder hart und mit Schlägen erzogen werden; und überlegte nicht, daß man darinne einen Unterschied machen muß, nachdem die Gemüther der Kinder sind, und daß bey manchen mit guten Worten und mit Liebe mehr auszurichten ist, als mit Schimpfen und Schlagen. Je härter nun der Vater das Kind hielt: desto mehr verzärtelte und verhätschelte es die Mutter: so daß ein Taugenichts daraus werden mußte. Denn das Verhätscheln macht eigensinnige Köpfe und weichliche Butter-Memmen, die sich nicht zum Bauernstande schicken. Die Eltern stritten sich also ordentlich darum, wer von beyden den Knaben am meisten verderben solle, und weil er sich, wie man denken kann, mehr zur Mutter hielt, die ihm alles zu Liebe that; so behielt sie die Oberhand in diesem Stücke. Sie wollte nun auch lieber kein Kind mehr haben; weil der Vater sich aus dem ersten nichts machte: aber sie bekam drey Jahr darauf noch ein Mädchen, zu ihrem größten Verdrusse. Dieses war ein bildschönes Kind welches Michels Mutter sehr ähnelte. Weil es nun Marie nicht leiden konnte; so hatte es der Vater desto lieber, und weil er Herr im Hause war und ein gar strenges Regiment führte: so mußte dem Töchterchen aller Wille gestattet werden, und es wurde ein eigensinniges, hochmüthiges und eitles Ding. Wegen der Kinder gab es nun alle Tage immer mehr Zank und Streit, daß es ein Leben in dem Hause war, schlimmer als im Zuchthause. Endlich wollte Michel gar

ein-

einmahl bemerkt haben, daß Marie mit ihrem ersten Liebhaber, der noch ledig war, freundlich gethan hatte. Darüber gieng der Höllentanz erst los. Er fiel wie ein Straßenräuber über die arme Frau her, schleppte sie bey den Haaren herum, schalt sie eine Hure und zerschlug sie, daß es zum Erbarmen war. Da hätte sie nun sollen zu ihrem Vater oder zum Prediger ihre Zuflucht nehmen, der die Gemüther hätte besänftigen und den Hausfrieden wieder herstellen sollen. Allein, da sie kein Vertrauen zu ihrem Vater hatte: so begieng sie den Fehler, daß sie gleich zu einem Advocaten lief und ihren Mann beym geistlichen Gericht verklagte. Dieser nahm auch einen Advocaten an, der verhetzte ihn, daß er die Frau des Ehebruchs beschuldigte, den er ihr doch nicht beweisen konnte. Da gab es nun einen grausamen Prozeß, der ein Jahr lang dauerte und über 100 Thaler an Kosten und Strafgeldern zu stehen kam: und doch war das Ende davon, daß beyde Eheleute einander Abbitte thun und wieder zusammen gehen mußten; welches sie, ohne einen Heller Unkosten, hätten thun können, wenn sie so klug gewesen wären, bey ihrem Streit den Prediger oder sonst einen verständigen und christlichen Mann um Rath zu fragen.

Daß nun durch diesen langen und verdrüßlichen Streit die Gemüther nicht liebreicher geworden waren, kann man leicht denken. Doch hatte Michel etwas von seinem unbändigen Jähzorn verlohren. Er legte sich aber nun aufs Saufen, um sich die Grillen zu vertreiben und die Rache zu ersäufen, die er nicht auslassen durfte. Zum Unglück war Marie noch während des Prozesses mit einem Sohne niedergekommen. Den haßten Vater und Mutter: er, wegen des falschen Verdachts, den er gegen seine Frau hegte; und sie, we-

gen des vielen Herzeleids, das sie darüber ausstehen mußte da sie doch ein gutes Gewissen hatte.

Der Junge wurde also wie ein Hund aus einer Ecke in die andere gestossen und alles, was er anfieng, war nicht recht. Davon wurde er heimtückisch, boshaft und rachgierig: weil ihm immer Unrecht geschah und niemand ihn lieb hatte. Auch legte er sich aufs heimliche Naschen und Mausen: weil er oft von Vater und Mutter Schläge bekam, wenn er Brod foderte. Die Eltern hätten nun fleißig mit einander davon sprechen und sich bereden sollen, wie sie den Kindern ihre Fehler abgewöhnen könnten; allein dies thaten sie nicht: sondern sie begiengen wohl gar oft die Thorheit, daß sie sich in Gegenwart der Kinder zankten, und einander Sack und Seil vorwarfen. Wenn hernach eins mit diesem oder jenem Kinde allein war, so redten sie einander alles Böse nach, gegen die Kinder. Da hielt es denn der älteste Sohn immer mit der Mutter und die Tochter mit dem Vater, und sie zankten und schlugen sich wohl unter einander darüber, wer von beyden Recht hätte. In der Hölle kann es nicht schlimmer seyn, als in dieser Haushaltung. Auch starb die Frau in ihren besten Jahren und der Mann gerieth immer weiter in das Saufen, daß er selten nüchtern war und alles drunter und drüber gieng in seiner Wirthschaft; bis er endlich seiner Tochter wegen, in Ketten nnd Banden kam und im Gefängnisse starb, wie ich nun weiter erzählen will.



26.

Was dabey herauskommt, wenn Bauersmädchen sich mit vornehmen Herren gemein machen.



Hoffart gehet vor dem Fall:
Schade folgt ihm überall.

Michel Wolf hatte, wie schon gesagt, seiner Tochter, welche Liesel hieß, allen Willen gelassen, und die Mutter hatte ihr nichts sagen dürfen. Da war nun ein sauberes Früchtchen daraus worden. Ein schönes Gesicht, grosse blaue Augen, die sie künstlich zu drehen wußte, schnippische Antworten, schöne Kleider und flinke Füße, wenns ans Tanzen gieng, — so war Wolfs Liesel: aber keine Suppe konnte sie recht kochen; keine Kuh recht ausmelken; des Grasekorbes schämte sie sich; über ihr Garn ärgerte sich der Weber krank, so schlecht wars gesponnen, und nach ihrer Mutter Tode sah es in ihrem Hause immer aus,

 wie

wie im Saustalle. Nur das Jüngferchen war alle Tage aufs schönste geputzt. Wenn nun auf die Kirchweihe oder beym Mayenbier und andern Gelegenheiten die jungen Herrn aus der Stadt kamen, die Bauersleute zu beschmausen: da hieß es Jungfer Wolfen hinten, Jungfer Wolfen vorn, und sie rissen sich um das schmuckere Lieselchen. Ihr Vater war so thöricht, daß er sich viel darauf wußte, wenn so ein Geck ihm auf die Schulter klopfte und sagte: Ey, Herr Wolf, hat er nicht eine brave und schöne Tochter! Und er ließ das Mädchen ganze Nächte durch mit den Leichtfüßen herum hüpfen und dahlen. Der Krug geht aber so lange zu Wasser, bis er bricht: so giengs auch der schönen Liesel. Es kam ein junger Herr mit breitem Gold auf der Achsel zur Kirchweihe. Der war ein Edelmann und ein Offizier: aber ein solcher unchristlicher Bösewicht dabey, daß er sich eine Freude daraus machte, ein einfältiges Bauernmädchen, wie die Liesel war, ins Unglück zu stürzen. Er setzte ihr in den Kopf, er wolle sie zu seiner gnädigen Frau machen, und machte sie zur Hure. Alsdenn ritt der schlechte Mensch von dannen, und bekümmerte sich nicht weiter um das arme Mädchen. Sie gieng nun manchen lieben Tag den Weg hinan, da er ihr versprochen hatte, wieder her zu kommen, und zu holen, und des Abends kam sie mit Thränen in ihren blauen Augen wieder heim, wälzte sich schlaflos auf ihrem Lager die Nächte hindurch und seufzte nach ihm. Aber der vornehme Bösewicht kam nicht wieder, daß er auch nur gefragt hätte, wie es ihr gieng. Als sie nun merkte, daß sie schwanger war, schämte sie sich entsetzlich, und verbarg den hohen Leib, so gut sie konnte. Sie fürchtete sich, die andern Mädchen im Dorfe mögten sie nun desto grausamer verhöhnen und beschimpfen, weil sie dieselben sonst alle kaum über die Achsel angesehen hatte. Man hat nun

frey=

freylich in Langholm die löbliche Gewohnheit, daß jedes Mädchen, welches keine Mutter hat, eine andere brave Hausfrau im Dorfe zu ihrer Halbmutter erwählen muß, der sie alles anvertrauet und die sie über alles um Rath fragt. Aber Liesel hatte dieses nicht gethan: weil sie sich einbildete, sie sey selber klug genug; woran ihr Vater Schuld war, daß er gar zu viel aus ihr machte. Jedoch war sie so vorsichtig, daß sie ihrem Vater bekannte, was ihr für ein Unglück wiederfahren sey. Weil der aber immer besoffen war, und sein bischen Verstand vollends vertrunken hatte: so achtete er nicht sonderlich darauf und gab ihr weder Rath noch Trost, wie er als Vater hätte thun sollen. Als nun die Zeit ihrer Niederkunft nahe kam, wartete sie eines Abends auf ihren Vater, bis er aus dem Wirthshause kam. Da fiel sie ihm um den Hals und bat um Gottes willen: er möchte ihr doch rathen und helfen; das Unglück sey einmahl geschehen. Er solle sie doch nur zu einer Verwandtin auf einem andern Dorfe bringen: daß sie nicht im Dorfe zu Spott und Schanden würde. Aber der Trunkenbold antwortete: was kümmerts mich, da siehe du zu! Und als sie ihn ängstlich fragte: was sie um Gottes willen mit dem Kinde anfangen solle, wenn sie Gott davon erlöste? fuhr er sie an und sagte: meinethalben magst du es kochen oder backen! Und da legte er sich aufs Ohr und schlief. Da gieng die Unglückliche in ihre Kammer, rang und wand die Hände vor Betrübniß, und die Thränen flossen ihr in hellen Tropfen die Backen herab. „Gott hat mich verlassen! schrie sie schluchzend, mein Vater verstößt mich! Der Treulose kommt nicht! Wo soll ich hin? Wo ist Hülfe? Wo ist Rath? ach Gott im Himmel erbarm dich über mich!“ Bald warf sie sich aufs Bett, bald lief sie ans Fenster und sah an den Himmel, der mit schwarzen Wolken bedeckt war. So ängstete sie sich bis um

Mitternacht, und oft kams ihr vor, als sähe sie schon alle Menschen im Dorfe mit Fingern auf sie deuten, und als kniete sie vor dem Altar und thäte Kirchenbuße. Und da war ihr zu Muthe, als ob sie lieber sterben wolle, als solchen Schimpf zu ertragen. Zum Unglück ward sie noch dieselbe Nacht, als sie sich mit so bösen Gedanken quälte, von einer Tochter entbunden, und hatte eine so leichte Geburt, daß sie völlig bey Kräften blieb. Nun, da sie das Kind sahe, kam sie gar von Sinnen, aus Furcht vor der Schande, und da fielen ihr die unvernünftigen Reden ihres Vaters, daß sie das Kind seinethalben kochen oder backen möchte, wieder ein. Sie dachte: mein Vater hats befohlen, der mags verantworten. Und so rannte sie in voller Wuth zum Backofen, der den Nachmittag zuvor geheitzt gewesen war, und warf das arme Würmchen hinein, welches bald erstickte. Das Mutterherz erwachte aber gleich wieder. Sie lief wie rasend ins Dorf, rief die Leute zusammen und schrie: wißt ihrs, mein Kind hab ich gebacken, der Vater hats befohlen. Hängt mich! köpft mich! mein Kind ist gebacken! — So schrie sie die Leute an, die eben aus den Häusern an ihre Arbeit giengen. Da nun schon vorher das Gerede gegangen war: es sey mit **Wolfs Lieseln** nicht gar zu richtig; so hielt es der Dorf-Richter, der das Geschrey auch hörte, für seine Pflicht, bey **Michel Wolfen** Haussuchung zu thun. Und da fanden sie das erstickte Kind im Backofen. **Wolf** lag noch und schlief seinen Rausch aus. Als man ihn weckte, erschrack er gewaltig über das Unglück, und wollte von nichts wissen. Der Richter ließ ihn aber gleich fest machen: weil Liesel dabey blieb, der Vater hab es ihr befohlen. Nun berichtete er die Sache an die hohe Obrigkeit, und da kam der Befehl, den Vater und die Tochter scharf zu bewachen, bis die Tochter sich von ihrer Niederkunft etwas

was erholt habe: alsdenn alle beyde kreuzweise geschlossen auf einem Karren nach der Stadt ins Gefängniß zu liefern, welches auch geschah.

Wie nun Michel Wolf da allein im Dunkeln saß, und keinen Brandtwein mehr zu saufen bekam, gieng er in sich und erkannte: daß er an dem Unglück seiner Tochter Schuld sey; ob er ihr gleich nicht befohlen habe, daß sie ihr Kind umbringen solle. Sein Gewissen quälte ihn so sehr darüber, daß fast kein Schlaf in seine Augen kam. Immer saß er und betete: „O du gnädiger und barmherziger Gott, vergieb mir meine schweren Sünden, die nicht zu zählen sind. Ich habe gesündigt, daß ich nicht die arme Anne zur Frau genommen. Ich habe gesündigt, daß ich meine selige Maria zur Heyrath zwingen helfen. Ich habe gesündigt, daß ich sie so oft geschimpft und geschlagen, da sies doch nicht verdiente. Ich habe gesündigt, daß ich der Liesel immer gegen sie die Stange gehalten und ihr durch die Finger gesehen. Ich habe gesündigt, daß ich dem Mädchen zu viel Staat gekauft und es damit eitel und hochmüthig gemacht. Ich habe gesündigt, daß ich dem gottlosen Offizier nicht die Thür gewiesen, und ihm gesagt: Herr! gehe er zu seines Gleichen! Ich habe gesündigt, daß ich mich dem Trunk ergeben und nicht bey Zeiten auf die Liesel Acht gehabt, und ihre Klagen nicht angehört habe. Ich bin Schuld, daß sie eine Kindermörderin geworden ist und nun auf dem Rabensteine sterben muß! meine liebe Liesel! meine Tochter! Ach gnädiger Gott! vergieb mir meine schweren Sünden!“ So ängstete sich der Mann beständig! daß er endlich krank wurde und starb, ehe der Richter das Urtheil über ihn sprach. Die Tochter wurde auf zeitlebens zum Zuchthause verurtheilt, wo sie noch sitzt, und ihr Unglück beweint. Sie kam hier bald zu der Erkenntniß, daß sie besser und christlicher gethan hätte, ihren aus ein-

fäl-

fältiger Eitelkeit begangenen Fehltritt zu bekennen, die Strafe dafür mit Geduld zu tragen, und sich zu bessern: als daß sie ihn habe verbergen wollen, und darüber den sanften Muttertrieb unterdrückt habe und die Mörderin ihrer eignen Leibesfrucht geworden sey. Ein so schreckliches Ende nahm es mit dem Michel Wolf und seiner Tochter. Seinen Söhnen gieng es nicht viel besser.

Jedoch, sagte hier der Herr Pastor zu den Burschen, die während der ganzen Geschichte kein Auge von ihm verwandt hatten, ehe ich auf die Söhne komme, muß ich euch erst einen Brief vorlesen, welchen der vornehme Offizier, der die Liesel verführt hatte, an den Michel Wolf geschrieben, und den dieser kurz vor seinem Tode erhielt. Er zog darauf ein Papier aus der Tasche, welches eine Abschrift von dem Briefe war, und las ihn langsam und mit nachdrücklicher Stimme den Burschen vor. Auch sahe er dabey bald diesem, bald jenem, von denen er wußte, daß sie nicht ganz reines Herzens waren, scharf ins Auge.



27.
Angstbrief eines Wollüstlings und Verführers auf dem Todenbette geschrieben.



Gott straft gewiß den Frechen,
Der die Unschuld verführt.
Ihm giebt selbst sein Verbrechen
Den Lohn der ihm gebührt.

„Unglücklicher, bedaurungswürdiger Vater! du sitzest in Ketten und Banden. Die Blutrichter fertigen dein Urtheil. Dein Leichtsinn und deine Unmäßigkeit ist Ursache, daß deine Tochter eine Kindermörderin geworden ist. Schon siehst du in Gedanken den Gewaltiger das Schwerdt zucken und ihr Haupt abschlagen. Und darüber blutet dir dein Herz im Leibe: dein böses Gewissen zerreißt es, wie mit Löwenklauen. Armer Mann! Doch nein! Du bist ein glücklicher Mann! Ich bin elender, als du! Ich bin der Mörder deiner Tochter und ihres Kindes! Ich bin dein Henker der

die letzten Tage deines Lebens vergiftet. Ihr habt aus Unverstand gefehlt: ich aus Muthwillen. Euch straft der menschliche Richter: Gott verzeiht euch! Mich läßt der irdische Richter ungestraft: dafür straft mich Gott. Hier liege ich. Mein Leib ist voller Schwären und Beulen. Meine Stimme lautet wie das Pfeifen einer Schlange. Die Wundärzte schneiden mir ein verfaultes Glied nach dem andern ab. Morgen wollen sie den Nasenknorpel auslösen. Bald werden mich die Würmer auffressen, ehe ich noch in die Erde komme. Den linken Arm kann ich vor Gichtbeulen nicht rühren. Das letzte, was ich mit der rechten Hand verrichte, ist, daß ich dir dieses schreibe. Es tröstet dich vielleicht, zu wissen, daß der Verführer elender ist, als die Verführte, der Betrüger unglücklicher, als die Betrognen. Deine arme Tochter war die letzte von den vielen unschuldigen Seelen, die ich der Wollust aufgeopfert habe. Wenige Tage, nachdem ich mit Hohngelächter über ihre Einfalt, daß sie glaubte, ich würde wiederkommen und sie nachholen, zum Regiment gieng, machte ich mich mit einer Gassenhure gemein, deren erster Verführer ich auch gewesen war. Diese gab mir den verdienten Lohn, und steckte mich mit einer garstigen Krankheit an. Mein Geblüt hatte ich vorher schon durch mein unzüchtiges Leben verdorben und alle Kräfte geschwächt. Die Krankheit fraß also plötzlich um sich und setzte mich in den abscheulichen Zustand, darinn ich mich befinde. Alle Kunst der Aerzte ist nun vergebens. Ich verfaule bey lebendigem Leibe. Der Gestank, der von mir ausgehet, tödtet mich fast selbst. Alle Menschen fliehen vor mir, wie vor der Pest. Und wenn ich so einsam und verlassen da liege, ist mir immer, als hörte ich schon die Unglücklichen, die ich verführt habe, mit denen, die wieder durch sie verführt worden, und den Eltern aller vor

dem

dem Richterstuhle Gottes wider mich um Rache schreyen. Mir ist, als sehe ich allenthalben um mich her die verwahrlosten vaterlosen Kinder dieser Elenden wegen Diebstahl, Einbruch, Mord und Brand in Ketten und Banden werfen, und ich höre sie alle, alle wider mich, als den Ursacher ihres Unglücks zeugen. Ich kann und mag nicht mehr leben, und fürchte mich zu sterben. Wenn nur die Erde unter mir sich aufthäte und mich verschlänge! — — — — — — — — — — — — — —

Die Feder war mir vor Mattigkeit aus der Hand gefallen. Jetzt erhole ich mich wieder, und fahre fort, das letzte, vielleicht das einzige gute Werk meines Lebens zu thun. Ja, unglücklicher Vater, und du arme Betrogne, deren unschuldiges junges Blut durch meine Schuld vom Schwerd des Nachrichters trieft! Ha, es ist ein gutes Werk und ist Pflicht, daß ich den elenden Rest von Lebenskraft, den ich noch habe, zu eurem Troste und zur Lehre und Warnung für die unschuldige Jugend anwende. Schickt diesen Brief in euer Dorf, laßt ihn in der Schule und Kirche vorlesen, und macht ihn von Dorf zu Dorf weiter bekannt. Alles was ich leide, die unsäglichen Schmerzen, der unerträgliche Geruch, der kalte Angstschweiß, der Eckel vor mir selbst, der Abscheu anderer, das böse Gewissen und die Höllenangst und die Verzweiflung — alles kommt von der Hurerey, dem Ehebruch und andern stummen Sünden, die ich mein Lebenlang verübt habe. Nun muß ich euch sagen: in den Spitälern liegen auch manche Bauerstöchter und Bauerssöhne in gleichem Elend und schmachten nach dem Grabe. Als Mägde und Bedienten suchen sie in der Stadt ein besseres Fortkommen, werden von meines Gleichen verführt, fallen dann immer tiefer ins Laster und nehmen ein Ende, wie ich: wenn sie die Noth, in die sie oft gera-

then, nicht zu Dieben macht und der Gerechtigkeit in die Hände liefert. So geht es vielen, die sich einbilden, in den grossen schönen Häusern sey alles Gold, was glänzt, und die ein faules Bären-Häuter Leben der gesunden, Gott und Menschen wohlgefälligen Landarbeit vorziehen. Ich möchte mit meinem letzten Athemzuge allen Töchtern und Söhnen des Landes zurufen: bleibt wo ihr seyd! Hütet euch vor meines Gleichen! und fliehet vor jeder Gelegenheit zur unerlaubten Wollust, wie vor der giftigsten Schlange! Ich schreibe dieses zitternd auf dem Todesbette mit der letzten Kraft, die mir die Wollust übrig gelassen hat. Gott erbarme sich meiner armen Seele!"

Baron von S. . .

Hauptmann von der Infanterie."

Als der Hr. Pastor dieses gelesen hatte, sah er, daß alle Bursche mit niedergeschlagenen Augen ganz still da standen und einige sehr blaß aussahen. Er setzte daher kein Wort weiter zu dem Angstbriefe hinzu, und es war eine lange Weile so still, als ob keine Seele mehr in der Kirche wäre. Endlich stimmte der Cantor, der vom Hrn Pastor zuvor davon unterrichtet war, den Gesang an:

Mel. Herr Jesu Christ, du höchstes Gut.

Mein Leib soll, Gott, dein Tempel seyn,
Mit allen seinen Gliedern.
Ihn will ich dir zum Dienste weihn,
Zum Dienst auch meinen Brüdern.
Er ist: o Herr! ja dein Geschenk,
Gieb, daß ich, dessen eingedenk,
Ihn unbefleckt bewahre!
Gieb eine keusche Seele mir,
Daß ich mit meinem Leibe
Nie frevle: daß geheiligt dir
Ein jedes Glied verbleibe;

Da

Daß rein und keusch mein Auge sey,
Und sittsam, daß ich immer frey
Gen Himmel blicken könne!

Von meinen Lippen komme nie,
Was schändlich ist, zu hören!
Nie mögen freche Reden sie
Und grober Scherz entehren!
Mein Ohr laß taub dagegen seyn!
Mein Herz, o Gott, erhalte rein,
Vom Gift der schnöden Lüste.

Wo einmahl Wollust herrscht, da flieht
Der Seelen Ruh und Stille.
Im Herzen, wo ihr Feuer glüht,
Stirbt selbst der gute Wille.
Und immer tiefer, tiefer sinkt,
Wer ihren giftgen Becher trinkt,
Ins Elend und Verderben.

Hier knieten der Herr Pastor und Cantor nieder, und die Bursche thatens ungeheissen nach, und sangen weiter.

Entferne von mir, treuer Gott!
Der Wollust Zauber Schlingen,
Die Leib und Seel in gleiche Noth
Und Schmach und Schande bringen.
Hilf daß ich auf der Laster-Bahn,
Den ersten Schritt stets meiden kann,
Und reines Herzens bleibe!

Bald schenke deine Vater Hand
Ein Weib, voll Lieb und Treue,
Mir durch ein festes Eheband,
Und Vater! dann erfreue
Der süße Vater-Nahm' auch mich
Aus lieber Kinder Mund, die ich
Zu guten Christen ziehe!

Nun sprach der Herr Pastor weiter nichts mehr, als die Worte: **Guter Gott, Vater der Menschen, erhöre die Bitten dieser Jünglinge, um deiner**

ewigen Liebe willen. Amen! Gehet hin in Frieden! Der Herr sey mit euch auf euren Wegen! Amen! Amen! Und sie stiegen auf und giengen sittsam und still nach Hause. Jeder überlegte nun für sich, wie er dem Reiz der unerlaubten Wollust am sichersten entgehen, und bald eine brave Braut vor den Altar führen könnte; und etliche thatens noch denselben Herbst. Die Fortsetzung der Geschichte von den beyden Söhnen des unglücklichen Michel Wolfs hätten sie über der Tochter schier vergessen: wenn nicht den Sonntag darauf der Herr Pastor ein Examen mit der ganzen Gemeine über die Kinderzucht gehalten, und bey dieser Gelegenheit sie vollends auserzählt hätte, wie sie hier folget.

28.

Was noch ferner für Unheil aus der schlechten Kinderzucht Michel Wolfs entstanden.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer:
Wie Hänschen sich gewöhnt, bleibt Hans immer.

Die Einwohner zu Langholm waren so christliche gute Leute, daß sie Michel Wolfs Söhne, wegen der Schande, die ihrem Vater und ihrer Schwester wiederfahren war, nicht verachteten und verspotteten: weil sie nicht Schuld daran waren. Wären sie also durch dieses Unglück zum Nachdenken gekommen, und hätten nun ihre durch die schlechte Zucht angenommenen Fehler und Laster abgelegt: so konnten sie noch brave Leute werden und glücklich und vergnügt leben. Denn sie blieben noch ziemlich reich: obgleich ihr väterliches Erbe in drey Theile gieng, und die Gefangenschaft ihres Vaters viel Geld gekostet hatte. Allein man sah an ihrem Exempel, wie schwer sich El-

tern versündigen, welche ihre Kinder schlecht erziehen; indem auch diese beyden Brüder, so wie ihre Schwester, ins größte Elend geriethen, blos deswegen: weil ihre Eltern sie nicht in der frühen Jugend zu allem Guten angehalten und vor bösen Gewohnheiten bewahrt hatten. Nun hieß es: was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer, und wie Hänschen sich gewöhnt, bleibt Hans immer. Bey dem ältesten, der Adam hieß, hatte es die Mutter darinne versehen, daß sie ihm zu viel Willen ließ und ihn verhätschelte: der jüngste aber, mit dem Vornahmen Paul, war dadurch verdorben, daß er von beyden Eltern gar zu hart gehalten wurde. Beyden hatte es auch geschadet, daß ihr Vater ein gar zu hitziger und grober Mann war. Denn vernünftige Eltern strafen ihre Kinder niemals im Zorn: sondern sie warten, bis sich die erste Hitze gelegt, und überlegen unterdessen, wie sie den Kindern das Unrecht, das sie gethan haben, recht deutlich mit Worten vorstellen können. Alsdenn thun sie dieses und sagen zuletzt: sieh mein lieber Sohn oder Tochter: damit du es merkest und solch Unrecht nicht wieder thust, muß ich dich strafen. Und da geben sie ihm ein Paar Streiche auf den Hintertheil des Leibes; ja nicht an den Kopf: denn davon werden die Kinder dumm. Auch Maria, welche doch sonst eine gute Seele war, hatte es in diesem Stücke versehen. Die meiste Schuld an dem Verderben der Kinder hatte aber die Aufführung der Eltern selbst, daß sie ihnen nicht mit ihrem Beyspiel im Guten vorgiengen. Denn das hilft mehr als alles Vermahnen und Strafen. Auf solche Art war nun Adam, das Muttersöhnchen, ein fauler Tagedieb und eine rechte Buttermemme geworden. Des Morgens war er nicht aus dem Bette zu bringen. Wenns Regen- oder Stäuberwetter war, zauchte er sich, wie ein welsch Huhn, zog die Mütze über die

Ohren und getraute sich nicht zur Stube hinaus. In Wind und Sturm klapperte er vor Furcht und Frost, wie ein Storch. Der Dreschflegel war ihm zu schwer. Er dachte: Was brauchst du dich denn so ab zu arbeiten? du hast ja Geld und Gut genug! Er überlegte aber dabey nicht: daß die Arbeit gesund und fröhlich macht, und daß dem Fleißigen das Essen und der Schlaf besser schmeckt und besser bekommt, als dem Faulen. Gleichwohl aß und trank er doch gern was gutes und ließ sich gern vor den Leuten sehen. Weil er nun nicht nachrechnete, wie viel er jährlich von seinem Gute einnahm, und wie hoch sich seine Ausgaben beliefen: so wußte er niemahls, wie seine Sachen standen. Außerdem war nach seiner Mutter Tode und seitdem sich der alte **Wolf** dem Saufen ergeben hatte, eine große Verwirrung in der Feldwirthschaft sowohl, als in der Haushaltung entstanden, und er war zu nachläßig, eine bessere Hausordnung einzuführen. Knechte und Mägde thaten also was sie wollten. Manches Stückchen Land blieb aus Vergessenheit unbestellt; manche Kuh verdarb, weil sie nicht zu rechter Zeit Futter und Streuung bekam; die Frucht vermoderte auf dem Boden, weil sie nicht umgestochen wurde. Der faule Adam war zufrieden, wenn er nur lange im Bette lunzen konnte und etwas leckerhaftes für den Schnabel hatte. Das wußten denn die Mägde so einzufädeln, daß es daran nicht fehlte: ja eine trug ihm die Frühsuppe vors Bett, und schmunzelte so lange um ihn herum, bis er sich mit ihr einließ, daß er sie nehmen mußte. Dieß war nun ein erzgottloses Mensch, die ihn noch bestahl und alles, was sie im Hause wankelnd machen konnte, den Knechten zusteckte, als sie schon seine Frau war. So gieng Adams Wirthschaft überall den Krebsgang, und da erst Kinder kamen, wurde es noch schlimmer: bis er zuletzt ein Stückchen

Feld

Feld nach dem andern verkaufen mußte und in grosse Armuth gerieth.

Paul Wolf war, wie gesagt, seinen beyden Eltern ein Dorn im Auge, und war darüber durchaus boshaft und feindselig. Denn die Liebe und Güte der Eltern gegen die Kinder muß diese eigentlich zur Liebe und Güte gegen ihre Geschwister und gegen andere Menschen anleiten; und harte Eltern erziehen meistens störrige, unfreundliche und feindselige Kinder. Wo Paul einen Schaden anrichten konnte, so that ers. Und weil seine Geschwister oft etwas bessers und mehr zu essen bekamen und bey den Eltern mehr galten, als er: so nahm er heimlich, und wurde neidisch und habsüchtig. Denn der Fehler, daß manche Eltern einem ihrer Kinder mehr Liebe beweisen, als den andern, verderbt die jungen Gemüther in den Grund hinein. Der Neid, die Habsucht, Näscherey, Heimtücke und Schadenfreude nahmen nun bey dem Paul mit den Jahren zu, und weil er immer doppelte Schläge, von Vater und Mutter bekam, wenn er über losen Streichen ertappt wurde: so lernte er auch sich verstellen und wurde ein abgefeimter Bösewicht. Schon als Schulknabe stiftete er lauter Unheil an, beschädigte junge Bäume, neckte das Vieh, warf den Nachbarsleuten die Fenster ein, mauste Obst und Eyer, hetzte die Hunde an die Vorbeygehende, wies die Reisenden falsche Wege und dergleichen. Und er wußte es meistens so zu machen, daß Unschuldige wegen seiner Bosheiten gestraft wurden, und er frey ausgieng. Wie sein Vater und seine Schwester kreutzweise geschlossen fortgeführet wurden, freuete er sich heimlich darüber, und wie es mit seinem Bruder den Krebsgang gieng, verhetzte er ihn noch zu einem Proceß mit einem Feldnachbar, der ihm viel Geld kostete und nichts half. Er heyrathete nicht, sondern verführte andern die Weiber,

und lachte ins Fäustchen, wenn darüber Zank und Zwietracht unter den Eheleuten herkam. Wo er einem Nachbar eine Furche abpflügen konnte, that ers, und was ihm in andrer Leute Gärten und Häusern eben zur Hand lag, steckte er in seine Tasche, wenn niemand zugegen war. Bey allen diesen Bosheiten versäumte er aber keine Kirche und wußte so fromme Reden zu führen und so andächtige Gesichter zu machen, daß der Prediger des Dorfs ganz von ihm eingenommen war, und es dahin brachte, daß man ihn zum Kircheninspector wählte. Da begab sichs nun, daß der Kirche ein Capital von 400 Thalern heimgezahlt wurde. Dieses Geld verwahrte man, bis es wieder verliehen werden könnte, in einem eisernen, in der Sacristey befindlichen Kasten mit zwey Schlössern, wozu er einen Schlüssel und der Prediger den andern hatte. Ha! dachte der scheinheilige Kircheninspector: der todte Gotteskasten ist reich genug! Ob er die 400 Thaler hat, oder nicht! dir werden sie besser schmecken, und auf dich, als einen wohlhabenden Mann und Inspector, wird kein Verdacht fallen. Und damit stieg er in einer dunkeln Nacht durch das Kirchfenster hinein, brach den Kasten auf und trug die 400 Thaler nach Hause. Zum Unglück ließ er aber in der Eile seinen Schlüssel am Kasten stecken und vergaß ihn über dem Aufbrechen des andern Schlosses. Wie nun der Schulmeister den Sonntag darauf in die Kirche kam und den Kasten offen fand: rief er geschwind den Prediger, zeigte ihm was geschehen war und den sehr kenntlichen Schlüssel des Kircheninspectors. Er war diesem, so wie alle Einwohner des Dorfs, wegen seiner Heimtücke herzlich gram und brachte daher den Prediger gleich auf den Argwohn, daß der Hr. Inspector wohl selbst der Dieb seyn möchte. Dieser stritt anfangs dagegen. Weil aber der Schlüssel ein so verdächtiges Merkmahl war,

daß

daß er Verantwortung davon zu haben befürchtete, wenn er nicht darauf achten wolle: so ließ er in aller Stille den Richter rufen und nahm mit ihm die Abrede, daß er bey dem Inspector, sobald dieser in der Kirche seyn würde, Haussuchung thun solle. Nun ließ der Prediger den Inspector in die Kirche holen und unterdessen fiel das Dorfgericht in sein Haus, durchsuchte es und fand die 400 Thaler in einem Sacke, im Bettstroh des ehrbaren und frommen Mannes verborgen. Dieser stellte sich in der Kirche gar sehr erschrocken und verwundert über den geschehenen Diebstahl, und noch mehr darüber, daß sein Schlüssel an dem Kasten gefunden worden war, wie der Augenschein bezeugte. Auch fieng er schon an, eine ziemlich wahrscheinliche Lüge zu schmieden, wodurch er einen Unschuldigen in Verdacht zu bringen und sich rein zu waschen suchte. Seiner Magd Vater war nähmlich dieselbe Nacht, da der Kirchenkasten bestohlen worden, bey ihm im Hause geblieben, und den Morgen darauf war er fortgegangen. Er suchte also diesen armen Mann verdächtig zu machen, und gab vor: die Magd könne ihm wohl den Schlüssel aus der Tasche genommen und ihrem Vater zugesteckt haben. Aber während daß er noch so sprach, kam der Schulze und brachte die 400 Thaler, ließ dem Diebe auch sogleich die Hände auf den Rücken binden und ihn durch die Folge nach dem Amtsgefängnisse bringen. Er blieb nun zwar beym Läugnen, aber eben die Bosheit, daß er seiner Magd Vater ins Unglück bringen wollte, gereichte im zum Verderben. Dieser Mann wurde vors Gericht gefordert und sagte eidlich aus: daß er in derselben Nacht nicht habe schlafen können und daß er den Herrn Kircheninspector um 12 Uhr habe aus dem Hause gehen, und gegen 2 Uhr wiederkommen hören. Er habe auch dem Knechte, bey dem er gelegen, seine Verwunde-

 rung

rung darüber bezeugt, daß sein Herr in der dunkeln Nacht ins Dorf gehe. Dieser habe aber gesagt: es sey nicht das erstemahl und er werde wohl zu einer lüderlichen Frau schleichen, wie er oft zu thun pflege. Der Knecht wurde nun auch vernommen und bestätigte dieses. Da konnte der Bösewicht nicht länger läugnen: sondern bekannte seine Uebelthat, und wurde etliche Jahr auf den Bau gesetzt. Den ihm zuerkannten Staupbesen kaufte er mit Geld ab, und diese häßliche Geschichte kostete ihn einen ziemlichen Theil seines Vermögens. Die Miteinwohner zu Langholm, die ihn wegen des Unglücks seiner Schwester blos bedauert hatten, verachteten ihn nun und vermieden seinen Umgang, wegen seiner eigenen Schandthat. Dieß war das Ende von der schlechten Kinderzucht Michel Wolfs. Der alte Richmann hat aber alles dieses Unglück auch mit auf seinem Gewissen: weil er seine Tochter gezwungen hatte, einen Mann zu nehmen, den sie nicht liebte; daher eben die verkehrte Kinderzucht entstand. "

Auf solche Art unterrichtete der Pastor Weise, wie es der Herr Jesus auch oft gethan hat, seine Zuhörer durch Exempel und Geschichten. Er hatte sie aber allmählich so weit gebracht, daß sie auf seine Fragen, die er dazwischen einstreute, nicht blos mit einem schafsmäßigen Ja oder Nein antworteten: sondern sie sagten ihm ihre ganze Meynung von der Sache; und hatte einer einen Zweifel über etwas, so trug er ihn bescheidentlich vor. Da geschah es nun auch diesesmahl, daß eine Frau auftrat und sagte: „ Es ist aber doch erstaunlich, wohlehrwürdiger Herr, daß der himmlische Vater, der die Menschen so lieb hat, es geschehen läßt, daß manche Leute durch ihre Sünden in solches schweres Unglück gerathen? Es wäre doch besser, gewesen, der alte Richmann hätte seinen Willen nicht gehabt, oder Michel Wolfs Kinder wären bald weggestorben.

storben. „ Das scheint euch nur so, meine gute Frau, antwortete der Herr Pastor. Ihr wißt ja schon, daß wir Menschen nicht dazu geschaffen sind, daß uns alles nach Wunsch gehe: sondern vielmehr dazu, daß wir unser Lebenlang immer besser, das ist, immer verständiger, geschickter, braver, gütiger und liebreicher werden sollen. Dieses kann aber nicht anders geschehen, als wenn wir immer besser lernen und erfahren wozu die Dinge in der Welt nützen, und immer sorgfältiger thun, was vor Gott und Menschen recht und gut ist. Da hat uns nun Gott Gelegenheit dazu geben müssen, daß wir alles selbst überlegen und uns im Rechtthun selbst üben können. Deswegen hat er uns nicht zu Uhrwerken gemacht, die ohne ihr Wissen und Willen verrichten, was der Uhrmacher verlangt: sondern er hat uns die Freyheit gelassen, auch wider seine Gebote zu handeln; damit wir sehen, was daraus erfolgt, und daß wir so immer klüger werden. Wir sehen aus den Geschichten der Vorfahren, was diesen nützlich oder schädlich gewesen ist, und können an ihrem Exempel vieles Schädliche vermeiden und vieles Nützliche nachahmen lernen. Unsre Kinder und Nachkommen erhalten dann unsre Exempel noch dazu: sie können also leicht noch weiter kommen im Verstande und im Rechtthun; und so soll es, nach Gottes Willen fortgehen, daß die Menschen überhaupt von Zeit zu Zeit immer klüger und besser werden; dagegen das Vieh immer überein bleibt. Aber, sagte die Frau, da sind doch die Leute übel dran, die der liebe Gott zu solchen Lehr-Exempeln macht, und sie hernach dafür straft „ Antw. Das thut der gute Vater im Himmel nicht: sondern sie machen sich selbst dazu. Jeder hat ja seinen freyen Willen, recht zu thun, oder unrecht. Jeder ist daher auch, wie man sagt, der Sohn seiner Thaten oder seines Glückes Schmied: und wie

 mans

mans treibt, so hat mans. Aber außer dem werden ja die so gestraften Leute durch die Strafe selbst besser gemacht; wo nicht in diesem, doch im künftigen Leben; und alles Unglück und Elend in der Welt ist eigentlich nur eine väterliche Ruthe, wodurch Gott solche Menschen bessert, bey welchen die Ruthe mehr ausrichtet, als Vermahnungen.

29. Herrn Flinks Haus- und Gesinde-Ordnung.

Ordnung halt' in allen Dingen!
Alles thu am rechten Ort
Und zu rechter Zeit hinfort;
So wird dirs auch wohl gelingen.

Herr Johann Caspar Flink war ein reicher Freysasse, von dem alle, die ihn kannten, zu sagen pflegten: er habe den Nahmen mit der That. Er hatte nähmlich, bey einer starken Wirthschaft und sechs Kindern, immer weniger Gesinde und wurde doch mit aller Feld- und Hausarbeit eher, als andere, fertig. Darüber wunderten sich die Leute sehr: aber noch mehr darüber, daß seine Knechte und Mägde bey der vielen Arbeit, doch die lustigsten im Dorfe waren und pfiffen und sangen, wo sie giengen und stunden. Auch war das Gesinde bey ihm, wie angeschmiedet. Wer einmahl da diente, verlangte niemahls wieder abzuziehen, außer wenn es eine Heyrath betraf, oder Alters halben. Die ganze Kunst lag aber in Herrn Flinks Haus- und Gesinde-Ordnung, welche folgender maßen beschaffen war.

Herr Flink hatte sich von Jugend auf daran gewöhnt, bey allem, was er that, zu überlegen, wie es einzurichten sey? Als er nun nach seines Vaters Tode

de das Freyguth übernahm, hatte er lange zuvor bedacht: wie er sein Haushaltungswesen anstellen wolle, daß alles gehen müsse, wie an der Schnur gezogen, und daß es darinne wenig Verdruß und Mißvergnügen gebe. Er pflegte oft zu sagen: „eine Haushaltung muß seyn, wie ein Uhrwerk, wo jedes Rad und Getrieb, ja auch jeder Zahn an den Rädern, auf den Punkt eingreift und wo alles einmüthig dahin strebt, den Zeiger ordentlich fortzuschieben. Die Wohlfahrt der ganzen Haushaltung ist gleichsam der Zeiger, und alle dazu gehörigen Personen, als Vater, Mutter, Kinder und Gesinde, ja auch das Vieh im Stalle und der wachsame Spitzhund auf dem Hofe, sind so zu sagen, die Räder und Getriebe. Nur hat Gott bey der Haushaltungs-Uhr die schöne Einrichtung gemacht, daß es Vater, Mutter, Kinder und Gesinde gar wohl empfinden und merken, ob sie ordentlich oder unordentlich geht, und daß sie darüber vergnügt oder mißvergnügt sind; welches bey der Stunden-Uhr nicht so ist. Sie genießen nähmlich das Gute, was jeder zum Besten der Haushaltung thut, mit einander, und leiden alle darunter, wenn eins oder das andere seine Schuldigkeit verabsäumt. Jedes muß also recht treulich für alle, und alle für ein jedes sorgen und arbeiten: Herr und Frau fürs Gesinde, und das Gesinde für die Herrschaft; die Eltern für die Kinder und die Kinder wieder für die Eltern. Wenn dies alle mit Freuden thun: so geht ein solches menschliches Uhrwerk nach Herzenslust; da sieht man lauter fröhliche Gesichter, und da werden alt und jung durch das beständige Rechtthun und durch das vergnügte Leben immer besser und besser, und Gott muß eine solche Haushaltung segnen!" Dies war Herrn Flinks Meynung vom Haushalten, die er sorgfältig in Ausübung zu bringen bemüht war. Er glaubte aber: der Grund einer rechten Ordnung

müsse

müsse schon in der Anlage des Wohngebäudes und in der Stellung des Hausgeräthes liegen. Deswegen richtete er es so ein, daß die Küche an die Stube, und die Vorraths- und Milchkammer an die Küche anstieß. In der Küche war eine Gosse, so daß man kein Wasser zum Weggießen heraus zu tragen brauchte; auch war der Eingang zum Keller darinne. Aus der Stube gieng ein kleines Fenster in den Pferdestall, eben wo der Tisch stand: so daß man im Stalle keine Laterne brauchte, wenn Licht in der Stube war. Aus der Mägdekammer gieng eine Thür mit einem Fensterchen in den Kuhstall. In der Hausflur (Hausern, Diele) gieng die Bodentreppe hinauf und vom Boden konnte man das Heu und Grummet in den Pferdestall und Kuhstall hinunter werfen. Der Brunnen war neben der Hausthüre in der Ecke. Aus dem Stubenfenster konnte man die Scheure und den ganzen Hof übersehen und durch ein klein Fensterchen in der Stubenthür sah man, was auf der Hausflur vorgieng, wo der Futterkasten stand. Durch dieß Fensterchen konnte man auch die Leute und Kinder errufen, sie mochten im Hause seyn wo sie wollten. Alle Kasten, Schränke, und andere Hausgeräthe bis auf die Schuhbürste, Kamm und Striegel, mußten jedes an einem solchen Platze stehen, hängen, oder liegen, wo es zunächst bey der Hand war, wenn man es brauchte: und wer etwas gebraucht hatte, mußte es allezeit wieder an den Ort bringen, wo es hin gehörte. Mit dem Geschirre und Acker- und Gartenwerkzeugen hielt ers eben so, und die Kinder gewöhnte er von Jugend auf an diese Ordnung: indem sie ihre Kleider, Bücher und Spielsachen allezeit ordentlich aufheben mußten. Durch diese Einrichtung wurden täglich viele hundert Schritte im Hin- und Hergehen erspart und eine für den Landmann gar kostbare Sache, nähmlich

Zeit

Zeit gewonnen. Auch brauchte Niemand nichts zu suchen, oder vergeblich nach etwas zu fragen, worüber oft viel Verdruß entstehet.

Bey den Mahlzeiten für Menschen und Vieh und im Schlafengehn und Aufstehen hielt er gewisse Stunden, und gemeiniglich geschah alles dieses bey ihm eine halbe Stunde früher, als in andern Häusern: daher es schien, als hätten seine Leute nicht viel zu thun, weil sie immer eher fertig waren.

Bey allen Geschäften hatte er die Regel: was heute geschehen kann, verschiebe nicht bis morgen, und was du selbst verrichten kannst, laß nicht auf andere Hände warten. Diese Regel befolgte er so, daß wenn z. E. eine Unreinigkeit weg zu fegen war, er nicht erst die Magd vom Melken oder den Knecht vom Anschirren wegrief, sondern lieber selbst den Besen ergriff. Er pflegte dann zu sagen: was mir nützt und niemanden schadet, kann mich nicht verunehren.

Mit dem Gesinde hielt es Herr Flink folgender maßen. Wenn sich ein Knecht oder eine Magd bey ihm vermiethen wollte, so führte er sie überall herum, und zeigte ihnen, was für eine Ordnung bey ihm eingeführt sey, und erzählte dabey, was jedes alle Tage ungeheissen zu verrichten habe. Darauf fragte er sie: wenn ihr selbst Haus und Hof hättet, würdet ihr mir eure Dienste wohl auch anbieten? " Wenn sie nun antworteten, sie würden lieber selbst Herr oder Frau seyn, als dienen, so fragte er weiter: und wessen Wille müßte dann in eurem Hause gelten, eurer oder eures Gesindes Wille! Da sagten sie natürlicher Weise: „ unser Wille, als der Herrschaft. " Ich muß euch nun sagen, fuhr er fort, daß ich es eben so halte. Wer in meine Dienste geht, der verspricht mir meinen Willen zu thun, nicht den seinigen. Mein Wille ist

aber

aber, daß in meiner Haushaltung zu allen Zeiten und Stunden accurat das geschehe, was eben nöthig und gut ist. Es kann nun treffen, daß es eben gut wäre, den Kuhstall auszumisten, zu einer Zeit, da die Viehmagd etwas noch nöthigeres zu thun hat. Da muß es der Knecht verrichten, wenn ichs ihm befehle; und er darf mir nicht einreden, es sey seine Sache nicht, und er sey nur für die Pferde angenommen. Ein andermahl kann es kommen, daß die Magd ihm wieder ausmisten helfen, oder daß der Knecht den Besen ergreifen und die Stube auskehren muß. Er darf sich auch nicht weigern im Winter das Spinnrad vor sich zu nehmen, wenn es weiter nichts zu thun giebt. Und so halte ichs durchaus, daß jedes, außer seinen ordentlichen angewiesenen Geschäften, alles thun muß, was eben zu thun vorfällt und wer solches unbefohlen thut, ist mir desto lieber. Ich denke darinne so: Alle Menschen, Herrschaften sowol, als das Gesinde, sind von Gott dazu erschaffen, daß sie so viel Gutes verrichten sollen, als sie immer zu Stande bringen können. Wem nun Gott keine eigne Haushaltung gegeben hat, der soll dieses in einer fremden thun, wo er sich in Dienst begiebt. Wollt ihr nun dieses? so verspreche ich euch dagegen, daß ihr es bey mir auch eben so gut und wohl noch besser haben sollt, als wenn ihr für euch wäret. So sprach Herr Flink mit den Leuten, und sagte ihnen auch sein Gleichniß von der Haushaltungsuhr, und seine Wirthschaftsregeln und Sprichwörter, ehe er ihnen den Leihkauf (Handgeld) gab. Was nun schlechtes Gesinde war, das verlor wegen der accuraten Ordnung, die Lust bey ihm zu dienen, und kam nach dem Besehen nicht wieder. Aber ein braver Knecht und eine brave Magd hielten es für eine Ehre, in einer solchen Haushaltung zu seyn, wo alles so ordentlich und nach der Schnur gieng. Die sagten denn:

sie wollten doch versuchen, ob sie es ihm zu Dank machen könnten; und da machte er ihnen noch folgende **Gesinde-Lehren** bekannt, wenn sie anzogen.

„Erweise deiner Herrschaft Gehorsam, Ehrerbietung und Liebe, wie ein Kind seinen Eltern erweiset: denn sie sorgt für dich, wie Eltern für ihre Kinder sorgen.

Sey bescheiden und höflich gegen sie: ein gutes Wort kostet nicht mehr, als ein grobes, und erwecket doch Gunst und Liebe.

Mache deiner Herrschaft Freude: so hast du wieder Freude, wenn sie fröhlich und aufgeräumt ist.

Gehorche ihr auf den Punkt und verrichte alles so, wie sie es befiehlt: so muß sie mit dir zufrieden seyn, wenn die Sache auch nicht zum Besten geräth.

Thue was nöthig ist, ohne Befehl: so wirst du mit deiner Pflicht noch Dank verdienen. Verpflichte dich aber nicht zu Diensten, dazu dir das Geschick oder die Kräfte fehlen, damit du nicht mit Schanden bestehest.

Sey ehrlich und treu im Kleinen, wie im Großen! Wer Pfennige stiehlt und Hände voll entwendet, kann auch Thaler stehlen und Scheffel veruntreuen. Die Menge macht nicht den Dieb, sondern das Mein und Dein, und ehrlich währt immer am längsten.

Rede auch die Wahrheit, im Kleinen, wie im Grossen: Wer eine Lüge macht, muß noch zehn dazu machen, die erste zu beschönigen: und wer lügt, ist auf dem Wege zum Stehlen, der an den Galgen führt.

Behüte deine Herrschaft vor Schaden und Verdruß, wo du kannst und weißt! Von dem, was ihr wiederfährt, fällt immer auch ein Theil auf dich.

Plaudere nicht aus dem Hause, weder Böses noch Gutes: Es nutzt niemahls und schadet immer. Eine Magd, die auf Gassen und Strassen das grosse Wort führt, findet gute Herrschaften gemeiniglich schon versehen, wenn sie sich meldet.

Die Fehler der Herrschaft trage mit Gedult und thue deine Pflicht darum nicht weniger. Wenn sie ihr Versprechen nicht hält, kannst du wohl eine andere Herrschaft suchen: aber so lange du noch da bist, darfst du in deinem Dienst nicht läßig werden. Du hast es Gott versprochen, treu und redlich zu dienen.

Die Kinder im Hause ehre und liebe, als deines Herrn Kinder. Thue nichts unrechtes vor ihren Augen, und stärke sie nicht in ihren Unarten.

Fremde, die zu deiner Herrschaft kommen, bediene sorgfältig und freundlich, als ob du es der Herrschaft selbst thätest; und miß deine Freundlichkeit nicht nach dem Trinkgelde ab, das sie dir reichen.

Sey zufrieden mit deinem Lohne, und murre nicht, wenn ein andrer Dienstbothe mehr, als du, bekommt. Denke, daß es dein freyer Wille gewesen ist, und daß dir nicht mehr versprochen worden.

Gegen dein Nebengesinde sey freundlich, aber nicht zu gemein. Rede niemals gegen dasselbe Böses von der Herrschaft; und hast du Ursache es zu verklagen, so thue es nicht hinter den Rücken: sondern bringe deine Beschwerden in seiner Gegenwart an.

Sey gutes Muths: dies ist halbe Arbeit. Bete fleißig, und denke, daß vor Gott ein treuer Dienstbothe so werth geachtet ist, als ein Herr: dieß macht guten Muth.

Von deinem Lohn spare so viel du kannst, für das Alter.

Iß und trink nicht übermäßig, wenn dir die Herrschaft Schrank und Keller offen läßt. Du möchtest dich sonst ans Fressen und Saufen gewöhnen, und einmahl an deinem eignen Tisch desto mehr darben müssen.

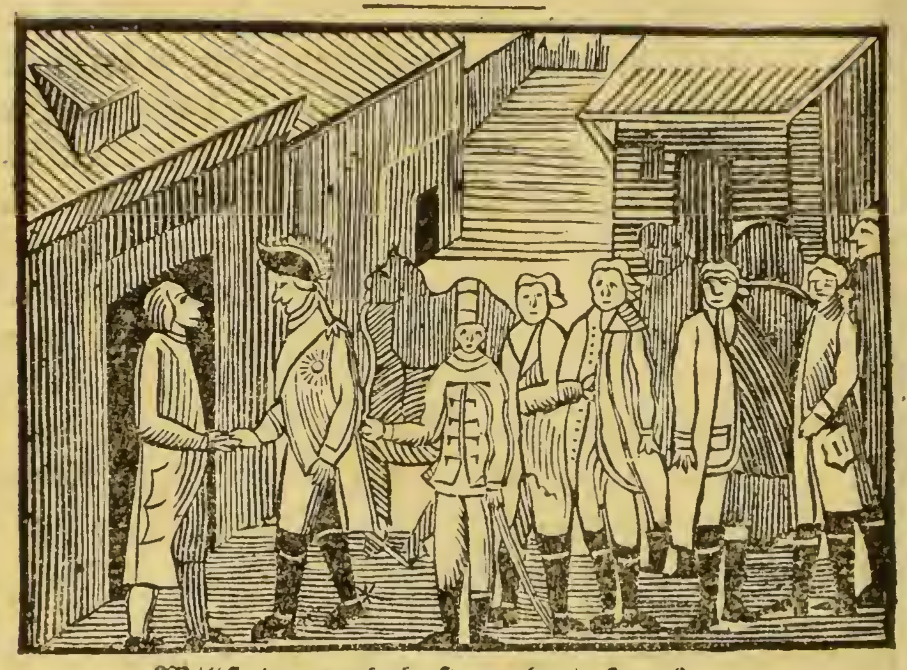
Hoffarth und Ueppigkeit steht einem Dienstbothen, wie der Sau ein golden Halsband, oder dem Esel ein kostbares Reitzeug."

Auf solche Art machte Herr **Flink** seinen Leuten vorher bekannt, wie sie sich in allen Stücken aufzuführen hätten. Denn er meinte: was man von den Leuten wolle gethan haben, darüber müsse man sie erst recht verständigen, in der Hausordnung sowohl, als in Landesgesetzen und Rechten. Deshalb rief er auch alle Morgen seine Leute und Kinder zusammen, und gab, nach einem kurzen Gebete aus dem Herzen, jedem auf, was es den Tag über fertig bringen müsse. Hernach wurde ein Vers gesungen, und jedes gieng mit Freuden an seine Arbeit. Des Abends hielt ers wieder so, und fragte jedes, wie die Arbeit von Statten gegangen? Dabey gieng er, als Hausvater, zuletzt ins Bett, und zuerst wieder heraus.

Bey dieser Hausordnung waren nun Hr. **Flink** und seine Frau immer munter und vergnügt, erlebten viele Freu-

Freude an ihren Kindern, hatten wenig Verdruß mit ihrem Gesinde, und wurden von Zeit zu Zeit wohlhabender. Doch ist zu merken, daß der kluge Mann dem Gesinde zwar nicht mehr Lohn gab, als andere, ihn aber auf den Punkt auszahlte; daß er ihm zwar keine Leckerbissen, aber doch genug und nahrhafte Kost vorsetzte; daß er allezeit freundlich gegen dasselbe war, und es lobte, auch zuweilen beschenkte, wenn es seine Sachen recht machte. Was aber den Dienstbothen am meisten bey ihm gefiel, war dieses, daß er ihnen, wenn sie gewisse Jahre lang treu und redlich bey ihm ausgehalten hatten, zu einem eignen Stückchen Brod behülflich war, und sie fast so gut, wie ein Vater seine Kinder ausstattete. Denn er war der Meinung: Ein Hausvater gleiche in diesem Stücke einem Könige oder Fürsten, der gute Unterthanen haben wolle. Dieser müsse vor allen Dingen dafür sorgen, daß es ihnen wohl gehe.

30.
Von der Ehre.



Willst du wahrhaft geehret seyn?
Der Titel thut es nicht allein.
Reichthum ist gar wohl hinderlich
Sey Ehren werth, so ehrt man dich!

Das Vieh ist zufrieden, wenn es gesund ist, zu fressen hat, der Ruhe pflegen, und wenn die Zeit dazu kommt, sein Geschlecht fortpflanzen kann. Aber für uns nach dem Bilde Gottes geschaffene Menschen mit einer unsterblichen Seele, ist eine solche Vieh-Zufriedenheit nicht genug. Wir müssen mehr haben. Auch der geringste Taglöhner verlangt mit Recht zu seiner Zufriedenheit, daß ihn niemand verachte und verspotte, daß sein Dienstherr ihm freundlich thue und seine Miteinwohner ihn für einen braven Mann halten; wenn er gleich arm ist. Wer sich auch daraus nichts macht, was andere ehrliche Leute von ihm halten, dem ist nicht über den Weg zu trauen, und man hat die Thüren und Schlösser wohl vor ihm zu verwahren. Dagegen giebt es aber auch Exempel, daß Leute, welche gar

gar zu hoch geehrt seyn wollen, darüber zu Narren werden, oder in Schande und Unglück gerathen, wie es der Liesel Wolf ergieng. Was aber rechte Ehre sey, und wie man dazu gelange, ist klärlich aus folgender Geschichte zu ersehen:

Es waren drey Bauers-Söhne fast von gleichem Alter, welche mit einander in die Schule giengen. Die Eltern von allen dreyen waren wohlhabende und brave Leute. Sie hatten aber immer einen kleinen Neid auf einander. Weil nun Kinder leicht die Fehler ihrer Eltern annehmen: so sahen auch diese drey Bursche von Jugend auf einander mit neidischen Augen an, und wie sie heran wuchsen, suchte jeder angesehener und geehrter im Dorfe zu werden als die andern. Sie suchten aber nicht auf einerley Weise dazu zu gelangen, und am Ende zeigte sichs, wer die Kunst, sich wahre Ehre und Hochachtung zu verschaffen, am besten verstand.

Der eine, Peter Koch genannt, war hübsch von Gesicht und wohl gewachsen. Als Bürsch hatte er immer die schönsten Kleider, trug Stiefeln und des Sonntags ein Spanisch Rohr mit Silber beschlagen, auch goldne Trotteln am Hut. Die Mädchen wußten sich viel, wenn er mit ihnen vortanzte, und er dachte Wunder! wie geehrt er wäre, wenn die Leute auf seine Kleider sahen. Wie er hernach seine eigne Wirthschaft hatte, ließ er sein Haus weissen, und die Thüren und die Fenster recht bunt mahlen, daß es vor andern ins Auge fiel. Seine Frau und Kinder kleidete er immer mehr nach Bürger-Manier, als andere thaten und er ruhte nicht eher, bis ers dahin brachte, daß er zum Kirchenvorsteher gewählt wurde. Da ließ er sich nun Herr Kirchenvorsteher und seine Frau Frau Kirchenvorsteherin nennen, und dachte, er wäre weit über seine beyden Schulcameraden hinweg, die er kaum über die Achsel ansah. Aber was geschah!

Der Herr Kirchenvorsteher hatte nicht gut Schreiben und Rechnen gelernt. Als nun das Jahr um war, und er die Rchnung ablegen sollte, da hatte er so grobe Fehler und so buntkrauses Zeug durcheinander gemacht, daß ihm die Stelle wieder genommen werden mußte; ob er gleich sonst ein ehrlicher Mann war. Weil er aber auf seinen Titel dick gethan hatte: so lachten ihn nun die Leute aus, und nannten sein bemahltes Haus spottweise: die **bunte Kirchrechnung**. Er sah also wohl ein, daß es mit seiner Ehre nichts war, und daß er nicht die **rechte Ehrbegierde**, sondern nur eine **kindische Eitelkeit** gehabt hatte. Er ließ es damit gut seyn, und mit der Zeit vergaßen die Leute seinen Fehler und ehrten ihn mehr, als da er darauf ausgieng, sich ehren zu lassen.

Der andere von den dreyen, **Johann Balzer**, dachte: **Geld macht den Mann**, und fieng von seiner Jugend an, zu sparen und das Seinige zusammen zu halten; dazu nahm er das reichste Mädchen im Dorfe zur Frau, und erbte, als einziger Sohn, seines Vaters ganzes Gut. Da waren freilich aller Augen auf ihn gerichtet, und weil ihm die meisten Leute schuldig waren und die Armen bey ihm ein Taglohn verdienen konnten: so nahm jeder die Mütze vor ihm ab, und nannte ihn **Herr Balzer**. Er dünkte sich dann ein großer Mann zu seyn, wenn er mit einer gnädigen Miene kaum an seine Mütze griff, und die andern sie tief herunternahmen. Aber heimlich wurde er von allen beneidet, und weil er sich und andern nichts von seinem Geld zu Gute that: so schrie man ihn für einen Geitzhals aus. Es geschah nun, daß der Mann das Unglück hatte, daß er in einem Brande, der eben nach der Erndte auskam, sein Haus, Scheuer und Stallung, mit allen was darinne war, einbüßte. Er konnte nicht einmahl seinen

Geld-

Geldkasten retten, sondern der verbrannte mit, und beym Aufräumen brachte ein diebischer Taglöhner das geschmolzene Silber, das er fand, auf die Seite. Balzer hatte nun nichts mehr, als seine Grundstücke und seine ausstehenden Capitalien. Diese trieb er daher aufs strengste ein, auch von den Leuten, die mit abgebrannt waren; und wurde wegen dieses Verlusts auch noch geitziger, drückte die Arbeitsleute, gab keinem Armen eine christliche Wohlthat, beschnitt seinem Gesinde den Lohn: so daß er in wenig Jahren wieder in den Stand kam, in dem er vor dem Brande gewesen war, und immer reicher wurde. Aber durch seinen Geitz und seine Hartherzigkeit gegen Dürftige kam er in so schlimmen Ruf, daß er zuletzt, da sein Vermögen aufs höchste gestiegen war, erst einsahe, daß man reiche Leute nur alsdenn ehre, wenn sie von ihrem Reichthume andern etwas zu Gute kommen lassen, und daß er nicht **wahrhaft ehrbegierig**, sondern nur **hochmüthig** gewesen war.

Hans Wohlmann, der dritte von diesen Schul-Gesellen, die mit einander um die Ehre stritten, hatte den Spruch: **Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch das andere alles zufallen**, zu seinem Leibspruch gemacht, und legte ihn so aus: das Reich Gottes bestehe darinne, daß Gott in der Welt alles gar verständig und klug einrichte, und daß er allen seinen Geschöpfen Gutes thue und sie glücklich mache. Wer nun seine Sache auch mit Verstand und Ueberlegung einrichte und allen Leuten, mit denen er zu thun habe, auch selbst dem Vieh, lauter Gutes erweise: der regiere gleichsam mit Gott in seinem Reiche, dem könne es nicht fehlen, die Ehre müsse ihm von selbst zufallen, so wie das Vermögen; so viel ihm nähmlich nach Gottes weisem Rath und Willen nütze sey. So dachte

Hans Wohlmann, und that auch darnach. In seiner Feld- und Hauswirthschaft machte er nicht alles nach der alten Leyer: sondern wo er einen nützlichen Vorschlag hörte oder in einem Buche las, da probirte er ihn erst im Kleinen, und wenn es gut einschlug, im Großen. Er forschte über alles selbst fleißig nach, und bat jeden, der eine Sache besser wußte, als er, um Rath und Lehre. Dadurch wurde er mit der Zeit so verständig, daß sich alle Leute im Dorfe an ihn wandten, wenn sie in einer Sache beym Ackerbau und der Viehzucht, desgleichen im Ehestande oder der Kinderzucht, nicht recht Bescheid wußten. Hans Wohlmann wußte meistentheils zu rathen, und wenn er ja von einer Sache keinen Bescheid geben konnte; so sagte ers aufrichtig, um durch schlechten Rath keinen Schaden zu thun. Seine Liebe und Güte gegen andre Menschen war herzlich, und er zeigte sich mehr in Thaten, als in Worten. Er hatte eine alte kranke Mutter, die trug er so zu sagen fast auf den Händen und wartete und pflegte ihrer, wie sie seiner in der Kindheit gepflegt hatte. Konnte er einem seiner Nachbarn etwas zu Gefallen thun, so that ers oft, ehe er darum gebeten wurde. Gegen sein Gesinde war er so freundlich und liebreich, daß es alle Sachen mit Freuden recht machte, und daß ers oft nicht einmahl zu befehlen brauchte. War eine gemeine Arbeit zum Besten des Dorfs zu thun, so war Hans Wohlmann meistens der erste auf dem Platze, und ermunterte andere durch sein Beyspiel zum Fleiß. Geschah ein Nothfall und man fragte, wer geholfen habe? so hieß es! Ey! wer wirds denn seyn, als der liebe Hans. Diesen Namen hatten ihm die Kinder gegeben. Denn er war gegen sie so freundlich, wie gegen ihre Eltern, und reich oder arm war ihm einerley. Er grüßte den Sauhirten so höflich und so freundlich, wie den Freysassen.

Seine Frau hatte bey ihm ihren Himmel auf Erden und sie that ihm wieder alles zu Liebe, was sie ihm an den Augen ansehen konnte. Seine Kinder brauchte er nicht viel zu vermahnen, daß sie gut und brav seyn sollten: sie thatens von selbst; weil sie sahen, daß ihr Vater und Mutter deswegen immer fröhlich und vergnügt waren und fast von allen Menschen geliebt und geehrt wurden, weil sie so gut und brav waren. Wirklich dauerte es nicht lange, so war Hans Wohlmann der geehrteste und beliebteste Mann im Dorfe. Er wurde zum Kirchenvorsteher gemacht, als Peter Koch diese Stelle verlor, und blieb es sein Lebenlang. Es fiel einmal ein Kind in den Teich: da sprang Hans Wohlmann nach und holte es mit Lebensgefahr heraus. Darüber bekam er ein Geschenk vom gnädigen Fürsten, und weil der Herr bey dieser Gelegenheit erfuhr, wie Wohlmann sonst so verständig und gut sey: so ließ er ihn selbst vor sich kommen, reichte ihm die Hand und sprach: "ich wünschte mir recht viel "solche Unterthanen zu haben, wie Ihr seyd, mein "lieber Hans! Gott gebe Euch Gesundheit und lan"ges Leben!" Ja der Fürst ehrte ihn so hoch, daß er einmahl, als er mit seinem Gefolge durchs Dorf ritt, bey Wohlmanns Hause stille hielt, und sich seine Wirthschaftseinrichtung zeigen ließ, welche auch wahrhaft ein Meisterstück von Wirthschaft zu nennen war. Da machten denn seine Miteinwohner große Augen: aber sie beneideten ihn nicht; weil sie ihn alle lieb hatten; nun ehrten sie den lieben Hans noch mehr, als zuvor, und sie thatens nicht anders, er mußte bey Ehrentagen und Gastmahlen allezeit oben an sitzen, neben dem Herrn Pastor. In solchen Ehren blieb Hans Wohlmann bis an sein Ende: woraus man sieht, daß er das rechte Mittel gefunden hatte, Ehre zu erlangen, welches war, daß er sie verdiente. Man kann nun leicht denken,

daß dieser Mann, weil er seine Sache immer aufs beste einzurichten suchte, auch in seinem Vermögen zunahm, so lange er lebte, und daß er seine Kinder in guten Umständen hinterließ; ob er gleich niemahls ängstlich gesorgt hatte: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Sein Leibspruch traf auch in diesem Stücke ein. Bey seiner Redlichkeit, seinem Verstande und seinem Fleiße, fiel ihm das Vermögen eben so zu, wie die Ehre.

31.

Von der Gemüthsruhe und dem Gewissen.

Sey im Denken und im Sprechen
Weise, treu und brav im Thun!
So mag Erd und Himmel brechen:
Du kannst sicher ruhn.

Die in der vorigen Nummer gestandene Beschreibung von Hans Wohlmann ist eigentlich ein Stück der Leichenpredigt, die ihm der Prediger des Orts hielt, als er begraben wurde. Er hatte keinen besondern Text dazu genommen: sondern er erklärte darinne die vornehmsten Leibsprüche des Seligen, die er oft im Munde geführt hatte. "Meine Freunde, sagte er nun gegen das Ende der Predigt; noch einen Leibspruch unsers selig verstorbenen Bruders kann ich nicht übergehen. Kaum etliche Stunden vor seinem Tode besuchte ich ihn. Trost brauchte er nicht: denn sein Gemüth war ruhig und er freute sich recht darauf, bald in eine neue Welt zu kommen, wo er wieder Gutes schaffen und wohl thun könne: da die Schwäche des Alters ihn hier auf Erden daran hindere. Ich sprach also von seiner Krankheit und bedauerte, daß ihm das lange Liegen wohl sehr beschwerlich

lich seyn müsse. Nein, sagte er: das Gefühl von der Beschwerde nimmt allmählig ab, so wie die Kräfte abnehmen, und, setzte er freudig hinzu, ein **gut Gewissen, ist ja ein sanftes Kissen.** Ueber diesen schönen Spruch muß ich euch noch einen kurzen Unterricht geben. Manche gute Christen denken oft daran und beten darum, daß Gott ihr Gewissen rein erhalten möge, und ängstigen sich auch zuweilen über dieß und jenes, ob es nicht wider ihr Gewissen sey? Z. E. vor dem heiligen Abendmahl, oder vor einem Eidschwur etwas zu essen, an hohen Festtagen ein Noth-Geschäfte zu verrichten, und dergl. Auch martern sich einige mit sogenannten **Gewissens-Scrupeln**; indem sie zweifeln, ob ihnen Gott gewisse Sünden, die sie begangen haben, verzeihen und ihnen wieder gnädig seyn könne. Man hat grausame Exempel, daß solche gute, aber einfältige Leute wegen dergleichen Gewissensscrupel ganz von Sinnen gekommen, oder ihr Lebenlang zu keiner rechten Gemüthsruhe gelangt sind. Hernach giebt es auch **Mückensäuger und Kameel-Verschlucker**, die sich ein weites oder enges Gewissen machen, je nachdem sie es benöthigt sind. Diese denken, wenn sie in einer und der andern Pflicht recht genau und accurat wären, als im Kirchengehen, im Beten des Morgens- und Abendssegens, in der Enthaltung vom Fluchen und Schwören, im Fasten und dergleichen: so wäre ihr Gewissen verwahret, und könnten sie dabey lügen, betrügen, stehlen und andere Gottlosigkeiten ohne Furcht verüben. Andere machen einen Unterschied zwischen großen und kleinen Sünden, und bilden sich ein, Gott richte, die Menschen nach Maaß und Gewicht: da er im Gegentheil blos auf die innern Gedanken siehet, und wer eine Garbe, eine Hucke Gras oder Holz stiehlt, wer die hohe Obrigkeit um einen

Groschen Zoll oder Accise betrügt, so gut ein Dieb vor ihm ist, als wären es Tonnen Goldes. Alle diese sind nun sehr falsch berichtet vom Gewissen. Das Gewissen ist nähmlich nichts anders, als die Meinung, die wir selbst von unserm eignen Thun und Lassen haben, ob es recht oder unrecht, und Gott wohlgefällig, oder mißfällig sey? Dabey ist uns wohl zu Muthe, wenn wir recht gethan haben, und es drückt uns im Herzen, wenn wir unrecht gethan haben. Und das heißt man ein gutes oder böses Gewissen. Gott hat diese Einrichtung im menschlichen Herzen mit großer Weisheit so gemacht: damit jeder desto mehr auf seiner Huth seyn soll vor bösen Thaten. Es ist aber ganz und gar nicht nöthig, für das Gewissen, als wäre es eine besondere Sache in uns, ängstlich zu sorgen: sondern es kommt allein darauf an, daß wir in allen Dingen, im Kleinen wie im Großen, recht thun, unser Lebenlang. Auf solche Art behalten wir immer von selbst ein gutes Gewissen, ohne daß wir daran zu denken und uns damit zu ängstigen brauchen. So machte es unser seliger Mitbruder Wohlmann; und daher hatte er die schöne Gemüthsruhe, die ihm recht aus den Augen lachte. Daher traf auch das Sprichwort: ein gut Gewissen ist ein sanftes Kissen, bey ihm aufs Haar ein. Er lag auf diesem Kissen sein Lebenlang so ruhig, wie ein frommes Kind an seiner Mutter Brust: und endlich da er alt und Lebenssatt war, entschlummerte er auf demselben ruhig in den Todesschlaf, und sah sterbend noch aus, als ob er ein Kind anlächelte.

Des Noth- und Hülfsbüchleins zweyter Theil.

Wie Bauersleute mit Ehren reich werden können?

32.

Was Wilhelm Denker für ein Mittel erwählt, zu einem kleinen Gut zu gelangen.

Schick einen Esel übern Rhein —
Es kommt ein Langohr wieder heim.
Der Kluge nur noch klüger wird,
Wenn er die weite Welt durchirrt.

Wilhelm Denker zu Dalbergen war der jüngste von sechs Brüdern und merkte wohl, als er heran wuchs, daß von seines Vaters Gütchen ein so kleines Stück an ihn kommen würde, daß er nicht davon leben könne. Gleichwohl hatte er große Lust, einmahl ein wohlhabender Mann zu werden. Dieser Denker war aber ein gar besonderer Kopf. Wo er gieng und stund, hatte er die Augen und Ohren allenthalben, und wollte von allem, was er sah und hörte, den rechten Bescheid wissen. Da war fast kein Baum im Walde, kein Gräschen auf der Wiese, dem er nicht nachforschte, nach seinem Namen, wozu es diente und was es sonst für Eigenschaften hätte. Er meinte: das sey eben der rechte Unterschied zwischen einem Menschen und einem Ochsen in der Welt, daß der Ochse blos fresse und saufe, der Mensch aber alles was ihm vorkomme, zu verstehen und das Wie? und Warum? davon zu begreifen suche. Dabey hatte er sich gewisse Sprüche angewöhnt, die er bey allen Gelegenheiten anbrachte. Z. E. **Nichts geschicht ohne Ursache. Wie die Ursache, so die Wirkung. In die Wirkung kann nichts kommen, das nicht in der Ursache liegt. Was links liegt, kann nicht**

rechts

rechts liegen, und was schwarz ist, kann nicht weiß seyn. Gott weiß wohl, was er macht und warum und wie? Was albern ist, können wohl Menschen thun, aber Gott nicht. Solcher Regeln hatte er noch viele, und sie kamen ihm meistens zur rechten Zeit ins Gedächtniß. Wenn z. E. des Nachts im Hause ein Gepolter entstund und seine Brüder sich vor Gespenstern fürchteten, so sagte er: seyd keine Narren! das Gepolter ist eine Wirkung; es muß eine Ursache haben, die poltern kann. Wenn die Gespenster Geister sind; so haben sie ja weder Hände noch Füße, noch sonst etwas festes, womit sie poltern könnten. Laßt uns nachsuchen, was gepoltert hat. Und da fand sich denn gemeiniglich, daß etwas herunter gefallen, oder eine Katze den Mäusen nachgesprungen war, und dergleichen. Nun fürchteten sie sich nicht mehr, wenn sie die Ursache von der Wirkung wußten. So pflegte Denker von Jugend auf bey allen Dingen auf das Wie? Wenn? Wo? Warum? Wozu? und Wodurch? Acht zu geben, und so überlegte er auch: wie und wodurch er wohl bey seinem kleinen Erbtheil reich werden könne?

Zuerst dachte er daran: ob er nicht seine paar Aeckerchen verkaufen und das Geld in die Lotterie setzen solle, um das große Loos zu gewinnen. Es hatte wirklich ein Mann in seinem Dorfe etliche Jahre zuvor 500 Thaler gewonnen: aber derselbe Mann war durch dieses Geld lüderlich geworden, und hatte seine Habe und Guth dazu verthan, daß es hieß: wie gewonnen, so zerronnen. Zwey andere seiner Nachbarn hatten nur Groschenweise ins Lotto gesetzt, und waren über dem beständigen Hoffen und Harren auf Ternen und Quaternen fast zu Narren worden, hatten ihre Arbeit vernachläßigt, und kamen täglich in größern Verfall. Denker las auch einmahl

mahl in den Zeitungen, daß es mit dem Lotto lauter Betrug und Schelmerey sey, und wenn einmahl einer ein paar Zahlen treffe, so bekäme er nicht den zehnten Theil so viel ausgezahlt, als er eigentlich bekommen sollte. Er las auch Geschichten, daß Leute über dem Lottospiel von Sinnen gekommen, und andere in solche Noth gerathen wären, daß sie von Haus und Hof gelaufen und zu Schelmen, Dieben und Mördern geworden wären. Er sah also nicht, warum und wozu er sein Geld in diesen Unglücks- und Laster-Topf werfen sollte.

Seine beyden ältesten Brüder hatten sich einmahl einfallen lassen, einen Schatz heben zu wollen. Ein fremder Jäger gesellte sich im Wirthshause zu ihnen, und machte ihnen weiß: hinter ihrem Garten stünde ein Schatz von vielen tausend Thalern, den er heben könne Nur müsse er dem Geiste, der darüber gesetzt sey, vorher 7 Ducaten, 7 Thaler, 7 Groschen, 7 Pfennige, nebst einem schwarzen Hahn und 7 Eyern opfern, und er sey für jetzt nicht im Stande, so viel zusammen zu bringen. Die Bursche ließen sich beschwatzen, verkauften, was sie hatten, und brachten das Geld auf den bestimmten Platz. Hier machte der Jäger allerhand Zirkel und Kreutze auf die Erde und in die Luft, gebehrdete sich dabey wie ein Narr, und ließ endlich die beyden Brüder ein Loch graben. Da kamen sie wirklich auf einen schweren Kasten, den sie nicht bewegen konnten. Nun sagte er: das Opfer müsse erst geschehen, ehe der Geist den Kasten fahren ließe. Er legte also das Geld mit dem Hahn und den Eyern darauf, kniete nieder und fieng an, allerhand unverständliche Worte zu murmeln. Die beyden Brüder hieß er ein wenig bey Seite gehen: weil ihnen sonst der Geist allenfalls die Hälse umdrehen könnte, wenn sie kein reines Gewissen hätten.

Diese

Diese entfernten sich aus Furcht weiter, als es nöthig gewesen wäre, und unterdessen entwischte der Geisterbanner. Als sie nun meinten, der Geist müsse wohl heraus seyn, schlichen sie furchtsam wieder hinzu und fanden zwar den Kasten mit dem Schatze noch an seinem Orte; aber von dem Opfer hatte der Jäger nichts da gelassen, als den Hahn und die Eyer. Der Kasten war voller Kieselsteine. Diese Geschichte hatte sich **Wilhelm Denker** gemerkt, und es fiel ihm nicht ein, durch Schatzgraben reich werden zu wollen. Vielmehr dachte er: der rechte Schatz, den ein Bauersmann heben könne und solle, sey in seinem Acker verborgen; das Opfer, das er darauf legen müsse, sey Mist, und die Kunst, ihn zu heben, bestehe in fleißiger und geschickter Bearbeitung des Ackers. Er wünschte sich also zum reich werden nichts weiter, als hinreichendes Land und gute Gesundheit. Da aber vom väterlichen Erbe gar wenig auf seinen Theil kam: so mußte er auf Mittel denken, so viel Geld zu erwerben, daß er mehr dazu kaufen könne. Er besuchte nun die Bedienten des Edelmanns zuweilen, und sah, daß diese außer ihrem guten Lohne, auch viele Trinkgelder bekamen und ein hübsches Stück Geld aus den abgelegten Livreen nehmen konnten. Dieses machte ihm Lust, in Herren-Dienste zu gehen. Er sah freylich auch, daß diese Bursche alles bald wieder durchbrachten, und daß hernach mancher, wenn er eines Versehens wegen fort gejagt wurde, vor den Thüren betteln mußte. Aber er dachte: so einfältig bin ich nicht. Ich will Bedienter werden. Weil aber Herrendienst nicht erbt: so will ich alle Heller und Pfennige zusammen sparen, bis ich so viel habe, daß ich mir ein Stück Land kaufen, ein liebes Weib nehmen und als ein ehrlicher Bauersmann leben und sterben kann. Er dachte auch: es könne ihm

nicht schaden, sich etwas in der Fremde umzusehen und Acht zu haben, wie die Bauersleute an andern Oertern und in andern Gegenden ihren Feldbau und ihre Hauswirthschaft einrichteten. Denn hinter dem Berge wohnten auch Leute, und in seinem Dorfe wäre wohl nicht alle Klugheit beysammen: sondern man könne wohl da die eine Sache besser verstehen, und an andern Orten, eine andere. Ein gescheuter Kopf müsse aber aus allem das Beste heraus nehmen. So dachte Wilhelm Denker. Es glückte ihm nun auch außerordentlich mit seinem Dienste. Er kam zu einem Herrn des Namens von Großheim. Dieser war reich und freygebig, und fand sein Vergnügen daran, daß er überall umher reiste, und sich an jedem Orte mehr um die Landes-Art, den Feldbau, die Handwerke und Künste, als um die Schlösser der großen Herren bekümmerte. Darum fuhr er auch nicht immer in der Kutsche auf der Heerstraße hin: sondern machte oft große Strecken zu Fuß durch die abgelegensten Gegenden. Wilhelm mußte da allezeit bey ihm seyn, als ein handfester Bursch, auf den er sich im Nothfall verlassen konnte, und mußte den Quersack tragen, worinne die Lebensmittel, Schreibzeug, Landkarten und dergleichen mitnahmen. Wurde aber der Herr des Gehens überdrüßig, so fuhr er, und Wilhelm mußte neben ihm im Wagen sitzen. Der Herr war auch so gut, daß er unter Wegs mit dem Bedienten freundlich sprach und ihm gern Bescheid gab, wenn dieser das Wie? Wenn? Wo? Warum? Wozu? und Wodurch? von einer Sache haarklein wissen wollte. Und dieser schrieb alle Abende das merkwürdigste, was er erfahren hatte, in ein Buch, um es besser zu behalten. So reisten sie miteinander drey Jahre lang die Welt auf und ab, und die Beschreibung, welche Wilhelm zu Papier brachte,

wurde

wurde am Ende so dick wie eine Bibel. Zur Probe folgen hier etliche Stücke daraus: damit man sehe, worauf er, als ein Bauersmann, besonders Acht gehabt hat.

33.
Auszug aus Wilhelm Denkers Reisebeschreibung.

Die Erd' ist groß und überall
voll schöner Gottes Güter,
Und alle Menschen Jud' und Türk
und Christ — sind unsre Brüder.

Unser Deutschland ist 150 Meilen breit und 170 Meilen lang, und wenn einer auf der Grenze rund herum reisen wollte, der müßte 1200 Stunden unter Weges seyn. Es wohnen darinne auf 26 tausend mahl tausend Menschen in 2300 Städten und 80 tausend Dörfern. In wenig andern Ländern ist der Bauernstand so hoch geachtet und befindet sich so wohl. Deutschland hat aber einige hundert Landesherrschaften, welche freylich nicht alle gleich gut seyn können; so wie ihre Unterthanen nicht alle gleich gut sind. Aber das ist eine schöne Einrichtung, daß keiner von den Herren, weder ein großer noch kleiner, auch nur dem ärmsten Taglöhner ohne Urtheil und Recht ein Haar krümmen kann. Denn sie stehen alle unter dem Kaiser und den hohen Reichsgerichten. Dagegen z. E. in Polen, jeder Edelmann seinen Bauern mitspielen darf, wies ihm beliebt, und in Frankreich vergeht kein Jahr, da nicht mehrere Unschuldige gerädert, gehangen oder auf die Galeeren geschmiedet werden: wie solches oft in den Zeitungen zu lesen ist. Deutschland hat auch alles in Ueber-

fluß,

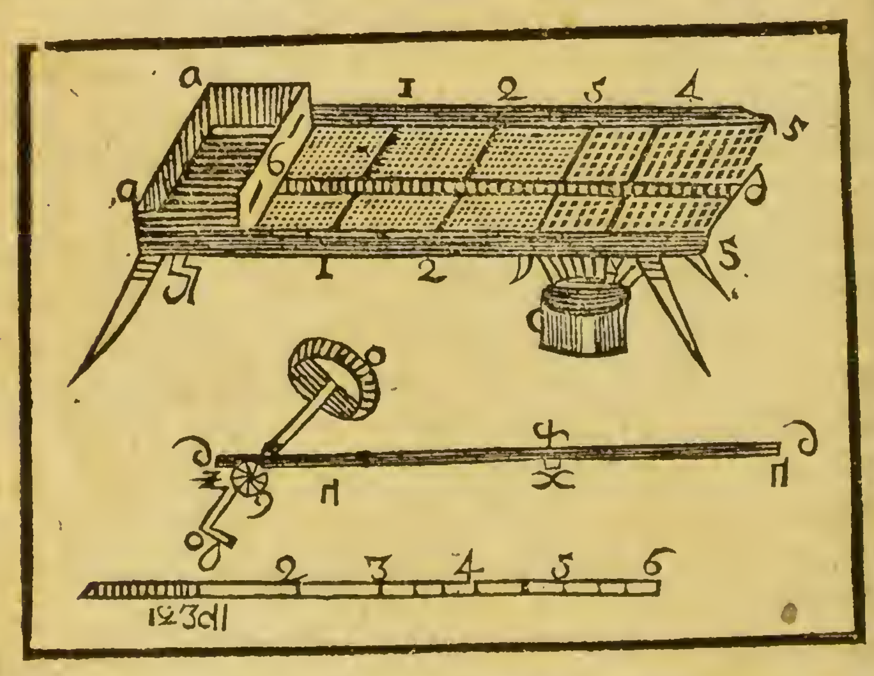
fluß, was zur menschlichen Nahrung und Nothdurft gehört: das sind also rechte Narren, welche aus dem Lande laufen, und ihr Glück in Pohlen, Rußland, Ostindien, oder Amerika suchen, wo ihnen auch keine gebratne Tauben ins Maul fliegen werden.

Die Herrschaften in Deutschland sind der Kaiser, acht Churfürsten, welche den Kaiser wählen; dann Herzöge, geistliche und weltliche Fürsten, Grafen, freye Reichsstädte, Reichsprälaten und Aebtissinnen, auch Reichsfreyherrn. Ihre Länder sind in 10 Kreise abgetheilt. Davon gehören der Oestreichische und der Burgundische Kreis, den man auch die Oestreichische Niederlande nennt, ganz allein dem Kaiser, als Erzherzog von Oestreich, welches jetzt Joseph der zweyte ist. Dieser große Herr besitzt auch in Deutschland das Königreich Böhmen und Mähren und einen kleinen Theil von Schlesien. Außerdem hat er ganz Ungarn und Siebenbürgen, die Buckowine an der türkischen Gränze, und Galizien und Lodomirien zwischen Polen und Ungarn; auch Illyrien und die Lombardey. Zusammen hat er über mehr als 22 tausend mahl tausend Menschen zu befehlen. Im Oestreichischen Kreise ist der Ackerbau noch nicht sehr vortheilhaft eingerichtet. Es werden aber in den verschiedenen Gegenden alle Arten von Früchten gebauet: auch besonders viel Safran, Grapp, türkisches Korn, Wein und Tobak. Der Kaiser ist auch ein großer Bauernfreund. Er hat die Leibeigenschaft aufgehoben, und wo es nur angeht, schafft er die Frohndienste oder Robotten (Hofedienste) ab, und läßt die Bauern dafür ein gewisses Geld zahlen. Sie wissens ihm aber nicht recht Dank. In der Gegend an der Donau giebt es sehr reiche Bauern, die in Kaleschen zu Markt fahren, treflich ausgefütterte Pferde und reinliche hübsche Wohnungen haben, und die

man Landler nennt. Sie sind klug, daß sie keinen Hoffart in Kleidern treiben: sondern sie tragen einen reinlichen groben Wollenkittel, plumpe Schuhe ohne Schnallen und große runde Hüte. Die kaiserliche Residenzstadt **Wien** liegt an der Donau, und es wohnen darinne über 250tausend Menschen.

Ueber dem Oestreichischen Kreise liegt gegen Mitternacht Böhmen, welches als ein Churfürstenthum zu Deutschland gehört. Hier müssen jetzt, auf Befehl des Kaisers, alle Kinder in den Schulen Deutsch lernen, da sie sonst nur ihre eigne böhmische Sprache redten. In diesem Lande ist von einigen Herrschaften der Kleebau in großen Flor gebracht worden, so daß sie viele Hundert Morgen Land dazu anwenden.

Die Böhmen haben auch eine feine Art den Leinsaamen rein zu machen, vermittelst einer Rolle, welche so aussieht.



Diese Böhmische Leinrolle ist 6 Schuh lang und etwas über 2 Schuh breit. Man lehnt sie nicht an die Wand, wie die Kornrollen: sondern sie ruhet schräg

auf

auf 4 Beinen; indem die untern etwas kürzer sind als die obern. Die Beine sind eingeschraubt, so daß man sie höher und tiefer stellen kann. Anstatt der Drahtflechten ist der Rahmen mit durchlöcherten weissen Blechen beschlagen, und durch eine unten angebrachte Klapper, die man mit der Hand drehet, wird die Rolle erschüttert, daß der Saame langsam darauf hinablauft Man sieht auf dem Bilde bey (a) den **Kasten**, wo der unreine Lein eingeschüttet wird. (b) Das **Vorsetzbretchen** vor diesem Kasten, welches höher oder tiefer geschoben werden kann, so daß mehr oder weniger Lein auf die Rolle springt. (c) Die **Kurbel** von der Klapper, welche unter der Rolle angebracht ist, (1) bis (5) ist das **Fegsieb**, welches aus 5 Reihen verzinnter Eisenblechtafeln besteht, welche in der bemerkten Linie (d) in der Länge auf eine hölzerne Leiste mit breitköpfigen Nägeln angenagelt, und in den Querlinien wohl zusammen geniedet sind; so daß diese zehn Blechtafeln eine ganz glatte Fläche ausmachen. Die ersten 3 Felder haben runde Löcherchen von einerley Größe, wodurch nur eben der **Dotter** und andere fremde Saamenkörner durchfallen. Die zwey letztern Reihen haben aber eyförmige Löcherchen, welche gerade so groß sind, daß der gute Lein in das unter der Rolle zwischen (3) und (5) angehängte Tuch, und aus demselben alsbald wieder in das darunter gestellte Gefäß fällt. Der gröbere Unrath glitschet über diese Löcher hinweg und fällt am Ende der Rolle auf die Erde. Die unter der Rolle angebrachte **Klapper** (c) besteht aus folgenden Stücken. Mitten unter der Rolle ist die Leiste (d) befestigt, auf welcher die Bleche angenagelt sind. Unter dieser läuft eine bewegliche Leiste oder Holzfeder (n) welche unten bey (d) mit einem Nagel, und bey (x) durch eine Schraube befestigt ist, die man höher und tiefer stellen kann. Oben

an dieser Feder ist ein Zahn oder krummes Holz (y) angefügt, auf welches ein Kammrädchen (z) aufdrückt, wenn dessen Welle umgedreht wird. Dieses Kammrädchen (z) hat 6 Zähne, jeden 2 Zoll lang und breit. Die Welle, in die sie eingezapft sind, läuft queer unter der Rolle weg, in zwey auf beyden Seiten bey (o) angefügten Armen. Auf der rechten Seite, wenn man oben steht, hat sie eine gewöhnliche Kurbel (o) zum Umdrehen, und auf der linken eine Schwungscheibe (p), die aus einem zwey Zoll dicken Stück Brett besteht, und 12 Zoll im Durchschnitt hat. Dreht man nun die Kurbel um, so drückt das Kammrädchen (z) die Feder (o) geschwind hinter einander nieder, und durch das Zurückprallen wird die Rolle so erschüttert, daß der Lein allmählig über die Bleche läuft und zwischen (3) bis (5) ganz rein hinabfällt. Durch das Anziehen oder Nachlassen der Schraube (x) wird die Erschütterung stärker oder schwächer. Es giebt Leute in Böhmen, welche mit einer solchen Leinrolle im Frühjahr über Land gehen, sogar bis nach Thüringen, und von Dorf zu Dorf den Leinsaamen für Geld rein machen.

Aus Oestreich gegen Abend zu, kommt man nach Bayern. In diesem Kreise regieren der Churfürst von Bayern, dem jetzt auch die Pfalz gehört; der Erzbischof von Salzburg; die Bischöfe von Freysingen, von Regensburg und von Passau; der Fürst-Probst von Berchtesgaden, der Fürst von Lobkowitz, der Graf von Ortenburg und einige Aebte und Pröbste. Darinne liegt auch die freye Reichsstadt Regensburg an der Donau, wo alle deutsche Fürsten und Herrn ihre Gesandten haben, welche den Reichstag halten, und sich über das Wohl von ganz Deutschland berathschlagen. Im Churfürstenthum Bayern sind die Höfe der meisten Bauern

sehr

sehr unreinlich. Viele haben die Mistlachen gerade vor den Fenstern, und müssen auf Brettern über dieselbe in das Haus gehen. Die Dächer sind mit großen Steinen belegt, damit der Wind die Schindeln nicht wegführt; welches er doch oft thut. Auch reiche Bauern bleiben bey dieser schlechten Bauart, die sie einmahl gewohnt sind. Fressen und saufen können die Bayerschen Bauern meisterlich, und dabey geht es selten ohne Schlägerey ab. Die Herrschaften sehen aber solchem Unfuge gerne durch die Finger: weil sie die Brauerey haben und desto mehr Bier verkaufen, wenn es recht toll zugeht. Das Bayerische Bier ist auch vortreflich. Sonst sind die Bayern ehrliche und offenherzige Leute, die nicht heucheln und schmeicheln.

Das Salzburger Land sieht reinlich aus und ist besser angebaut: aber so bergigt, daß die Einwohner die Hälfte ihres Jahrbrodes in Bayern kaufen müssen. Man sieht angebaute Berge, die so steil sind, daß der Pflug von Menschen gezogen und der Dünger in Körben auf den Rücken hinauf getragen werden muß. Die Viehzucht ist ansehnlich. Es giebt Bauern, welche 60 bis 80 Stück Rindvieh haben. Die hohen Berge, die man da Alpen oder Almen nennt, geben vortrefliches Futter, und es ist für Menschen und Vieh eine rechte Lust, wenn die Heerden im Frühjahr dahin ziehen. Sobald man die Glocken, die dem Vieh angehängt werden, zurecht macht, und es hört den Schall davon: so vergißt es vor Freuden und Sehnsucht nach den schönen Bergen einige Tage lang das Futter, und die Hirten und Melker hoffen eben so ungeduldig auf die Abreise. Der Bauer putzt dann die schönsten Kühe mit Blumen-Kränzen und Pfauen-Federn, und hängt ihnen große wohl lautende Glocken an breiten gestickten Riemen um den Hals. Der Hirt geht voraus, ihm folgt die allerschönste Kuh,

und hinter dieser traben die andern alle einzeln in einer langen Reihe hin. Hinter drein folgt der Melker, und auf diesen ein Heer von Schafen, Ziegen und Schweinen, die von jungen muntern Knaben in Ordnung gehalten werden. Diese Heerden machen etliche Wochen in den Voralpen Halt, bis der Schnee von den höhern Weidegängen weg thauet. Alsdenn ziehen sie bis in den Herbst in den Gebirgen herum. Die Voralpen werden unterdessen auf Jacobi gemähet, und dienen dem Vieh zur Weide, wenn es von den Alpen zurückkommt. Der Salzburger Bauer kleidet sich vom Kopf bis zum Fuß in selbst gemachtes Zeug und trägt keinen Groschen für Kleidungsstücke in die Stadt. Jede Haushaltung hat ihren Weberstuhl, worauf sie aus selbst gesponnener Wolle ein Art grobes graues Tuch weben, worein sich Vater, Mutter und Kinder kleiden. Sie machen auch alles selbst, sogar die Schuhe, nnd doch sieht ihre Kleidung reinlich und schön aus. Was sie aber an den Kleidern ersparen, das wenden sie an Essen und Trinken. Sie halten vier Mahlzeiten des Tages, und wenn sie noch so fettes Fleisch haben; so tunken sie es doch Bissenweise in zerlassenes Schmalz. Gutes Brod, Bier und Brandtwein darf niemals fehlen. Sonst sind die Salzburger offenherzige, ehrliche und lustige Leute, die man lieb haben muß. Viele tragen noch lange Bärte, und die in angelegenen Gebirgs-Gegenden nennen alle Leute du, auch ihren Fürsten, und meynen es recht redlich dabey.

Mitten zwischen dem Erzstift Salzburg liegt die gefürstete Probstey Berchtesgaden: ein bergigtes Ländchen mit schönen Thälern dazwischen. Die Viehzucht wird da getrieben, wie im Salzburgischen, und die Frauen und Mädchen, welche die Butter und Käse verfertigen, heißt man Sennerinnen. Die Bauern, welche

welche nicht in Dörfern beysammen, sondern meistens einzeln auf ihren schönen Gütern wohnen, haben eigne große Weideplätze auf den Alpen und eine Hütte dabey, welche die Sennhütte heißt. Daselbst wird das Vieh täglich zweymal gemolken, und die Milch von der Sennerin zu Butter und Käse bereitet. Den Feld- und Wiesenbau, auch die Wässerung der Wiesen, treiben die Berchtesgader fleißig und geschickt. Wenn sie pflügen, gehen Weiber und Kinder hinter dem Pfluge her und zerschlagen die aufgeworfenen Erdklöse mit umgekehrten Hacken. Die aufgelockerte Erde wird alsdenn so geebnet, daß man keine Furche sieht. Hernach wird der Acker gleich besäet und geegt. In den Abendstunden und im Winter verdienen die fleissigen Leute vieles Geld durch allerhand Schnitzwerk, als Schachteln, Büchsen, Crucifixe, Heiligen, Bilder und Spielzeug aller Art, welches sie aus Knochen und Holz verfertigen, und welches von Hausirern aufgekauft und in der halben Welt herum gebracht wird. Ja auch aus Feldsteinen wissen sie Geld zu machen. Sie verfertigen nämlich die steinernen polirten Klukker, (Knicker oder Knippkugeln, Schoßkäulchen, Schlosse, Marmel) womit die Kinder spielen, auf folgende Weise. Man zerschlägt eine Art fester Kalksteine in kleine würfelichte Stücken und stumpft die Ecken ab, worauf sie vermittelst einer kleinen Mühle rund gerieben und polirt werden.

Aus dem Bayerschen Kreise gegen Mitternacht kommt man nach Franken. Da sind oben der Bischof von Eichstädt, der Markgraf von Anspach und Bayreuth, die Fürsten und Grafen von Hohenlohe, die freye Reichsstadt Weissenburg am Nordgau. In der Mitte liegen die freye Reichsstadt Nürnberg. das Fürstenthum Bayreuth, welches sich längst Böhmen bis an Obersachsen hin ziehet;

 die

die gefürstete Grafschaft Schwarzenberg, die freyen Reichsstädte Rothenburg ob der Tauber und Windsheim, des deutschen Ordens Heermeisterthum zu Mergentheim. Ferner haben hier Länder die Grafen von Castell, Erbach, Nostitz, Rieneck, Schönborn, Pückler und andere. Auch liegt ein Theil des Churfürstenthums Maynz in dieser Gegend. Weiter unten regieren der Fürst Bischof von Wirzburg und Bamberg, in dessen Gebiet die freye Reichsstadt Schweinfurth eingeschlossen ist, und der Kreis schließt sich gegen Mitternacht mit der Gefürsteten Grafschaft Henneberg, welche der Churfürst von Sachsen und die Herzoge von Sachsen-Weimar-Gotha-Coburg-Meiningen und Hildburghausen nebst dem Landgrafen von Hessen Cassel unter sich getheilt haben.

Ueberhaupt ist Franken ein gesegnetes Land an allen Arten von Getraide, Baumfrüchten und Wein: aber vor allem thut es sich durch die Rindviehzucht hervor. Man braucht mehr Ochsen, als Pferde zum Ackerbau, und man striegelt die Ochsen und hält sie so reinlich wie Pferde, wobey sie wohl gedeihen. Jährlich werden für viele hundert tausend Thaler Mast-Ochsen nach Strasburg und Paris verkauft. Die Wiesen zu wässern verstehen die Franken recht gut. Sie bauen viel Dinkel oder Spelt, welcher schöner Mehl giebt als der Waitzen; auch viel und guten Hopfen, Tobak und allerhand Sämereyen. Der Klee-Bau wird in manchen Gegenden mit Vortheil betrieben; z. E. im Hohenlohischen. Im Bambergischen wird viel Süßholz gebaut.

In der Baumzucht suchen sie ihres Gleichen. Man sieht ganze Feldfluren, die mit den schönsten Obstbäumen besetzt sind, wie Gärten, und im Bambergischen und Wirzburgischen bringt der

Handel

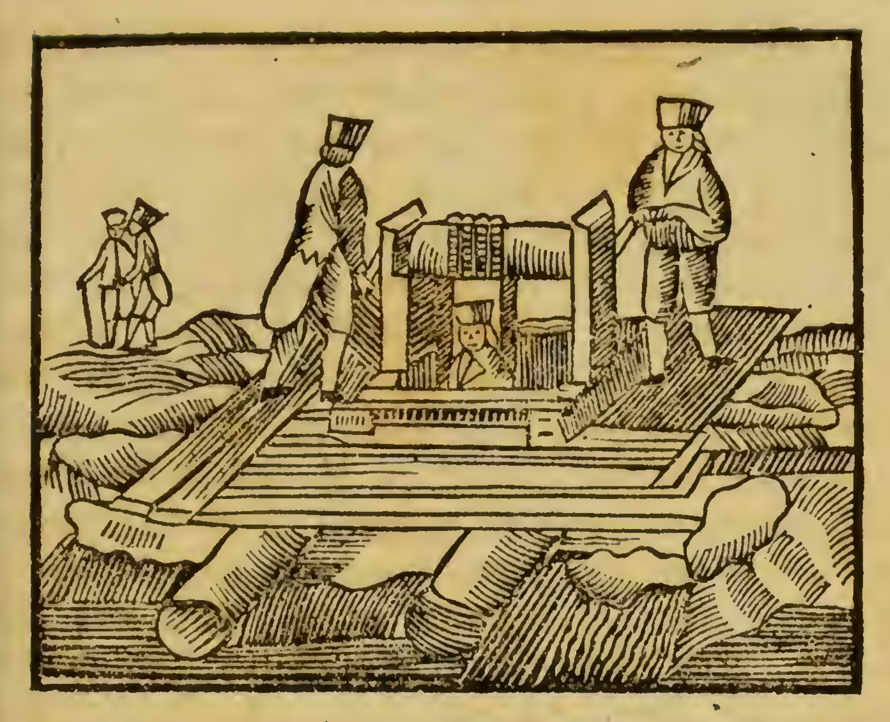
Handel mit jungen Stämmen, der bis nach Böhmen, Hamburg, Berlin und Danzig geht, viel Geld ins Land. Bey Veitshochheim am Mayn liegt ein Dorf, welches jährlich für 6000 Gulden Kirschen verkauft. Ein Berg bey diesem Dorfe war noch vor 15 Jahren so wüste, daß man 1 Acker an demselben um 1 Gulden verkaufte, auch umsonst wegschenkte, und durch die Anpflanzung von Kirschbäumen ist der Werth davon so hoch gestiegen, daß man den Acker jetzt um 136 Gulden verkauft.

Unten rechter Hand an Franken stößt Obersachsen. Darinne regieren der Churfürst von Sachsen und die Herzoge von Sachsen-Weimar-Gotha-Coburg und Hildburghausen. Die Fürsten von Anhalt-Dessau-Zerbst-Cöthen- und Bernburg; die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt; die Fürsten und Grafen Reus von Plauen, die Grafen von Schönburg, Stollberg und Wernigerode, auch der Fürst von Hatzfeld. Der König von Preussen besitzt darinne die ganze Mark Brandenburg und das Herzogthum Pommern. Der König von Schweden einen Theil von Vorpommern. Auch hat der Churfürst von Maynz darinne die Stadt Erfurth und das Eichsfeld. Von der Grafschaft Hohenstein ist ein Theil Hannöverisch, einer Braunschweigisch und der größte Preußisch.

Die Bauern in Obersachsen sind so verschieden als die Gegenden und die Herrschaften. In manchen Gegenden ist die Kunst, das Feld zu bauen, sehr hoch getrieben: in andern herrscht der alte Schlendrian mit seinen schädlichen Meinungen und Gewohnheiten. Da sieht man stundenlange Triften, die fast nichts als dürres Moos hervorbringen, auf welchen Kühe herumschleichen, wie die sieben magern

Kühe des Königs Pharao, die den Dünger verzetteln und hungriger nach Hause kommen, als sie hinaus gegangen sind. Man findet Gegenden, wo die Bauern das Stroh im Ofen verbrennen, und doch über Mangel an Dünger klagen. Die Landesherren sehen gerne, daß die schädlichen gemeinen Triften und Weidegänge unter die Einwohner der Dörfer vertheilt, zu Aeckern oder Wiesen gemacht, Futterkräuter darauf gebaut und ihre Bauern dadurch wohlhabender werden möchten: aber an vielen Orten wollen die Bauern nicht. Die meisten Fürsten und Herren in Obersachsen theilen auch jährlich Preise und Belohnungen an die Bauern aus, die sich durch Fleiß und Geschicklichkeit hervorthun. Manche vertheilen sogar nach und nach ihre großen Kammergüter in kleine Bauergüter: damit desto mehr Bauernhaushaltungen in ihren Ländern seyn sollen. So ist es z. E. vom Fürsten von Rudolstadt, vom Fürsten Reus zu Greitz, vom König von Preußen und andern Herren geschehen. Es werden auch in keinem Lande von der Welt so viel und so gute Bücher von der Landwirthschaft gemacht, als in Obersachsen: aber unter hundert Bauern ist kaum einer, der Bücher liest. Es giebt Gegenden, wo die Bauersleute neben ihrem Feldbau mit Spinnen, Weben, Strikken und dergl. ein schönes Geld verdienen. Z. E. die Einwohner von Friemar, Pferdingsleben und andern Dörfern im Gothaischen spinnen so fleißig Flachs, daß sie jährlich die Steuern, die sie zu bezahlen haben, damit verdienen. Die wohlhabendsten Hausväter machen sich da eine Ehre daraus, mit Weib und Kind hinter dem Spinnrad zu sitzen. Dagegen giebt es auch viele Dörfer, wo die Leute faul und deswegen sehr arm sind.

Im



Im Erzgebirge in Chursachsen ist es eine Lust das Bergwerkswesen zu sehen, und das Leben der vielen Menschen, welche da ihr Stückchen Brod tief unten in der Erde bey einem kleinen Lämpchen mit großer Lebensgefahr erwerben, oder in den Silber- Kupfer- und Eisenhütten vor dem glühenden Ofen, da sie vor Hitze kaum das Hemd am Leibe behalten können. Bey allen Chursächsischen Bergwerken und Schmelzhütten sind auf 8400 Arbeiter angestellt. 15000 Weiber und Mädchen sind im Erzgebirge mit Spitzen-Klöppeln beschäftigt, essen die ganze Woche durch fast nichts anders, als Kartoffeln und Salz und Brod, und sind doch vergnügt dabey. In der Gegend von Meissen haben viele fleißige Bauern eigne kleine Kalköfen, die sie selbst bauen. Darinnen brennen sie jährlich eine große Menge Kalk und streuen ihn mit großem Vortheil auf ihre Felder, als eine Art von Dünger.

Bey der Churmainzischen Stadt Erfurth in Thüringen ist eine Gegend, welche die drey Brunnen

nen

nen oder der treue Brunnen genannt wird. Diese besteht etwa eine halbe Stunde im Umfange: aus lauter Gemüs= und Obstgärten und hat etliche vortrefliche Quellen, welche in etwa 3 Ellen breiten und 2 Fuß tiefen Gräben durch die Gärten geleitet und mit Brunnenkresse, die an andern Orten wild wächset, ordentlich bepflanzt werden. Man isset diese Brunnenkresse roh als Salat oder gekocht als Gemüse, und es wird viel Geld daraus gelöst.

Im Brandenburgischen ist fast jeder Bauer Soldat gewesen, oder ist es noch. Aber es wird keiner Wittwe ihr Sohn zum Soldaten weggenommen, und sobald einer ein Bauergut antritt, ist er frey vom Dienst. Auch sind die Bauersbursche vom ganzen Jahre nur sechs Wochen beym Regiment. Die übrige Zeit verrichten sie ihre Feldarbeit, wie andere. Der Soldatendienst ist also nicht so schlimm, als man auswärts glaubt: vielmehr dient er dazu, daß die Leute sich etwas versuchen und gewitzigt werden; und jeder Unterthan ist ja verbunden, seinem Landesherrn mit Leib und Leben zu dienen. In manchen Brandenburgischen Dörfern sind die Gemeinheiten schon aufgehoben, und jeder kann sein Feld nutzen, wies ihm beliebt. Durch die Prämien, welche der König jährlich austheilt, werden nach und nach alle Arten von Gewächsen eingeführt, als Grab, Waid, und dergl. Es werden immer mehr Anpflanzungen gemacht, besonders von Maulbeerbäumen zur Seidenzucht, und wird sonst die Landwirthschaft immer mehr verbessert. In Pommern fangen manche Herrschaften auch an, Klee und Tobak in der Brache zu bauen, lassen nicht mehr alle Aecker gleich tief pflügen, düngen mit Hornspänen, Asche, Gips und andern Sachen, und suchen überhaupt die nützlichen Erfindungen anderer Gegenden in der Landwirthschaft auch

zu

zu benutzen. Aber die Bauern bleiben noch meistens beym Alten, haben zu viele und zu schlechte Pferde, pflügen leichten und schweren Boden überein und die erste Furche zu flach, und sorgen nicht dafür, viel und guten Dünger zu bekommen.

In Niedersachsen regieren der König von England, als Churfürst von Hannover: der Herzog von Braunschweig: der König von Preussen, dem das Herzogthum Magdeburg und das Fürstenthum Halberstadt gehört: und der König von Dännemark, der das Herzogthum Holstein besitzt. Ferner haben ihre Länder darinne, die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, und der Fürstbischof von Hildesheim. Freye Reichsstädte sind Lübeck, Goßlar, Mühlhausen, Nordhausen, Hamburg, welches die gröste und reichste unter den deutschen Handels- und Seestädten ist, und Bremen, welches auch große Schiffarth und Handel hat.

Im Meklenburgischen und auch zum Theil im Holsteinischen theilt man die Ländereyen nicht in drey Felder, wie in Obersachsen, sondern die zu einem Gute gehörigen Felder, welche alle beysammen liegen, sind in sieben, eilf oder vierzehn Schläge abgetheilt. Jeder Schlag ist mit Gräben und Zäunen eingefaßt und heißt eine Koppel: daher man die ganze Einrichtung die Koppelwirthschaft nennt. Sind nun z. E. 11 Schläge, so wird ein Schlag 5 Jahre nach einander mit verschiedenen Getraidearten bestellt. Alsdenn wird er ein Jahr liegen gelassen und hernach 5 Jahr als Weide fürs Vieh genützt. Darauf bricht man das Land wieder um zum Getraidebau, und da heißt es Neubruch. So verfährt man mit jedem Schlage und richtet es so ein, daß alle Jahr ein anderer Schlag Neubruch wird. So reines Korn ohne

Unkraut,

Unkraut, wird in wenig Gegenden gebaut, als im Meklenburgischen.

In den Seestädten Rostock, Hamburg und Bremen ist es eine rechte Lust, das Schiffswesen zu sehen. Da liegen oft der großen schwimmenden Häuser so viel bey einander, daß es aussieht wie die schönsten Dörfer mitten im Wasser.

Das Holsteinische und Bremische, auch zum Theil das Lüneburgische besteht theils aus Marschländern oder Marschen, welches sehr fette, ebene und tief liegende Landstriche an der Eyder, Elbe, Weser, Oste und andern großen Flüssen sind, die durch kostbare Dämme, welche man hier Deiche nennt, gegen die Ueberschwemmung geschützt werden müssen. Diese Marschländer sind wie ein Garten mit Obstbäumen bepflanzt, und haben den schönsten Getraide- und Gemüßbau, zeugen auch vortreflichen Hanf und Flachs. Die Ländereyen, welche höher liegen, und meistens trocken und sandig, aber zum Theil doch ziemlich fruchtbar sind, nennt man Geest oder Geestland, und nutzt sie zum Getraidebau. Obstbäume würden da auch gut anschlagen, wennn man solche pflanzte, Ein großer Theil der Geestländer ist aber blos mit Haidekraut bewachsen, besonders im Lüneburgischen und wird zur Bienenzucht und zur Schaafzucht benutzt. Die kleine Art Schaafe, die man da hält, heißen Haidschnucken. Es giebt auch, besonders im Bremischen, große Strecken Moorland. Dieses ist eine nasse, schwammigte, vermoderte Sumpf- und Wurzelerde, welche für sich ganz unfruchtbar ist, und sie bedeckt an manchen Orten das darunter liegende Geest- oder Marschland auf 30 Fuß hoch. Man sticht aber diese Schlammerde allmälich heraus, schneidet sie in länglichte viereckigte Stücke, und trocknet sie an der Luft. Dieß heißt Torf und werden

den davon jährlich viele tausend Fuder, statt des Holzes, zur Feuerung verbraucht. Der davon befreyte Boden wird hernach angebaut, und durch Kunst, Fleiß und Geduld in Acker- und Gartenland verwandelt. Die hohe Landesherrschaft läßt zur Abführung des Wassers, wo es nöthig ist, Canäle graben und während der Regierung des jetzigen Königs Georgs des dritten, sind schon auf vierzig tausend Morgen solches Moorland an neue Anbauer ausgegeben und in tragbaren Stand gesetzt worden. Im Bremischen gehen viele Bauersmänner zur See als Matrosen, und verdienen da den Sommer über ein schönes Stück Geld. Wenn nun ihre Weiber und Kinder in der Abwesenheit der Männer ordentlich wirthschaften: so geht es gut. Aber in einem gewissen Dorfe sieht man die Weiber oft 4 und 4 zusammen an einem Tische sitzen, einen Kaffeetopf in der Mitte, jede eine Tabakspfeife im Maule, und eine Schnupftabaksdose neben sich. Wenn der Kaffee ausgeschlappt ist, gehet das Brandtweinglas herum, und die Karten werden gemischt; und diese Schlampampen spielen wie die Kerls. Aus diesem Dorfe gehen aber täglich 30 bis 40 Bettelkinder auf die nächsten Straßen, und dieses Dorf wird in Zukunft dem Zuchthause, den ostindischen Seelenverkäufern, dem Galgen und zuletzt dem Schindanger Recruten genug liefern: denn in solchen Wassern fängt man solche Fische.

Der Feldbau ist in allen Hannöverischen Landen sehr verschieden: an manchen Orten klug und wohl eingerichtet, an andern nicht. Die Wiesenwässerung verstehen die Bauern hier und da recht gut. Im Lüneburgischen ist eine gewisse Gegend, wo viele Bauern ihrem Könige das Holz aus dem Walde stehlen, und meynen einfältiger Weise, dieses sey kein Diebstahl; indem sie es nicht stehlen, sondern

Holz

Holz holen nennen. Sie thun es aber bey Nacht, welches schon anzeigt, daß es eine unehrliche That ist, und dadurch kommen sie und ihr Vieh in solche Unordnung, daß sie mehr Schaden in ihren Haushaltungen davon haben als das gestohlne Holz werth ist. Außerdem wacht auch manchem noch auf dem Sterbebette das Gewissen auf, und quält ihn wegen dieser Untreue an dem gnädigen Landesherrn.

Eine der merkwürdigsten Gegenden von Niedersachsen ist der **Harzwald**; besonders wegen seiner einträglichen Bergwerke. Sie liefern Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Vitriol, Schwefel, Gallmey, den man unter das Kupfer schmelzt und es dadurch zu Messing macht, Zink, Arsenik, Farben-Erden, alles in Menge, und auch etwas Gold. Die Zahl der Harzberge reicht an 2000, und an ihnen herum liegen 40 Städte und Flecken und nähren sich auf 50000 Menschen. Die höchste Spitze ist der berühmte **Blocksberg** oder **Brocken**, welcher über die um ihn herum liegenden Berge, wie der Vater über seine Kinder, hinaus ragt. Auf dessen Rücken wächst fast nichts als Moos und kurzes Gesträuch, und es liegen allenthalben große Felsenklumpen auf demselben umhergestreut, als ob sich Riesen damit geworfen hätten. Ein solcher Klumpen Felsen, welcher ganz ordentlich auf einander liegt, wie eine Tafel, heißt der **Hexen-Altar**. Einen andern nennt man die **Teufels-Kanzel**, und einen den **Taufstein**; und einen runden von Steinen freyen Platz, den **Hexen-Tanz-Platz**. Der Brunnen, der fast auf der höchsten Höhe entspringt, heißt die **Zauber-Quelle**. Diese Namen so wohl, als der Glaube, daß die Hexen hier jährlich eine Zusammenkunft mit dem Teufel halten sollen, ist daher entstanden. Vor tausend Jahren und drüber, ehe das Christenthum in Sachsen eingeführet war,

wär, wurde auf diesem Berge am 1sten May ein heidnisches Götzenfest von den Weibern und Mädchen gefeyert, wobey keine Mannsleute seyn durften. Als nun Kaiser Karl der Große die Sachsen nöthigte, den christlichen Glauben anzunehmen, blieben die Weiber auf dieses Fest noch lange so erpicht, daß sie es heimlich und des Nachts feyerten. Die Geistlichen sagten daher den Leuten: es wäre ein Teufelsfest, wo der Böse in Gestalt eines schwarzen Bockes leibhaftig erschiene und mit den Weibern allerley Unfug triebe, die sich ihm verschreiben müßten, und ewig verdammt würden. Weil sich nun die Weiber heimlich dahin schlichen, daß es niemand merkte: so sagte man, sie ritten auf Besen und Ofengabeln durch die Luft dahin. Dieser Glaube gieng hernach von Mund zu Mund weiter und erhielt sich auch, seitdem jenes Fest nicht mehr gefeyert wurde, aus folgender Ursache. Der Brocken ist sehr hoch; seine Spitze ist oft mit Nebel bedeckt und der Wind hauset so erschrecklich auf ihm herum, daß in der Höhe kein Baum aufkommen kann. In den alten einfältigen Zeiten glaubte man nun, der böse Feind errege die Stürme und Gewitter, und man blieb daher bey der alten Meinung, daß er auf diesem Berge, wo es so viel stürmt, sein Residenzschloß habe. Ferner dient auch die Spitze dieses Berges der ganzen Gegend zu einem Wetterglase. Wenn sich des Abends ein Nebelfleck darauf zeigt: so giebt es den andern Tag gewiß Regen. Dieser Umstand ist auch mit Ursache, daß einfältige Leute das Mährchen von den Hexen noch jetzt für wahr halten, und meinen, der Teufel oder die Hexen machten das Wetter.

In Niedersachsen grenzt gegen Abend **Westphalen**. Darinne besitzt der **Churfürst von Cöln** das eigentliche **Herzogthum Westphalen** und das **Hochstift Mün-**

stet. Der König von Preussen besitzt das Herzogthum Cleve, die Fürstenthümer Minden, Ostfriesland, Mörs und die Grafschaften Mark, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen. Der König von England hat als Churfürst von Hannover das Fürstenthum Verden, die Grafschaften Hoya und Diepholz; der Churfürst von der Pfalz, die Herzogthümer Jülich und Berg; der Landgraf von Hessenkassel einen Theil der Grafschaft Schaumburg und Hoya. Ferner haben ihre Länder in diesem Kreise die Bischöfe von Osnabrück, Paterborn und Lüttich, der Herzog von Oldenburg, die Grafen von der Lippe, die Fürsten und Grafen von Wied, der Fürst von Waldeck, und noch verschiedene Grafen, Aebte und Aebtissinnen und andere Herren. Auch liegen die freyen Reichsstädte Cöln, Aachen und Dortmund darinne. Die Bauern wohnen in vielen westphälischen Gegenden nicht in Dörfern: sondern jedes Gut liegt einzeln, hat seine Aecker, Wiesen und Holzung um sich herum, und ist mit Gräben und lebendigen Hecken eingeschlossen. Die Häuser sind meistens so gebaut, daß das Vieh mit den Menschen unter einem Dache ist. Der Feuerheerd ist frey in der Mitte des Gebäudes: und wenn die Hausmutter davor steht, hat sie Kühe, Pferde, und Kammern und Keller vor Augen, und kann bey dem Kochen immer fortfahren zu spinnen. Neben dem Heerde ist die Schlafstätte, von der kann sie auch alle Thüren und das Feuer wahrnehmen, sieht das Gesinde sich niederlegen und aufstehen, und hört das Vieh fressen. Dieser Bequemlichkeit wegen sitzen die Bauersleute lieber beym Feuerheerd als in ihren sehr dunklen und dumpfigen Stuben. Der Bauer hat auch neben seinem Hause einige Nebenhäuser, in welchen soge-

nannte

nannte Beywohner, Beysitzer oder Heuerlinge wohnen, die ihm als Taglöhner dienen. Diese Leute sind zum Theil Hollandsgänger, welche alle Frühjahre ihre Heimath verlassen, und in Holland den Sommer über mit Torf stechen, Graben aufwerfen, Gras mähen und andere Feld- und Gartenarbeit, auch in Brauereyen, Thran- und Zuckersiedereyen, desgleichen zur See auf dem Herings- und Wallfischfange sich nähren, und im Herbst wieder heim kommen, wie die Zugvögel, und ihren Weibern etwa 30 bis 60 Gulden Spargeld mitbringen, davon sie im Winter leben. An dem Humling, einem hohen Gebirge im Niederstift Münster, wo Stunden lange Haiden sind, halten die Bauern mit ihren Nachbarn den Ostfriesländern eine ordentliche Bienenfreundschaft und Nachbarschaft. Im Ostfriesischen wird nämlich viel Rübsaamen und Raps gebaut. Die Bewohner des Humlings fahren daher ihre Bienenstöcke im Frühjahr dahin, wenn sie zu Hause keine Nahrung haben. Ist nun die Blüthe des Rübsaamens zu Ende: so fängt in den Mooren der Buchwaitzen an zu blühen. Da holen sie ihre Bienen wieder nach Hause, und die Ostfriesländer schicken die ihrigen mit herüber zu Gaste auf die Buchwaitzenblüthe. Das ist gar schön, wenn Menschen und ganze Dörfer so freund-nachbarlich gegen einander sind. Mancher Imker, so nennt man die Bienenzieher, verdient mit seinen Bienen jährlich auf 300 Thaler. In keiner Gegend von der Welt werden wohl so viel Strümpfe gestrickt, als im Amte Kloppenburg und Meppen am Humling. Da ist kein Mensch, der nicht vom 5ten Jahre an alle Tage strickt bis an den Tod. Sobald Feyerabend ist, sitzen Herr und Frau und Knecht und Magd und Kind beym Feuerheerd, oder im Schatten, mit dem Strickzeug

 in

in der Hand. Der Knecht strickt unter Weges hinter dem Mistwagen, und so die Magd und alle Hausgenossen, wenn sie aufs Feld oder über Land gehen. Im Winter versammlen sich 20, 30 Stricker in einer Stube um eine Thranlampe herum und stricken bis um Mitternacht. Sie stricken 60 Paar Kinderstrümpfe, wenn der Kaufmann die Wolle dazu giebt, um einen Thaler, und spinnen auch die Wolle dazu. Die Strümpfe werden Wagen weise nach Holland gefahren und meistens von den Matrosen auf den Schiffen gebraucht. Hier giebt es auch Hollandsgängerinnen, das sind Weibsleute, die alle Frühjahre nach Holland ziehen, nicht blos zur Heuerndte, sondern auch zum Weben. Das Zeug zu Kleidern weben hier die Bauern alle selbst aus eigener Wolle, und färben es in Moorwasser dunkelbraun. Im Detmoldischen hat die Landesherrschaft dafür gesorgt, daß die Dorfschulen recht vortreflich eingerichtet sind.

Im Churrheinischen Kreise, welcher gegen Mittag und Abend an Westphalen grenzt, haben die drey geistlichen Churfürsten und Erzbischöfe zu Mainz, Trier und Cöln ihre Länder; auch der Churfürst von der Pfalz einen Theil; ferner der Herzog von Aremberg, die Fürsten von Nassau, die Grafen von Wied und andere. In diesen vom Rheinstrome durchwässerten schönen und fruchtbaren Gegenden leben viele Bauersleute mehr vom Weinbau als vom Ackerbau. Sie trinken auch den Wein fast so häufig, als man in Ober- und Niedersachsen Bier trinkt. Aber gemeiniglich kommt nur so saurer Wein an sie, daß die Biertrinker nicht mit ihnen tauschen würden. Sonst ist der Weinbauer in vielen Stücken schlimmer daran, als der Ackerbauer. Die Arbeit im Weinberg oder Winger, wie man hier spricht, geht um Lichtmeß an, und dauert

das

das ganze Jahre hindurch, erfordert auch eben so viele Klugheit und Ueberlegung, als der Ackerbau: wenn sie Nutzen bringen soll. Und weil dabey öfter Mißjahre vorfallen: so gewinnen blos die reichen Besitzer, die den Wein lange liegen lassen können. Der Mittelmann muß in schlechten Jahren dieselben Kosten daran wenden, wie in guten; muß also borgen, damit er leben kann. Kommt nun ein guter Herbst, so muß er gleich verkaufen und gewinnt wenig dabey. Die Taglöhner stehen sich aber in Weinländern gut: weil alle Arbeiten beym Weinbau, ein Jahr wie das andere, geschehen müssen, wenn auch keine Traube an den Stöcken ist.

Im oberrheinischen Kreise hat der Churfürst von der Pfalz einen Theil seiner Länder. Ferner die Bischöfe von Speyer, Worms, Fuld, Straßburg und Basel; die Landgrafen von Hessenkassel und Darmstadt; der Herzog von Zweybrücken, die Fürsten von Nassausaarbrücken, Nassauusingen und Weilburg und Nassauoranien; Der Fürst zu Salm und der zu Waldeck, die Grafen von Leiningen, von Solms, von Isenburg, von Witgenstein und die Rheingrafen. Auch liegen darinne die freyen Reichsstädte Speyer, Worms, die große und reiche Stadt Frankfurt am Mayn, wo der Kaiser gewählt und gekrönt wird; auch Friedberg und Wetzlar: in welcher letztern Stadt das kaiserliche Reichskammergericht ist.

Die Pfalz ist ein Land wie ein Paradies. Da sieht man alle Arten von Klee und andern Futterkräutern. Ganze Dorfschaften füttern ihr Vieh im Stalle und lassen keine Handbreit Land zur Trift liegen. An vielen Orten weiß man nichts von der Brache, und die Aecker tragen ein Jahr so reichlich, als das andere.

Flachs und Hanf wächst ausnehmend schön. Desgleichen Tabak, auch Grapp, oder Färberröthe, für welche ein schöner Thaler Geld ins Land kommt, So große und schöne welsche Nußbäume und Castanienbäume giebts nirgends, wie in der Pfalz, wo sie Reihen weise an den Heerstraßen stehen. Zu Dessenheim an der Bergstraße giebt es Angorische Ziegen, von welchen das sogenannte Kameelgarn herkommt, und welche aus der asiatischen Türkey über 400 Meilen weit herstammen.

Im Fuldaischen bauen die Einwohner den Boden desto fleißiger, weil er etwas mager ist. Weiber und Männer, Alt und Jung gehen niemals müßig: sondern spinnen, wenn sie nichts anders zu thun haben. In wenig Ländern hat man sich so sehr bemüht, nützliche Lehren und Nachrichten durch die Calender und andere Schriften unter die Bauersleute zu bringen und schädliche falsche Meinungen abzuschaffen. Im Hessenkasselischen, am Diemelstrohm, sind die Leute arbeitsam und fleißig: aber noch nicht so erfahren und klug ihr Land zu benutzen, wie die Franken und Pfälzer. Sie bemühen sich nicht genug, den Viehstand durch vermehrte Fütterung zu verbessern, um mehr Dünger zu bekommen. Ein abscheulicher Mißbrauch ist es da, daß auch die ärmsten Bauersleute alle Tage ein warmes ungesundes Geschlampe von Kaffee mit Cichorien vermischt trinken, und eine Art von Kartoffelkuchen dazu essen, welche sehr schlecht zubereitet sind; da sie weit besser thäten, wenn sie das Kaffeegeld an Fleisch wendeten und des Morgens Bier zum Frühstück nähmen, warmes oder kaltes; sollte es auch nur Brodbier seyn. Die Hochfürstliche hessische Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste pflegt jährlich gewisse Preise an fleißige und kluge Bauern auszutheilen, die sich durch

den

den Kleebau, durch Anpflanzungen, Bienenzucht und dergl. hervorthun, und solche Leute werden alsdenn auch in den Zeitungen andern zum Exempel gerühmt, welches im Hessendarmstädtischen auch geschieht.

Im Nassauusingischen wird der Bauernstand so werth geachtet, daß der Fürst im Jahr 1780 eine Summe von 30000 Gulden zur Stiftung einer Schule für Schulmeister verwendet hat, und sein Regierungspräsident hat selbst ein Lehrbuch von der Landwirthschaft für sie verfasset. Im Fürstenthum Nassau-Siegen, welches dem Prinzen von Oranien und Erbstatthalter von Holland gehört, liegt das Dorf Helberhausen. Daselbst fiengen vor 100 Jahren etliche junge Bauersbursche an, zum Zeitvertreibe beym Viehhüten aus trocknem Ahornholze Eßlöffel zu schnitzen. Nach und nach lernten sie diese so fein machen, daß sich Liebhaber dazu fanden, die sie kauften. Die Löffel kamen in die Welt hinein und gefielen den Leuten immer mehr, so daß die Zahl der Löffelmacher allmälich bis auf 80 gestiegen ist. Diese machen aus einer Karre Holz, die einen Gulden kostet, 2000 Löffel, das Stück für einen halben Kreutzer, und im Ganzen geben sie das Hundert für 48 Kreutzer. Sie bringen also aus einem Gulden Holz sechzehn Gulden heraus. Ein Arbeiter macht täglich ein Schock Löffel und darüber, verdient also fast einen halben Gulden. Jährlich machen sie tausend mal tausend oder eine Million Löffel und ziehen dafür 8000 Gulden fremdes Geld ins Land.

In keinem deutschen Kreise sind so viel verschiedene Herrschaften als in Schwaben. Da sind der Kaiser, der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden, der Fürst von Thurn und Ta-

ris, die Fürsten von Hohenzollern, von Fürstenberg, von Oettingen, von Auersberg, von Schwarzenberg und von Lichtenstein; die Bischöfe von Constanz und Augsburg, die gefürsteten Aebte zu Ellwangen und Kempten und die fürstlichen Aebtissinnen zu Lindau und Buchau. Ferner die Grafen Truchseß von Waldburg, Königsegg, Fugger, Stadion, Montfort, Traun, Neipperg und andere; Auch 20 freye Reichsabteyen und 31 freye Reichsstädte, worunter Augsburg und Ulm die größten sind. Auch hat die freye Reichsritterschaft ansehnliche Güter und Herrschaften. Was man in Ober- und Niedersachsen und anderwärts zu sagen pflegt: daß die Schwaben erst im 40sten Jahre klug werden, ist eine abscheuliche Lüge. Die Schwaben sind ein ehrliches und gutherziges Volk, und nicht dümmer, als andere. Es giebt unter ihnen auch eben so viel gelehrte, kluge und geschickte Leute, als anderwärts. In der Landwirthschaft übertreffen sogar manche Schwäbische Gegenden viele Ober- und Niedersächsische; und die meisten Dörfer in Niederschwaben sehen gegen viele Ober- und Niedersächsische Dörfer wie Städte aus, und die Bauernhäuser, wie Palläste gegen Hütten. Die Verbesserung der Feldwirthschaft durch den Kleebau ist fast in ganz Schwaben schon im Gange. Die Schwaben sind auch geschickt in vielen künstlichen Arbeiten: wie denn auf dem Schwarzwalde jährlich für mehr als 50000 Rthlr. hölzerne Uhren von Bauern verfertigt werden. — So viel von Deutschland!

Die ganze Erde ist eine große rauhe Kugel, welche um und um mit dem Meere umflossen ist; so daß die Länder über dasselbe in die Höhe ragen, wie große Inseln. Weil sie nun ziemlich rund ist, so fallen die

Son-

Sonnenstrahlen auf den mittlern Theil gerade, und auf die beyden abhängigen Seiten Schief auf. Darum ist es in der Mitte der Erde, welches unter der Linie genannt wird, am heißesten und je weiter man der Mitte gegen Mitternacht oder gegen Mittag zu kommt, desto kälter ist es. Man kann daher wegen der Kälte und des Eises von Mitternacht gegen Mittag nicht rund herum schiffen: aber von Abend gegen Morgen zu haben schon mehrere geschickte und kühne Seefahrer die ganze Erde umschiffet, deren Umfang etwa 5400 Meilen ausmacht. Alle Länder werden nun in vier große Theile abgetheilt: welche sind gegen Mitternacht Europa, gegen Morgen Asien, gegen Mittag Afrika, und gegen Abend Amerika. In Europa liegen von Deutschland aus gegen Mitternacht Dännemark, Schweden, Preussen und Rußland. Gegen Morgen liegen Polen, Ungarn und die Türkey. Gegen Mittag die Schweitz, Italien, Frankreich, Spanien und Portugal. Gegen Abend Holland und England, welches mit Schottland zusammen Großbritannien heißt, und das dazu gehörige Irland.

Aus Asien und besonders aus Ostindien holen die Kaufleute Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Nelken, Muscaten und andere Gewürze, auch Baumwolle, Seide und vielerley Apothekerwaaren. Aus Afrika holen sie Elfenbein, welches von den großen Hanzähnen der Elephanten kommt, und Mohren, welche eben so gut Menschen sind, wie wir; daher es sehr unchristlich ist, daß man sie kauft und verkauft, als ob es Vieh wäre. Sie werden nämlich meistens nach Amerika und auf die amerikanischen Inseln, welche Westindien heißen, gebracht, wo sie in den Zuckerpflanzungen, beym Tobaksbau und sonst

wie Pferde und Ochsen zur Arbeit gebraucht und sehr hart gehalten werden. Aus Amerika holen die Portugiesen Edelsteine, die Spanier Gold und Silber, die Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen, Schweden, auch die Hamburger, Bremen und andere Seefahrer Tabak, Zucker, Kaffee, und vielerley Arzeneywaaren.

Die Schiffer und Kaufleute, welche so in der Welt umherfahren und uns alles dieses und noch tausend andere nützliche Sachen nach Deutschland schaffen, bleiben oft ganze halbe Jahre zwischen Himmel und Wasser unter Weges und sehen keinen Fuß breit Land, keinen Baum und kein Gräschen. Während dieser Zeit essen sie nichts, als Erbsen, Bohnen, Geräuchertes und andere trockne Speisen, auch viel Sauerkraut, welches ihr bestes Labsal ist. Das Wasser zum Trinken und Kochen müssen sie in Fässern bey sich führen, welches daher oft stinkend wird, daß Würmer darinne wachsen, und zuweilen wird es gar alle, daß sie den bittersten Durst leiden müssen; indem das Seewasser so salzig ist, daß man es nicht trinken kann. Die Seeräuber machen den Schiffern auch große Noth. Weil ferner jedes Schiff einen Vorrath von Schießpulver bey sich führen muß: so darf nur ein Funken in die Pulverkammer kommen, so fliegt das ganze Gebäude, mit allem, was darauf ist, in tausend Stücken zertrümmert in die Luft. Die Sturmwinde zerschmettern jährlich Tausende von grossen und kleinen Schiffen an den Felsen und Klippen, und manches versinkt, wenn es ein Leck oder Loch bekommt, wodurch das Wasser hinein dringt. So gefährlich ist das Seefahren: so daß ein Bauersmann auf dem festen Boden viel besser daran ist, als ein Schiffer; wenn er gleich auch manche Noth hat.

Das

Das hier abgebildete Schiff ist ein großes Kauffartheyschiff mit aufgespannten Segeln.



34.

Ein Griff aus Wilhelm Denkers Windbeutel.

Alles lenkt ein weiser Gott —
Drum ists Dummheit, oder Spott,
Etwas glauben, ohne Grund;
Wär es auch des Priesters Mund.

Wilhelm Denker hatte ferner die Gewohnheit, daß er alle Papierschnitzeln sammelte, welche abgiengen, wenn sein Herr Briefe zumachte. Auf diese schrieb er zum Zeitvertreib solche Meinungen, Urtheile, Sprü-

Sprüche und Gewohnheiten, von welchen er keinen vernünftigen Grund finden konnte, und die ihm närrisch oder albern vorkamen. Und diese beschriebenen Zeddel that er zusammen in einen Beutel, den er seinen **Windbeutel** nannte. Zur Probe folgt hier eine Hand voll solcher Zeddel, so verwirrt durcheinander, wie man sie aus diesem **Windbeutel** herausgegriffen hat.

„Wenn deines Nachbars Haus brennt: so brauchst du dein Hausgeräthe nicht auszuräumen: sondern laß nur das Feuer verschreiben. Auch brauchst du nicht zu löschen: sondern laß es durch einen Franziskaner- oder Kapuzinermönch versprechen. Feuerkugeln, von Zigeunern gekauft, sind auch gut, und wo ein Zigeuner begraben liegt: braucht man keine Feuerspritzen — bis es brennt."

„Wenn des Nachts eine Menschenstimme um Hülfe schreyt: so gehe nicht hinaus zu helfen; es möchte etwa der Pöpel, der wilde Jäger, der Popanz, oder so ein Gespenst seyn."

„Hast du einen Leibesschaden, so gehe nicht zum Doctor oder Feldscherer: sondern nimm ein Ey, trink es aus, laß deinen Urin in die Schaale, verwahre es in einem Säcklein und hänge es in den Rauch — so wird es geräuchert."

„Giegd und Giegdi Giegda und Giegdai das verbiete ich euch allen, daß du dich aus der Anna Zippelin ihren Gliedern wägerbachsest so wahr und gewiß daß der heilige Priester den vergangenen Sonntag das heilige Evangelium auf der Kanzel hat verlesen. † † †" — Diese Worte schreib auf einen Zeddel, lege ihn in ein Viereck zusammen, benähe jedes Eck mit kreutzweisen Knoten, und hänge ihn dem Patienten an den Hals. Probatum est wider die Gicht — wenn man sie nicht hat."

„Wenn dein Acker schlecht gepflügt, nicht gedüngt, mit schlechten Saamen bestellt, oder wenn die Jahreswitterung unfruchtbar ist; so sind die Pilverschnitter (auch Pilzen- oder Hilpertsschnitter genannt) Schuld daran, daß wenig Getraide in deine Stadel (Scheure) kommt."

„Wenn eine Kuh zu wenig oder blaue Milch giebt, oder andere Fehler hat; so liegt es nicht am Futter, sondern sie ist behext. Laß sie in einen Topf pissen, daß kein Tropfen

darne-

darneben kommt, rühre den Urin mit einem alten Besen um und schütte ihn sodann ins T... Namen mit Topf und Besen ins Feuer. Das macht, daß die Hexe den Grind bekommt, oder doch — daß es stinkt."

„Oder nimm einen Erbsack, laß die Kuh darein pissen und schlage ihn mit einer Dornenruthe: so wird die Trude (Hexe) tüchtig zerprügelt — wenigstens der Sack."

„Wer viel Mäuse hat; schreibe am Nicasiustage vor Sonnenaufgang den Namen Nicasius an die Thür; da bleiben die Mäuse — wo sie sind."

„Ein Communicant, bey welchem der Kelch aufs neue gefüllt wird, muß bald darauf Gevatter stehen — wenn es einer erfährt, der eben einen Gevatter braucht.

„Bringt man ein Kind zum erstenmahle zu dir, so schenke ihm 3, 6 oder 9 Schnattereyer, diese stoß dem Kinde dreymahl in den Mund und singe: „Wenn das Buttla anfängt zu gatzen, so fange du an zu schwatzen." Da lernt das Kind sobald sprechen — als es Zeit dazu ist.

„Wenn ein Kind vor Hunger, Durst, oder weil ihm etwas wehe thut, schreyt: so hat es den Pfizwurm, der es im Leibe kneipt. Binde ihm einen lebendigen Schmerlfisch auf den Nabel. Wenn dieser unten her, da er auf dem Bauche des Kindes liegt, von der Wärme abfault: so hat ihn der Wurm gefressen, obgleich kein Loch da ist, wo er heraus gekommen wäre. Nun mußt du mit Berufskraut räuchern, oder venedische Seife und Spießglas in einer Nußschale auf den Nabel des Kindes legen. Dies hilft — sobald das Kind satt zu essen bekommt, oder ihm nichts mehr wehe thut.„

„Hast du einen Kropf, so stelle dich mit dem Gesicht gegen den Mond, nimm einen Stein der vor dir liegt, bestreiche damit den Kropf dreymahl und wirf ihn hinter dich. Thue dieses bey drey zunehmenden Monden nach einander: so bleibt der Mond am Himmel, und der Kropf — am Halse."

„Schneidest oder stichst du dich: so schmiere das Messer oder die Nadel mit Fett, verbinde es mit einem Läppchen und lege es an einen temperirten Ort. Die Wunde verbinde mit einem trocknen Lappen: so heilt sie von selbst zu — wenn du sie recht reinlich hältst."

„Wider das Behexen ist es gut, etwas von der Kleidung eines armen Sünders zu haben: auch dient so ein Lappen die Pferde fett zu machen, die man damit putzt und — gut füttert."

„Wenn

„Wenn deine Kuh gekalbet hat: so gehe rücklings in den Stall und sprich: Rücken rein, Unglück naus! — So bist du drinne.“

„Auf Fastnacht spinne nicht, es giebt sonst lauter Bratwürste: flicke nicht, sonst werden den Hühnern die Löcher zugeflicket. Laß deine Hausfrau oder Magd auf dem Tische tanzen und rücklings herum springen: so bekommst du langen Flachs — wenn er lang wächst.“

„Wenn du Lein säest, so nimm einen langen Sack dazu, laß den Saamen recht lang in den Sack hinein laufen und ziehe ihn wieder recht lang heraus; so wird der Flachs auch lang; — wenn der Saame gut und das Wetter darnach ist.“

„Wird dir etwas gestohlen: so gehe zum klugen Manne oder zur weisen Frau, und zahle deinen Gulden: so erfährst du — daß du dumm genug bist, dein Geld weg zu werfen.“

„Wider das Fieber: nimm eine Hand voll Salz: geh damit stillschweigend ans Wasser und streue es dem Wasser nach und sprich: Ich streue diesen Saamen. In Gottes Namen. Und wenn dieser Saame wird aufgehen, werd ich mein Fieber wiedersehen. † † † — Dies Mittelchen gewis besteht; wenn dein Fieber von selbst vergeht.“

„Wider die Warzen: nimm ein Hölzchen und schneide so viel Kerben hinein, als du Warzen hast. Dieses Holz wirf heimlich dem Klingelmann in den Korb: so hat er das Holz und du — die Warzen.“

„Willst du keinen Brand im Waitzen haben; so nimm den Sack mit dem Saamen stillschweigend herunter, setze ihn auf den Kopf und sprich: Waitzen ich setze dich auf den Band, Gott behüte dich für Tresp und Brand.“

„Die Pfeiffer und Raupen aus dem Rübsaamen zu vertreiben, nimm 9 Stück Raupen von jeder Ecke des Feldes und hänge sie in Rauch: so sind ihrer 36 vertrieben.“

„Wenn der Hauswirth stirbt, muß man die Bienenstöcke und die Wein- oder Bierfässer im Keller fortrükken — sonst bleiben sie stehen.“

„Regnet es einer Braut in den Kranz, so werden die neuen Eheleute reich — wenn sie fleißig arbeiten und sparen.“

„Wenn die Pferde in einem Stalle nicht gut stehen: so begrabe ein lebendiges vor die Stallthür — da braucht es nicht erst zu fallen.“

„Ein neugebornes Kind darf nicht eher an der Brust trinken bis es getauft ist — hungern und dursten darf es.“

„Schneide

„Schneide den Kindern vor dem siebenten Jahre die Haare nicht ab: du schneidest sonst den Verstand hinweg — der in den Haaren steckt.“

„Säe den Kappessamen nicht des Abends, wenn der Hirte eintreibt; es gehen sonst lauter weisse Rüben auf.“

„Mache bey allem und über alles drey Kreutze: so brauchst du nicht zu überlegen, wie es aufs Beste zu machen sey. Wenns dann nicht geräth, so sind die Kreutze schuld daran.“

„Ein Kind darf nicht von der Brust entwöhnt werden, wenn zur Saat geackert wird: sondern wenn der Acker im Sommer voll Getraide steht, oder im Winter mit Schnee bedeckt ist. — Darauf braucht man nicht zu sehen, ob die Mutter etwa krank ist, oder andere Umstände das Entwöhnen nöthig machen.

„Wenn das Kind nicht gedeihet, so wende einen Thaler dran und laß es von einem Pater überlesen — der Thaler wird dem Pater gut thun, wenns auch dem Kinde nichts hilft.“

„An der Wiege muß ein Trottenfuß gemahlt seyn, sonst kommt der Schlenz und drückt oder saugt die Kinder aus, ob es gleich keinen Schlenz giebt.“

„Wer das Beuten recht versteht, kann alle Viehkrankheiten kuriren — es mag helfen oder nicht.“

„Wenn das Gesicht eines verstorbenen Ehegatten oder Freundes im Tode weich bleibet: so holt er einen aus dem Hause nach — ehe 50 Jahre vergehen.“

„Wenn das Vieh nicht fressen will, lege beyde Hände kreutzweis über einander, fahre ihm damit über den Rücken vom Kopf zum Schwanz und sprich: „Bist du besprochen bis an dein Ende: so streiche ich dich mit beyden Händen, im Namen rc. — so frißt es, so bald es wieder hungert.“

„Wider die Flechte hilft es in Niedersachsen, wenn man morgens frühe, ehe man jemanden zugesprochen hat, in der Stille sagt: „De Flockasch un de Flechte, de flogen wohl över dat wilde Meer: de Flockasch de kam wedder, de Flechte nimmermehr. † † †“

Dergleichen Meynungen z. E. von den **zwölf Nächten**, von der **Osternacht** und andern heiligen Zeiten, vom **Medardus**, von den Kalenderzeichen von Todtenbahren und Särgen, vom Monde und dessen Zeiten, von **Allrühnen**, **Heckmännchen**, **Heckthalern**, **Amuleten**, **Glückshändchen**, vom **Nacht-**

jäger,

jäger, dem Rübezahl, wilden Jäger, Schlenz, Alp, Kobold, dem Laufenden, dem schwarzen Jost, Niklas Ruprecht, den Hünen, Riehen, Hexen, Druden, weisen Frauen, Unterirrdischen, und wie das Zeug alles heißt, dergleichen sammelte Wilhelm Denker bey Tausenden in seinem Windbeutel. Wenn er nun müßige Zeit hatte, so nahm er eine Handvoll Zeddel heraus, und überlegte das Wie? Warum? und Wozu? von solchen Meinungen. Da fand er gemeiniglich, daß Nichts dahinter war, als Einbildung oder Boßheit, und bedauerte die Leute, die ihre Köpfe mit solchem Zeug anfüllen, das keinen Grund hat, und sich damit oft in Schaden bringen, oder gröblich versündigen, wenn sie den heiligen Namen Gottes dabey mißbrauchen.

35.

Wilhelm Denker macht Bekanntschaft mit dem klugen Bauer Kleinjogg.

Was der Kluge Gutes sieht, ahmt er nach mit Freuden:
Und das Böse lernt er auch an Exempeln meiden.

Der Herr von Großheim reisete, als er Deutschland durch war, in die Schweitz, wo auch Deutsch gesprochen wird, und hielt sich einige Tage in Zürich auf. Daselbst machte er Freundschaft mit dem braven Herrn Doctor Hirzel, der ein großer Freund vom Bauernstande ist. Dieser erzählte über Tische von einem Bauer, Namens Jacob Gujer zu Wermetschweil im Kirchspiel Uster, den seine Miteinwohner Kleinjogg zu nennen pflegten, daß er durch bloßen Verstand und Fleiß sein beym Antritt sehr verschuldet und ruinirt gewesenes Gut so verbessert habe, daß man ihn jetzt für einen der wohlhabensten

Bau-

Bauern im Dorfe halte. Und dadurch habe er sich zugleich einen so guten Namen erworben, daß Fürsten, Grafen und Herren aus weit entfernten Gegenden, wenn sie nach Zürich kamen, diesen Mann besuchten, um seine Einrichtungen zu sehen; wie denn unter andern Ihro Durchlauchten der Herzog von Sachsenweimar, der Markgraf von Baden und der Fürst von Anhaltdessau bey ihm gewesen wären. Diesem Gespräch horchte **Wilhelm** so aufmerksam zu, daß er fast das Aufwarten darüber vergaß. Denn das war Wasser auf seine Mühle. Nach Tische fuhr nun sein Herr mit dem Herrn Doctor hinaus, zu dem verständigen Bauer. Da sahe er, daß sie den Mann eben so ehrten, als ob er ein vornehmer Herr sey, und da kamen ihm fast die Thränen in die Augen vor Freude und vor Begierde, auch ein so braver Bauersmann zu werden. Aus der Unterredung der Herren mit dem Bauer merkte nun **Wilhelm** folgende Umstände, die er in sein Reisebuch einschrieb.

Kleinjogg hatte 4 Brüder, so daß ihr väterliches Erbe in fünf Theile gieng. Der älteste Bruder nahm seinen Antheil an liegenden Gründen, und zwey andre ließen sich den ihrigen in Gelde auszahlen. **Kleinjogg** behielt also mit seinem Bruder **Felix** einen Hof übrig, welcher ohngefähr 94 Morgen Landes enthält; nämlich 15 Morgen Wiesen oder **Matten**, wie man es dort nennt, 45 Morgen Feld, 24 Morgen Weideplätze, 10 Morgen Waldung: alles zusammen ohngefähr 8000 Gulden an Werth. Aber 5000 Gulden blieben sie darauf schuldig. Die Länderey war auch sehr im Verfall, und es erforderte großen Geldaufwand, sie zu verbessern. Was noch mehr ist: so waren beyde Brüder verheirathet, und **Kleinjogg** hatte sechs, **Felix** aber fünf Kinder, wovon nur eine Tochter erwachsen, die andern zehn alle noch klein waren. Sie

mußten also aus Mangel an arbeitsamen Händen, viele Taglöhner halten, welche dort sehr theuer sind; und beyde Haushaltungen, von 15 Personen, sollten von dem Gute leben und jährlich 200 Gulden Zinsen davon abtragen. Die ganze Nachbarschaft prophezeyhte daher beyden Brüdern den baldigen Untergang. Allein Kleinjogg meinte: der liebe Gott lasse dem Menschen deswegen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg kommen, damit er sich durch Muth, Fleiß und Klugheit überwinden, und durch diese Anstrengung im Verstande und Rechtthun immer weiter kommen solle, so lange er auf der Erde lebe. Er faßte also das feste Vertrauen zu Gott, daß er seine redliche Arbeit segnen werde. Und Gott hat ihn bisher so gesegnet, daß er, ein Jahr ins andere gerechnet, von seinem Gute 2 bis 300 Gulden reinen Ueberschuß hat.

Die Kunst aber, durch welche Kleinjogg sein Gütchen auf einen so hohen Nutzen bringt, besteht darinne, daß er es durch Dünger und andere Mittel beständig verbessert. Er hält nicht mehr Vieh, als andere, füttert es aber reichlicher. Alles Stroh verbraucht er zur Streu und legt dem Vieh so viel unter, daß man in seinem Stalle bis an die Knie in das weiche Lager einsinkt. Laub von den Bäumen, Moos, Riedgras und was sich sonst zum Streuen schickt, sammelt er dazu ein. Im Herbst putzt er die untern Aeste von den Tannen und Fichten in seiner Waldung, und streift die kleinen Reiser und die Nadeln ab zum Streuen. Die Streu läßt er eine Woche lang unter dem Vieh liegen, streut aber alle Tage frisch oben drauf, so daß das Vieh trocken steht, und der Mist unten doch schon stark fault, ehe er auf die Mistställe kommt. Dabey wechselt er mit der Streu ab, damit die verschiedenen Arten schichtweise über-

ein-

einander zu liegen kommen und besser durchfaulen. Auf der Miststätte darf der Mist niemals austrocknen: darum begießt er ihn oft mit faulem Wasser, welches er so macht. Er hat einen großen Kasten neben seiner Miststätte in die Erde gegraben. Darein thut er Asche und verfaulten Kuhmist, und gießt eine ziemliche Menge kochend Wasser darüber. Alsdenn füllt er den Kasten vollends mit frischem Wasser: dieses giebt binnen 3 bis 4 Wochen eine verfaulte Brühe oder Sode, die er in Fässern auf seine Aecker und Wiesen führt, oder den Mist damit anfeuchtet. Von der Mistgauche oder Sode läßt er keinen Tropfen auf die Gasse fliessen: sondern er hat neben der Miststätte eine Grube gemacht, worinne sie sich sammelt, und von Zeit zu Zeit schöpft er sie aus, und begießt den Mist damit. Er schüttet auch das kleine Tannenreißig auf Haufen, bedeckt sie mit Erde, und begießt sie fleißig mit Mistgauche; da sie denn endlich zu Mist werden, ohne daß er sie dem Vieh unterstreut. Den abgestochenen Rasen von grasigten Aeckern und Weiden läßt er zwey Jahr auf Haufen liegen und verfaulen, und macht ihn dadurch zu Dünger. So sucht er alles, was sich schickt, zu Mist zu machen, und bringt es dahin, daß er jährlich 100 Fuder aus seinem Hofe fährt, da vorher nur 50 Fuder gemacht wurden. Und doch kauft er noch Mist zu und auch jährlich 6 Fässer Torfasche. Als er hörte, daß man im Amte Regensberg die Felder durch Mergel verbessere, reiste er ausdrücklich deswegen hin, um zu lernen, wie man damit umgehe. Er hat aber in seiner ganzen Gegend noch keinen Mergel finden können. Dagegen hat er versucht, eine Art Gries oder mergelichten Kies, der blaulicht aussieht und sich in der Nähe befindet, dazu zu benutzen. Dieses hat ihm auch so geglückt, daß er damit den zähe-

sten und unfruchtbarsten Boden in das beste Kornland verwandelt hat; indem er sich desselben auf folgende Art bedient. Er wirft beym Ausgraben die gröbern Kiesel auf die Seite, und den reinen Kies führt er auf seine leichten Aecker, und breitet ihn vor dem Pflügen darauf aus, wie sonst den Mist. Diese Arbeit verrichtet er meistens im Winter, wenn Schlittenbahn ist. Er findet nun, daß dieser Mergelkies die Erde erwärmet, den geilen Graswuchs verhindert und insonderheit das schädliche Klapperkraut (Klassen, Hahnenkamm) ausrottet. Einen Acker der 45 Gulden kostete, hat er auf solche Art auf den Werth von 200 Gulden gebracht. Durch diese Erfahrung ist er davon belehrt worden, daß überhaupt eine Art Erde die andere verbessert, schwerer Boden den leichten, Letten den Sand, rother Letten den blauen: und daß kein Boden so schlecht ist, der nicht durch Vermischung mit andern und durch gehörige Bearbeitung und Düngung verbessert werden kann. Eine andere Verbesserung hat er mit den Wasserfurchen gemacht. Er sah, daß diese in den Fruchtfeldern viel Land unnütze machten, und daß zu beyden Seiten dieser Furchen auch das Getraide schlecht stand. Nun gräbt er allmälich auf seinen Aeckern anderthalb bis 2 Schuh tiefe Graben, wirft bis auf die halbe Höhe grobe Kieslinge und andere Bachsteine hinein, bedeckt solche mit Tannenzweigen, und füllt den Graben mit der ausgegrabenen Erde wieder zu. Das Wasser seigert nun von selbst in die hohlen Räume zwischen den Kieseln und er kann oben drüber weg pflügen, und das Getraide wächst so schön darauf als anderwärts. Auf diese Weise hat er einen Acker, der neben der Straße eine niedrige Lage hat, und sonst bey jedem Regengusse überschwemmt wurde, völlig gegen das Wasser gesichert. Er pflanzt auch mehr Gemüse von allerhand

Art,

Art, als seine Nachbarn, und die Kartoffeln hat er in seinem Dorfe zuerst in Menge gebaut, und ihren grossen Nutzen erkannt. Die Weideplätze, welche wüste Flecke in der Waldung waren, hat er durch gezogene Graben und durch Mergelkies in gute Felder verwandelt, und 5 Morgen davon wieder mit Holz anfliegen lassen. Auf solche Art ist Kleinjogg in so gute Umstände gekommen, daß er die Schuld, die auf dem Gute haftet, leicht abtragen könnte. Er thut es aber nicht, sondern wendet lieber seinen jährlichen Erwerb wieder in das Gut, oder kauft neue Grundstücke dazu: weil er, nach seiner Art zu wirthschaften, mehr aus der Ländereyen ziehet, als die Zinsen zu 4 vom Hundert ausmachen. Und diese reichliche Nutzung seiner Felder beruht darauf, daß er bey allem überlegt, wie es aufs Beste einzurichten sey; daß er früh und spät selbst hinter der Arbeit her ist; daß für die 11 Kinder, so wie sie heranwachsen, nicht ein Pfennig unnützer Weise ausgegeben, und alles, was er erübrigen kann, auf Verbesserung der Grundstücke verwendet wird.



36.

Wie Wilhelm Denker das Heimweh bekommen, seinen Abschied erhalten und eine eigne Haushaltung angefangen.



Hab' ich ein Häuschen und etwas Feld:
So ist es gar herrlich um mich bestellt;
Da nehm ich ein braves lieb Weibchen dazu,
Arbeite fleißig und lebe in Ruh.

Alles was nun Wilhelm Denker bey dem braven Kleinjogg gesehen und gehört hatte, nahm sein Gemüth so ein, daß er vor der Begierde, eine eben so schöne und ordentliche Wirthschaft anzufangen, nicht mehr schlafen konnte und in seinen Geschäften ganz verwirrt würde. Sein liebreicher Herr merkte, was ihm fehlte, und weil sich Denker in seiner ganzen Dienstzeit redlich und treu verhalten hatte: so dachte der Herr, er könne ein gutes Werk thun, wenn er ihm unter die Arme griff, daß er sein Vorhaben durch-

durchsetzen könne. Er schenkte ihm daher bey seinem Abschiede 100 Ducaten, welches wohl ein rares Exempel ist. Etwas über 200 Thaler hatte sich Denker selbst gesammelt, so daß er 500 baare Thaler mit in seine Heymath brachte. Dafür kaufte er zu seinem kleinen Erbtheile so viel Land zu, als er dafür bekam, nebst einer Wiese von zwey Morgen. Er freyte ein Mädchen, die weiter nichts als ein Häuschen mit einem ziemlichen Garten besaß: aber eine fleißige, ordentliche und geschickte Person war, welches mehr werth ist, als viel Geld. Damit es ihm nun nicht gehen möchte, wie es vielen geht, daß sie eine Sache wissen, und nicht darnach thun; so machte er sich vor allen Dingen ein Wirthschaftsbuch, und schrieb folgende Bauernregeln hinein, die er auf seiner Reise gelernt hatte.

Der ist nicht der reichste, der das meiste Land hat: sondern der, dessen Land die meisten und schönsten Früchte trägt.

Weniger Land, weniger Arbeit, weniger Leute zu ernähren, weniger Abgaben, weniger Mißwachs und weniger Unglücksfälle.

Soll wenig Land viel und gute Früchte tragen: so muß es gut gedüngt seyn.

Soll dem Vieh viel Dünger machen: so gieb ihm viel zu fressen.

Soll es viel fressen: so gieb ihm Futter, das ihm gut schmeckt.

Willst du also reich werden: so fange damit an, daß du vollauf gutes Futter für dein Vieh schaffest.

Dann schaffe mehr Vieh an und noch mehr Futter.

Nun verbessere ein Stück Land ums andere durch bessere Düngung, und laß keine Furche ungenützt liegen: so wirst du von wenigem viel erndten, und kannst die Unkosten und Abgaben, die dir das mehrere Land machen würde, jährlich zu einem Sparpfennig zurücklegen.

Wachsen nun deine Kinder heran, daß sie mit arbeiten helfen: so nimm von dem Sparpfennig und kaufe allmälich ein Stückchen Land ums andere zu, so viel sie bestreiten können, und machs damit wie zuvor.

Jemehr Kinder, desto reicher wirst du nun, und kannst eins nach dem andern vom Erworbenen ausstatten und den Stamm des Guts für dich behalten.

Was heut geschehen kann, verschiebe nicht bis morgen. Wer spät anfängt, wird spät fertig.

Das nothwendigste thue immer zuerst, und richte dich im Ackerbau lieber nach dem Himmel und dem Erdboden, als nach dem Kalender. — Ein Kluger thut alles mit Vernunft.

Willst du vom Pflug reich werden, so mußt du ihn selbst anfassen. Verlässest du ihn nicht, so wird er dich auch nicht verlassen.

Soll deine Sache gut gehen, so gehe selbst darnach. Soll sie schlecht gehen, so schicke darnach.

Treibe du deine Arbeit, damit sie dich nicht treibt. Fleiß bricht Eisen und Stahl.

Der Faule begehrts und kriegts doch nicht: aber die Fleißigen kriegen genug.

Arbeitsamkeit ist ein Schatz, den kein Dieb raubt, und der sich immer selbst wieder füllet.

Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben, und oft im Beutel.

Unordnung ist des Lebens Pest, die zum Genuß nur selten läßt.

Das **Wirthschaftsbuch** selbst hatte folgende Einrichtung. Es war so groß wie ein ganzer Bogen Papier, und jedes Ackerstück hatte sein Blatt darinne, wo es mit seiner Nummer eingeschrieben war. Nun schrieb **Denker** alle Abende in dem Calender bey das Datum, was den Tag über für eine Feld- oder Hausarbeit geschehen war: Z. E. Nro. 9. gepflügt; Nro. 11. bestellt; Nro. 7. so viel Fuder Mist gefahren, u. s. w. Er schrieb auch das Wetter dabey, das den Tag gewesen war: da er denn oft lachen mußte, wenn er darinne blätterte, und sahe, daß das geschriebene Wetter ganze Monate nach einander anders war, als das gedruckte. Des Sonntags nach der Kirche, nahm er dann das **Wirthschaftsbuch** zur Hand und schrieb aus dem Calender, was die Woche über an diesem oder jenem Stücke geschehen war, auf das Blatt wo es hingehörte, auf folgende Art.

Nro. 3. 2¼ Morgen im Oberfelde zwischen Hellmanns Wittwe und Peter Heinze *).

	Gepflügt.	Gedüngt.	Besäet.	Geerndtet.	Gedroschen.
1755	2. Jun. gebracht. 7. Jul. gerührt. 30. August zur Saat gepflügt.	15. Jul. 6 KarrenMist 16. Jul. gestreuet.	5. Sept. 2 3/4tel Scheffel Winterweitzen.	—	—
1756	— 30. Oct. gefelgt.	—	—	6. Aug. geschnitten. 7. Aug. gebunden 5 Schock und 1 Mandel.	25 Scheffel.
1757	21. April. über Sommer bestellt.	— 23. Nov. 3 Karren kurzen Mist übergestr.	2 3/4 Scheffel Gerste darauf 10 Pf. spanisch. Klee.	20. Aug. geschnitten. 25. August 8 Schock 3 Mandel gebunden.	28 1/2 Scheffel.
1758	24. April den Mist abgeharkt. 6. Sept. zur Saat gepflügt.	— —	— 2 3/4 Scheffel Roggen.	15. Jun. 4 Karren Klee-Heu 3 Sept. 2 Karren Klee-Heu.	
1759	— 4. Nov. gefelgt.		—	2. Aug. geschnitten. 3. Aug. gebunden 5 1/2 Schock.	25 1/2 Scheffel.
1760	20. März zur Saat gepflügt.	—	3 Scheffel Hafer.	1. Sept. gehauen. 12. Sept. gebunden 4 3/4 Schock.	27 Scheffel.

*) Obige Tafel paßt nicht auf alle Gegenden; sondern wer sein Wirthschaftsbuch darnach einrichten will; zieht blos die Linien so wie hier, und richtet sich nach dem Acker- und Getraidemaaß; das bey ihm üblich ist. Man kann auch darinn anmerken, wie tief gepflügt worden ist.

Dieses Einschreiben hatte den Nutzen, daß Denker aus dem Buche, wenn er seine Calender darzu nahm, die er alle Jahr aufhob, ziemlich die Ursachen erkennen konnte: warum dieses oder jenes Stück einmal mehr, das anderemal weniger getragen hatte, und da konnte er sich Regeln für die Zukunft daraus nehmen. In den Calender schrieb er auch ein, wie viel Schock Garben von jeder Art gedroschen und wie viel Früchte aufgehoben, und auf den Boden geliefert wurden; desgleichen was von Zeit zu Zeit in der Wirthschaft verbraucht, oder was verkauft wurde. Auf diese Weise konnte er zu jeder Zeit wissen, wie viel Vorrath von allem da seyn müsse; und kam bald dahinter, wenn ihm etwas veruntreuet wurde. Daß er auch alle Geldeinnahmen und Ausgaben aufzeichnete, kann man wohl denken. Diese Mühe gab er sich auch deswegen, damit wenn ihm etwa eine Krankheit oder gar der Tod schnell überfiele, seine Angehörigen doch wissen könnten, wie es um alles stehe: und da meinte er sich mit ruhigerm Gemüthe aufs Kranken- oder Todtenbette legen zu können, wenn es Gottes Wille wäre. Im übrigen richtete Denker seine **Hausordnung** eben so ein, wie Herr Flink, und seine **Feld- und Viehwirthschaft**, wie hier folget.

Er dachte: so wie der Schuster das Leder, der Tuchmacher die Wolle, der Schmied das Eisen verstehen müsse, wenn er tüchtige Arbeit machen wolle: so müsse auch der Bauersmann die Beschaffenheit der Erde kennen, die er arbeitet. Denn nicht aller Boden taugt zu allem, und jede Erdart bringt dann die schönsten und reichlichsten Früchte, wenn sie so behandelt wird, wie es ihre Natur haben will. Er fieng also damit an, daß er sein Land nach den verschiedenen Erdarten ausstudierte, wie ein Buch. Es giebt

giebt nämlich drey Haupterdarten: 1) zähe Erde, als Leimen und Thon oder Letten; 2) Sand, sowohl schwerer als Flugsand; 3) Faulerde, welche auch Damm- und Gartenerde heißt. Die Faulerde ist die beste. Man findet aber nicht leicht eine dieser Erden allein auf einem Acker, sondern alle drey vermischt, und je mehr Faulerde darunter ist, desto fruchtbarer ist er. Um nun zu erfahren, wie viel von jeder Art ein Acker halte: nahm Denker einen Stich Erde davon, und schnitt aus dessen Mitte einen Streif, etwa 4 Zoll breit und stark aus, jedoch so, daß von der obern, mittlern und untern Erde daran befindlich war. Diesen Klumpen zerrührte er in einer Schüssel zu einer klaren Suppe, goß diese in einen irdenen Topf, und noch mehr Wasser dazu, daß es ganz dünn wurde und rührte es mit einem Kochlöffel wohl eine Viertelstunde lang um. Alsdenn ließ er es stehen, bis sich alles fest gesetzt hatte und das Wasser ganz klar oben stand. Da schöpfte er es sachte ab, und ließ es noch stehen, bis die Erde trocken war. Da zerschlug er den Topf behutsam, ließ den Klumpen noch mehr abtrocknen, und schnitt ihn hernach mit einem Messer der Länge nach durch. Nun sah er deutlich oben die Faulerde, in der Mitte den Thon oder Leimen und unten den Sand; und konnte urtheilen, ob der Acker die rechte Mischung hätte. Er bemerkte auch, welche Stücke feucht oder trocken, und warm oder kalt waren, nach der Lage. Nach diesen Beschaffenheiten beschloß er, die Verbesserungen einzurichten, die er vornehmen wollte. Den Fehler hatten aber seine Stücke alle, daß sie zu wenig gedüngt waren. Er war also vor allen Dingen darauf bedacht, mehr und bessern Dünger anzuschaffen. Zu vielem Dünger gehört aber viel Vieh, viel Futter, und viel Stroh: und für den ersten Winter bekam er nicht mehr Futter,

als

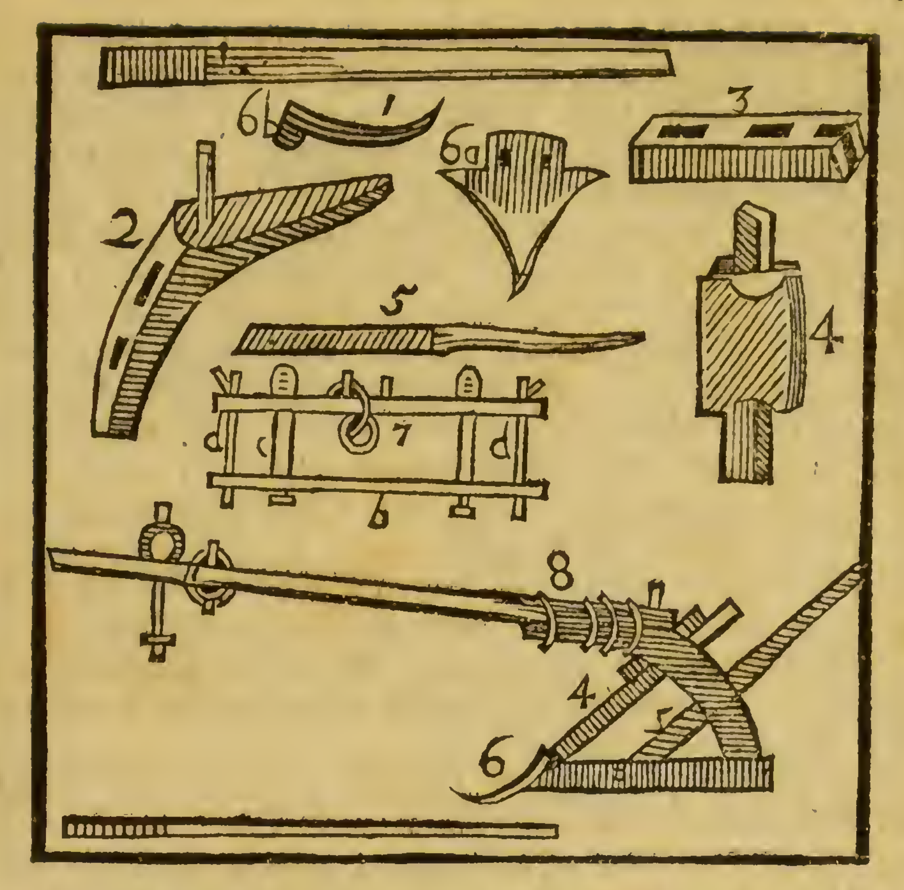
als reichlich für eine Kuh und für 8 Schaafe: damit mußte er sich behelfen. Er dachte aber: alles mit Weile, und suchte vor der Hand von dem wenigen Vieh so viel Mist zu bekommen, als nur möglich war. Er kaufte daher für 10 Thaler Stroh zu, um vollauf streuen zu können, und richtete alles so ein, wie ers bey Kleinjogg gesehen hatte. Um bald mehr Futter zu bekommen, bestellte er einen Morgen Land, der am weitesten vom Dorfe lag, mit Esparsette und noch einen hinter seinem Garten mit Luzerne oder Schneckenklee. Im Sommerfeld bestellte er vier Morgen Gerste mit spannischem Klee, und pflanzte auch eine hinlängliche Menge Rangen, (Dickrüben, Runkelrüben, Runken), auch Kohlrüben (Unterkohlraben), Kartoffeln und gelbe Rüben oder Möhren in die Brache. Seine Wiesen verbesserte er schon im ersten Jahre dadurch, daß er die Graben hob, an einer Seite, wo sie sumpfig waren, einen neuen Queergraben machte, und mit der ausgeworfenen Erde die Vertiefungen ausglich, auch daß er die Maulwurfshaufen eben machte, und auf alle leere Plätze Heusaamen streute. — Dadurch bekam er ein Fuder Heu und ein halbes Fuder Grummet mehr, als das vorige Jahr. Das nächste Jahr erndtete er von den 4 Morgen spanischem Klee 150 Centner Kleeheu. Er hatte aber dabey für so viel anderes Winterfutter gesorgt, daß er dieses nicht anzugreifen brauchte, sondern zum Vorrath liegen lassen konnte. Und nun richtete er sich allmälich so ein, daß er immer fast auf ein ganzes Jahr Vorrath an Fütterung hatte: indem er den Kleebau in der Sommerfrucht fleißig fortsetzte; wenn es auch zuweilen fehlschlug. Dadurch kam er bald so weit, daß er 4 Kühe anschaffen und sie im Stalle füttern konnte; wobey er allen Mist behielt, und von jeder Kuh täglich ein Drittheil

mehr

mehr Milch bekam, als seine Nachbarn. Zwey bis drey Stück jung Vieh zog er immer dabey auf. Die Schaafe ließ er allmälich bis auf 24 Stück anwachsen: weil er aber nicht mehr als 12 Stück zur Dorfheerde geben durfte: so fütterte er die eine Hälfte wechselsweise zu Hause. Vom Stroh ließ er keinen Halm verbrennen und verfütterte auch wenig davon. Außerdem trug er Laub, Geniste, Gassenkoth und alles, was nur zu Mist taugte, zusammen, als wäre es Gold. Einen Thaler Geld sah er auch nicht an, um Düngsalz, Gips, Kalk, Asche und dergleichen zu kaufen. Auch ließ ers nicht an Arbeit mangeln, und zwang mit dem Grabscheide, was er nicht genug düngen konnte. Dadurch brachte ers dahin, daß man bald seine Felder in der ganzen Flur unterscheiden konnte, und daß er immer mehr erndtete, als andere Bauern des Orts.

Daß **Denker** reineres Korn bauete als seine Nachbarn, dazu half es viel, daß er nicht mit dem in seiner Gegend gewöhnlichen Pfluge ackerte, sondern mit dem **Haaken**, wie auf dem Bilde zu Anfange dieses Kapitels zu sehen ist. Er hatte im **Mecklenburgischen** gesehen, daß die Bauern daselbst mit einem Pfluge ackerten, der ganz anders beschaffen war, als den man in seinem Dorfe hatte. Er erkundigte sich also recht sorgfältig darnach, und erfuhr, daß dieses Ackerwerkzeug ein **Haaken** hieß. Zu seiner Verwunderung sah er, daß nicht das geringste Eisenwerk daran war, außer einer eisernen Spitze, welche statt des Pflugschaars dient, und daß zum Anschirren der Ochsen auch nicht das geringste Lederwerk, ja nicht einmal Stränge oder Stricke nöthig waren, außer dem Lenkseile. Er hörte auch, daß jeder Bauer seinen Haaken selbst mache, und nichts dazu kaufe, als die eiserne Spitze, welche mit der Schmiedearbeit

24 Schilling (14 ggl. gute Groschen) koste. Läßt man aber einen Haaken für Geld machen, so kostet das Holzwerk 16 Sch. (9 ggl. 4 pf.), 2 Haakeisen davon man immer eins in Vorrath haben muß, kosten 1 Rthlr. (1 rthlr. 4 ggl.) und das Leitseil 4 Sch. (2 gl. 4 pf.): also der ganze Haaken mit allem Zubehör 1 Rthlr. 15 ggl. 4 pf. Conventionsgeld: dagegen ein Pflug 5 bis 6 Thaler kostet. Wegen des mehrern Eisenwerks kostet der Pflug jährlich auch mehr zu unterhalten, als der Haaken. Dazu kömmt noch das Ackergeschirre, welches zum Anspannen beym Pfluge nöthig ist, und jährlich viel kostet, besonders wenn man mit Pferden ackert. Dagegen zum Anspannen der Ochsen vor den Haaken nichts nöthig ist, als ein hölzernes Joch und ein von Weiden gedrehter Ring: welches jeder Ackersmann selbst verfertiget. Nun sah Denker auch, daß sich alle Arten von Boden eben so gut, ja noch besser und leichter zurecht machen ließen, als mit dem Pflug, und daß insbesondere der Haaken das Unkraut viel besser ausrottete. Denker nahm sogleich sein Taschenmesser und schnitzte sich einen solchen kleinen Haaken, etwa einer Hand groß. Er maß aber alle Theile an dem großen mit einem Maßstocke, den er immer bey sich trug, und schrieb die Größe von jedem ganz accurat auf, damit er einmal zu Hause einen wirklich brauchbaren Haaken nach seinem kleinen machen könne. Er schrieb auch die Namen aller zum Haaken gehörigen Stücke auf und machte Zahlen dabey, um es besser zu merken, wie es hier abgebildet ist.



1. Der Haakenbaum, 7 bis 8 Fuß lang, nach der Größe der Ochsen die ihn ziehen. Er ist von Eichen- oder Birkenholz, am dicken Ende 4 Zoll oder etwas drüber, und am dünnen 3 Zoll und drüber dick. Das dicke Ende ist, wie man sieht, bis auf eine Elle lang abgeschrägt, damit das folgende Stück darauf gepaßt, und durch einen hölzernen Nagel daran befestiget werden kann.

2. Der Haakenkrümmel, ein krumm gewachsenes Stück Holz; von einer Spitze bis zur andern 3½ Fuß lang, vom festesten Holze, das man hat.

3. Das Haakenhöfft, 2 Fuß und 2 Zoll oder drüber lang, wie es an den Krümmel paßt; 3 bis 4 Zoll hoch und 3 Zoll dick. Bey b ist ein Loch eingestemmt, in welchem das Sterz fest gemacht wird. Unten daran nagelt man eine hölzerne Sohle mit hölzernen Nägeln oder ein Stück alt Eisen; damit sich das Höfft nicht zu bald abschleift. Das Höfft muß von sehr festen Holz seyn.

4. Das Haakbret oder Reester, an welches das Haakeisen befestiget wird. Dieses richtet sich in der Länge nach dem Krümmel und Höfft. Die obere Angel etwa ¾ Zoll breit,

breit, 2 Zoll dick und 3 Zoll lang, wird in den Krümmel eingekeilt. Der mittlere Theil ist etwa 1½ Fuß lang und 10 bis 11 Zoll breit. Die untere Angel richtet sich nach der Größe des Haakeisens, welches daran befestigt wird, und ist etwa 9 Zoll lang und 4 bis 4½ Zoll breit. In der Mitte ist das Haakbret etwa ein Zoll dick, und an beyden Ecken mit altem Blech beschlagen. Unten am Höfft wird das Haakbret entweder mit einer daran gehauenen Nute in eine am Höfft befindliche Falze eingepaßt, da man es denn vermittelst der Keile im Krümmel höher oder tiefer stellen kann; oder es wird aufgenagelt. Das Haakbret muß von gutem Büchenholz seyn, und hält kaum ein Jahr aus.

5. Der Sterz, ein meist grades Stück Eichenholz, unten wo es in das Höfft gesteckt wird 2½ Zoll breit und ¾ Zoll dick. Die Länge dieses breiten Theils richtet sich nach der Weite des Krümmels vom Höfft. Der übrige Theil ist 4 bis 5 Schuh lang, nach der Größe des Ackermanns: denn dieser hält den Sterz beständig mit einer Hand und regieret den Haaken damit.

6. a Das Haakeisen ist meistens 3 Achtel eines Zolles dick, sieht dreyeckigt aus, und hat oben ein Paar einwärts gebogene Haaken, welche an die untere Angel des Haakbrets passen, daß man es an diese mit ein Paar hölzerne Keilchen befestigen kann. Die Spitze des Haakeisens läuft etwas verdickt zu, und vorwärts gebogen, wie man bey der Abbildung 6 b siehet. Es giebt auch Haakeisen, welche platt zugespitzt und unten nur wenig dicker sind als in der Mitte. Andere haben eine 4eckigte lange Spitze von 4 Zoll, die vor dem Haakbrete hervor ragt, und besonders in strengen Boden Dienste thut, oder wo tief geackert werden muß. Die Länge eines Eisens mit scharfer Spitze ist 15 Zoll, und eines mit platter Spitze 12 Zoll. Die Breite hält, da wo es am breitesten ist, 12 und 14 Zoll.

7. Das Haakenjoch besteht aus dem Jochbaum a, welcher 6 Fuß lang und gegen 3 Zoll dick ist; dem Kehlholz b, und den zwey Jochscheiden c und zwey Vorsteckern oder Sticken d, welches 4 Stücke jedes 2 Fuß lang sind. Der Jochbaum liegt beyden Ochsen auf dem Halse, und wenn sie angespannt werden, so zieht man nur den Sticken bey d und d heraus, welche leicht ein- und ausgehen, und schiebt ihn wieder hinein, wenn der Ochse den Hals dazwischen gethan hat. Durch die Weedenringe e wird das Joch an den Haakenbaum befestigt.

8. Hier

8. Hier sind alle Theile des Haakens zusammen gefügt und obige Zahlen wieder bey jedes Stück gesetzt, daß man es unterscheiden kann. Die Ringe, welche den Haakenbaum mit dem Krümmel verbinden, sind auch von Weidenzweigen zusammen gedreht. Nichts ist leichter, als den Haaken zu stellen, daß er flach oder tief ackert. Es kann geschehen durch das Haakeisen, indem man es höher oder tiefer anschlägt, oder durch den Sterz, auch durch das Haakbrett, und durch einen Keil, den man zwischen dem Haakenbaume und dem Krümmel hineintreibet. Wie es aussiehet, wenn einer mit dem Haaken ackert, zeigt das Bild beym Anfange dieser Nummer.

Denker hatte auch mit dem Haaken ordentlich ackern gelernt und alles, was sonst dabey zu merken ist; z. E. daß man damit nicht so, wie bey dem Pfluge, von einer Furche (Fahre) zur andern zu ziehen braucht, wenn man umwendet, sondern die zweyte gleich neben die erste machen kann; auch wie man mit einem Ochsen oder mit Pferden haaket, welches leztere aber nicht so gut ist, und wie man das Vieh abrichtet, daß es sich gern anspannen und leiten läßt. In den ersten Jahren ackerte er aber nur mit seinen 4 Kühen, und hielt es so damit. Frühe spannte er 2 zwey an, und ließ sie 3 bis 4 Stunden arbeiten. Alsdenn brachte ihm seine Frau die beyden andern vor den Haaken und führte die ersten in den Stall, wo sie ihr Futter bekamen. Nachmittags machte ers wieder so, daß er mit jedem Paar Kühen nur 3 bis 4 Stunden arbeitete, und oft brachte ihm die Frau bey der zweyten Wechselung des Viehes auch sein Mittagsbrod mit aufs Feld, daß er den Hin- und Herweg ersparte. Die Kühe gaben bey dieser mäßigen Arbeit, und weil sie immer gutes Futter vollauf hatten, noch mehr Milch, als solche, die den ganzen Tag auf einer magern Weide spatzieren gehen. Späterhin, da sich seine Umstände verbesserten, schaffte er Ochsen an, und hielt es eben so, daß sie einander ablösen mußten:

aber Pferde schaffte er sich niemahls an. Er dachte: die Ochsen sind wohlfeiler, sie brauchen weniger Wartung, kosten jährlich nicht so viel an Riemer- und Schmiede-Arbeit, nehmen mit schlechterer Kost vorlieb, geben bessern Dünger, und wenn sie alt werden, kann man sie noch mästen und theurer verkaufen, als man sie eingekauft hat: dagegen wenn die Pferde ausgedient haben, ist die erste Kaufsumme ganz verlohren. Auch kann man Ochsen leichter selbst aufziehen, als Pferde. Denker kehrte sich also nicht daran, daß reiche Bauern in seinem Dorfe sich schämten, mit Ochsen zu fahren. Er blieb noch dabey, da er einer der reichsten geworden war, und dieser Umstand half eben viel dazu, daß er reich wurde.

Ein anderes Mittel, immer mehr vom Ackerbau zu gewinnen, war dieses: daß er von der alten Leyer im Acker-Umschlage abgieng, und auf seinen Ackern mit den Früchten, so viel möglich, abwechselte. Die Landesherrschaft hatte zur Beförderung des Kleebaues den Befehl gegeben, daß jeder so viel besömmern sollte, als ihm beliebe. Dieses kam Denkern zu statten, so daß er seine Ordnung im Bestellen eines jeden Ackerstückes auf 6, 7 oder 8 Jahre festsetzen konnte. Z. E. 1) Brache; 2) Winterwaitzen; 3) Gerste mit spanischem Klee; 4) Klee; 5) Roggen; 6) Hafer und nun wieder Brache. Oder so: 1) Brache; 2) Waitzen; 3) Kraut, Rüben und dergl. 4) Gerste mit Klee; 5) Klee; 6) Roggen; 7) Hafer. Oder auf 8 Jahre so: 1) Brache; 2) Raps; 3) Winterwaitzen; 4) Erbsen, Kraut, Ruben u. s. w. 5) Gerste oder Sommerwaitzen mit Klee; 6) Klee; 7) Roggen: 8) Hafer, und nun erst wieder Brache. Seine Feldnachbarn konnten ihm dieses freylich nicht nachthun; weil sie nicht so düngen konnten, wie er. Denn

der

der Acker muß bey diesem Fruchtwechsel noch einmahl so viel Mist bekommen, und ordentlichen verfaulten Mist, nicht bloßes Stroh. Bey dieser Abwechselung kann aber der Acker auch deswegen länger tragen, ohne frisch gedüngt zu werden: weil jede Art der Gewächse nicht dieselben Nahrungssäfte aus der Erde zieht, sondern immer andre; wie man dieses schon an dem verschiedenen Geschmack und Geruch derselben erkennen kann. Ein Acker, der zum Getraide keine Kräfte mehr hat, kann noch Nahrung zum Klee oder zu Garten-Gewächsen haben. Manche Gewächse, z. E. eben der Klee, führen auch durch ihre Blätter der Erde viele Nahrung aus der Luft zu. Kurz, man konnte es Denkers Feldern ansehen, daß die Sache gut sey. Ausserdem versuchte er auch diese und jene neue Art von Benutzung des Ackers, die er auf seiner Reise gesehen hatte: aber immer erst im Kleinen und nach genugsamer Ueberlegung, ob es sich für seinen Boden und seine Gegend schicke. Z. E. er hatte einen Zipfel Bergland von ungefähr ½ Morgen, welches so steinigt und elend war, daß es fast nicht die Mühe lohnte, es zu bestellen. Dieses bepflanzte er mit Brenn-Nesseln. Im September und October hakte er dergleichen auf den wüsten Stellen hinterm Dorfe aus, riß sie von einander, schnitt die äusersten Enden der Wurzeln ab und auch den Stamm bis auf einen halben Zoll, oder drüber: und so setzte er sie in gerade Reihen ziemlich nahe bey einander, und befestigte sie mit etwas Erde, damit die Wurzeln aufrecht stehen blieben. Seine Nachbarn lachten freylich darüber daß er sich so viele Mühe gab, Unkraut zu pflanzen. Allein, als er im folgenden Sommer 10 einspännige Fuder Heu für seine Kühe davon erndtete, da lachte er. Die Brenn-Nessel ist nähmlich ein trefliches Futter, auf welches die Kühe viele und fette

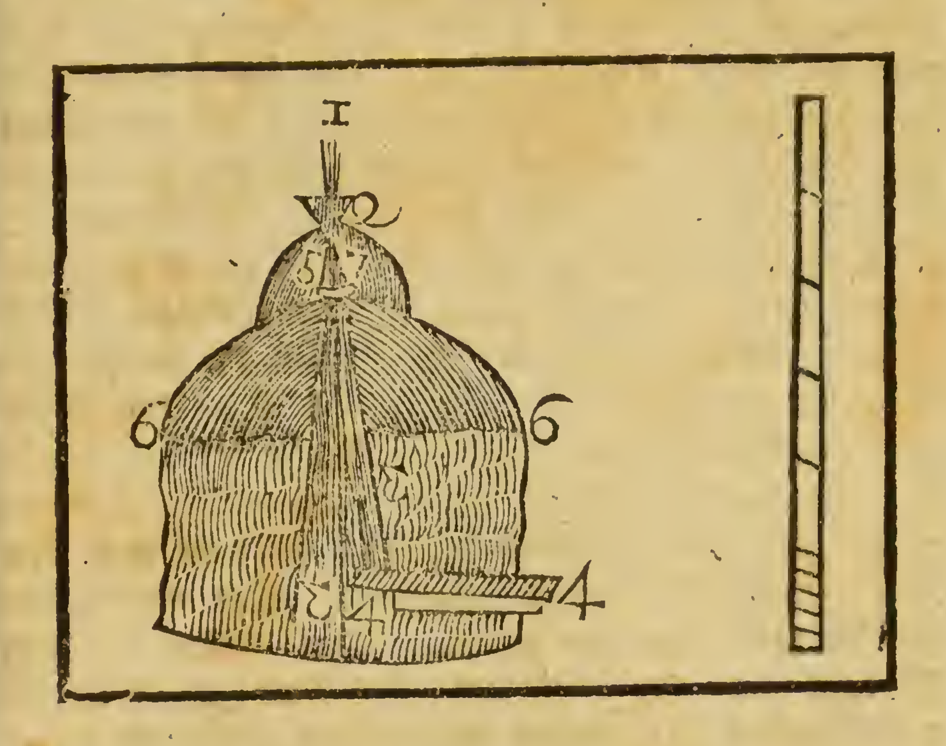
Milch geben, und welches sie zugleich, wie eine Arzeney, vor Seuchen und Krankheiten bewahrt. Das Vieh frißt sie auch gern, wenn sie nur zu rechter Zeit abgeschnitten werden, welches im Junius und August geschehen muß. Man mischt sie statt des Heues unter das Stroh, oder begießt sie mit warmen Wasser, läßt sie die Nacht über darinn stehen und giebt dem Viehe des folgenden Tages diese Tränke. Ein solcher Nessel Acker kann alle Jahr dreymahl geschnitten werden, wenn man sie nur ein wenig dünget, welches durch Laub und Zweige geschehen kann, die man im Herbste darauf streuet. Will man sie säen, so wird der Saame im August gesammelt. Man schneidet den Stamm ab, und läßt ihn dürre werden, da fällt der Saame von selbst heraus. Dann säet man ihn im September. Sie können aber den ersten Sommer noch nicht geschnitten werden. Diese Probe, und mehr dergleichen, gelangen **Denkern** wohl: weil er sie mit aller Vorsicht und Ueberlegung anstellte.

Auf solche Art brachte er es durch sein beständiges Nachsinnen über das Wie? Warum? Wodurch? und Wozu? bey jeder Sache dahin, daß sein Vermögen alljährlich zunahm: während daß manche seiner Miteinwohner, die immer beym alten blieben, über schlechte Zeiten klagten, und zusehends ärmer wurden. Wegen seines Kleebaues wurde **Denker** auch in der ganzen Gegend so berühmt, daß ihn viele Leute ersuchten, er möchte doch, da er mit der Feder umzugehen wisse, eine Vorschrift darüber aufsetzen. Dieses that er, als ein dienstfertiger Mann, recht gern, und des Nutzens wegen folgt hier diese ganze Vorschrift.

37. Wil-

37.

Wilhelm Denkers Unterricht vom Klee-Bau.



Den rothen Klee, den Esper und Luzerne,
Frißt Pferd, und Rind und Schaaf von Herzen gerne.
Nur mußt du klug im Füttern seyn:
So wird dich Klee-Bau nie gereun!

Drey Arten von Klee sind die nutzbarsten. I. Der spanische oder rothe Klee. Dieser wird ins Sommerfeld unter die Gerste gesäet, und hernach, wenn es Brachfeld ist, benutzt. Er gedeihet in jedem Boden, der so beschaffen ist, daß er gute Gerste trägt. Gar zu steinigter Felsenboden, verraseter und verqueckter Brachacker, feuchter oder sumpfiger Boden, der Wassergallen hat, eisenschützigr Sandboden, grober Kies und Töpferthon taugen nicht dazu, bis sie durch Dünger und Mischung mit andern Erdarten verbessert werden. Bey regenhafter

Witterung ist es am besten, den Kleesaamen, wenn die Gerste untergeackert wird, gleich darauf zu säen, und mit einer leichten Egge oder einem Dornbüschel einzueggen. Ist aber Dürre zu vermuthen, so läßt man den Acker erst abtrocknen, und säet hernach den Klee ins dürre Land, wo er 3 bis 4 Wochen liegen kann, ohne zu verderben. Man eggt ihn mit einem Dornbüschel oder walzt ihn unter. Wird auf die Saatfurche gesäet, so muß der Klee gleich nach der eingeegten Gerste auch gesäet und eingewalzet, oder alsdenn erst aufgestreut werden, wenn die Gerste aufgegangen und fast einen Finger lang ist. Und dieses muß geschehen, wenn kein Thau mehr an der Gerste ist. Er wird alsdann gleich eingewalzt. Kommt Regen bey der Gerstenbestellung, so darf man den Kleesaamen nicht hinein schmieren. Bey windstillem Wetter säet man am besten. Man nimmt auf den Morgen von 160 □ Ruthen, (die Ruthe zu 16 dresdner Schuhen,) 9 Pfund Kleesaamen, und die Regel ist: lieber zu dick, als zu dünne. Geht der Saame nicht auf: so überstreut man den Acker noch einmahl im Herbst, wenn die Gerste gemähet ist, an einem Abend wenn Regen zu vermuthen ist. Dieses thut man auch an einzelnen leeren Flecken, wenn er nicht überall gekommen ist. Von der Gerste wird der vierte Theil des gewöhnlichen Saamens weniger genommen, wenn man Klee hinein säen will.

Wenn die Klee-Gerste abgemähet ist, muß man sie 4 bis 6 Tage liegen lassen, und hernach die Schwaden mit dem Harkenstiel (Rechen) oder einem andern Stocke wenden, daß der Klee trockne. Das Wenden muß behutsam des Morgens oder gegen Abend geschehen. Nach der Gerstenerndte kann man den Klee, wenn die Witterung günstig ist, noch einmahl mähen und zu Heu machen, oder grün verfüttern.

tern. Nur muß man sich hüten, ihn zu spät im Herbst noch abzumähen: weil davon viele Stöcke auswintern. Die Schafe darf man nicht darauf treiben lassen: sie fressen das Herz aus den Stöcken. Im Herbst überstreut man den Klee Acker dünne mit kurzem Mist. Wenn es aber viele Mäuse giebt, so unterläßt man im Herbst die Bedeckung mit Mist: weil unter selbigem die Mäuse so nach den Klee-Würzeln gehen, geschützt werden und sehr vielen Schaden thun. Wer keinen Mist hat, nimmt ungebrannten gemahlnen Gips, so viel als man Frucht auf den Acker säet, und streut ihn im Februar auf, wenn der Schnee von den Feldern wegthauet. Doch taugt der Gips nicht auf nassen Boden. Wo es an Gips fehlet, kann man gemahlne Steinkohlen, Mergel, Ruß, Holzasche, Seifensieder-Asche, Sägespähne, Mistlake und dergleichen brauchen, welches im Februar oder März darauf gebracht wird. Im März harkt man den Mist, wenn dergleichen darauf ist, herunter, und überzieht den Acker mit einer hölzernen Egge. Sollte der Klee ausgewintert seyn, welches selten geschieht, so stürzt man den Acker und bestellt ihn mit Hafer, Sommer-Rübsen oder Spätflachs.

Das Abgrasen oder Mähen des spanischen Klees fängt man an, wenn die Knospen hier und da aufbrechen, und die Blüthe anfängt. Es muß nicht vor 7 oder 8 Uhr des Morgens geschehen, ehe die Sonne den Thau aufgezogen hat. Wird er naß eingebracht, so muß man ihn auf der Tenne dünn aus einander streun und trocknen lassen, ehe man ihn verfüttert. Auf Haufen entbrennt er leicht, und wird schädlich. Die beste Fütterungsart mit grünem Klee ist, daß man ihn mit Stroh vermischt, oder mit untergemengtem Stroh gröblich auf der Hexelbank, schneiden läßt. Auch kann man abwechseln mit

 an-

anderm Futter zwischen dem Klee, und eine Hauptregel ist, daß man dem Vieh nicht zu viel auf einmal gebe: sondern aus jedem Futter wenigstens drey Portionen mache: zumahl, wenn der Klee noch jung ist. Man muß im Anfange nur kleine Portionen geben, bis das Vieh größere vertragen lernt. Auch ist wohl zu merken, daß man das Vieh nicht gleich auf den Klee saufen läßt, denn davon wird es aufgebläht: sondern lieber ehe man ihm das Futter giebt. Jungem Vieh ist Klee - Heu besser, als grüner Klee. Muß man diesen füttern, so vermenge man ihn daher wohl mit Stroh. Bekommt das Kalb den Durchlauf: so giebt man ihm ein rohes Ey mit der Schale ein, dieses hilft. Wer viel Klee füttert, thut wohl, dem Rindvieh im August zur Ader zu lassen. Den Schaafen giebt man vom Klee, der in der Blüthe steht, im Anfange aufs Stück etwa 4 Pfund in 4 Futtern, dann 6 Pfund in 5 Futtern, und so fort bis auf 10 Pfund. Von jungen Klee muß man mit einem halben Pfund anfangen und wechselsweise trockenes Futter dazwischen geben.

Zum Heu wird der erste Klee Wuchs gehauen, wenn er in voller Blüthe steht, etwa 14 Tage vor Johannis. Man läßt ihn in Schwaden liegen, bis er oben ganz dürre ist. Alsdann werden die Schwaden des Morgens oder Abends mit einer Streugabel, allemahl zwey gegen einander zusammen gewendet. Ist er nach einigen Tagen auf der andern Seite auch abgetrocknet, so wird er des Abends, wenn der Thau gefallen ist, auf kleine Haufen zusammen geschoben oder gerollt, das übriggebliebene Gebröse wird sogleich nachgeharkt. Des Morgens vor 8 bis 9 Uhr wird zusammen gehäufet und eingefahren; späterhin würden die Blätter und Blumenknospen abfallen. Fällt Regenwetter ein: so ists am Besten, den Klee

in

in den Schwaden liegen zu lassen, und ihn hernach beym Sonnenschein des Morgens und Abends mit den Händen oder dem Harkenstiel aufzulüften. Auf dem Heu-Boden, oder in den Scheuren und Schuppen, darf der Klee nicht fest eingestampft werden und man muß ihm recht viel Luft lassen. Man kann zu dem Ende Hölzer einschlagen, und Querstangen daran befestigen, so daß die obere Lage auf den Stangen ruhet. Oder man legt zwischen jede Fuhre Heu eine Schicht Stroh einer Hand hoch. Hat man Raygras oder Rosgras mit unter den Klee gesäet, so ist dieses nicht nöthig. Aber die beste Art, das Klee-Heu aufzubewahren, ist, es in einem Schober aufzuthürmen, dergleichen zu Anfange dieses Unterrichts abgebildet ist.

Man wählt im Hofe oder Garten einen Ort, der trocken und keinem Wasserschaden ausgesetzt ist. Auf diesen setzt man (1) fünf lange Stangen und bindet sie (2) oben an den Spitzen mit einem Bastband oder Strick so lose zusammen, daß sie sich unten leicht auseinander geben. Diese stellt man (3) unten mit den dicken Enden gleich weit aus einander aufrechts in einen Kreis von 4 biß 5 Fuß im Durchschnitt, so daß eine Pyramide daraus wird. Die Stangen müssen desto höher und stärker seyn, je größer der Schober werden soll. Auf den Boden legt man (4) eine von 4 Brettern zusammen gefügte Röhre, wenigstens 1 Schuh hoch und breit so an, daß ein Ende davon in den innern Kreis zwischen die Stangen hinein, und das andere bis über den ganzen Umfang des Schobers hinaus reicht; damit durch diese Röhre die Luft hinein, und oben durch die Stangen wieder hinausziehen kann. Nun panset man den Kleeschober um die Stangen herum recht geschickt, so daß er eine feine Rundung bekommt, so weit in die Höhe, bis (5) die Hohlung, welche die Stangen machen, noch 1 oder 1 $\frac{1}{2}$ Fuß im

Durchschnitt hat. Hier wird (6) ein Dach von Stroh an die herausragenden Stangen befestigt, welches das Heu gegen den Regen schützt, und oben über das durchgehende Loch (7) noch ein kleines Dach, damit es nicht zu der Oefnung hinein regnet. Dieses darf aber nicht fest aufliegen.

In einem solchen Haufen bleibt das Klee- und anderes Heu am besten verwahrt.

Eine schöne Erfindung ist es auch, daß man den Klee grün auf der Futterbank schneidet, mit Salz und Wasser anfeuchtet und eben so einmacht, wie Sauerkraut. So verliert er nichts durchs Eintrocknen, da sonst von 6 Zentner grünem, 5 Zentner eintrocknen. Das Vieh frißt den eingemachten Klee gern, und er ist ihm so gesund, wie dem Menschen das Sauerkraut. Die Kühe milchen auch vortreflich darnach. Mengt man ihn handvollweise unter das dürre Futter, so kann er auch den hochträchtigen Kühen nichts schaden. Wer keine Fässer und Tonnen dazu hat, mache eine Grube an einem trocknen Orte, je tiefer, je besser, schlägt sie mit Thon oder Letten aus, daß sie wasserfest wird, und versiehet sie mit einem Dache. Darinne kann er auf ein ganzes Jahr Klee einmachen.

Den Saamen zieht man von zweyjährigem Klee, indem man den ersten Wuchs im Frühjahr vor der Blüthe hauen und den zweyten stehen läßt. Doch ist es gut, auch etwas vom ersten Wuchs in Saamen gehen zu lassen; wenn etwa der zweyte umschlagen sollte, wegen nasser Witterung. Ein Morgen von 160 □ Ruthen kan 80 bis 100 Pfund Saamen bringen, wenn alles gut geht. Wenn er reif ist, schneidet man die Köpfe mit der Sichel ab, und trocknet sie auf Tüchern Alsdenn drischt man den Saamen mit Haselstöcken auf der Diele heraus. Beym Reinmachen stellt man sich in Zugwind, hält die Wurfschaufel mit Spreu und Kör-

Körnern in die Höhe und läßt alles ganz langsam in einen Kasten herab fließen; da denn der Wind die Spreu wegführt. Es ist aber nicht rathsam, mehr Saamen zu zeugen, als man selbst braucht: weil der Acker dadurch sehr ausgezehrt wird. Am vortheilhaftesten ist es, diesen Klee nur ein Jahr, nähmlich in der Brache, zu benutzen: weil dabey dem Getraidebau gar nichts entzogen wird.

Die Bestellung nach der Klee-Stoppel geschieht alsdenn auf folgende Weise. Man haut den dritten oder vierten Wuchs, wenn er eine Hand hoch ist und streut die Schwaden umher, pflügt es beym Umstürzen der Stoppel mit unter, und bestellt sogleich die Winterfrucht in die umgebrochene Stoppel, 14 Tage vor oder nach Michaelis, wenn es weder zu naß, noch zu trocken ist. Es müssen dabey schmale tiefe Furchen gezogen, und der Saame tüchtig untergeeggt werden. Wo schwerer Boden ist, muß man die Stoppel schon im Anfange des Augusts umbrechen, ein paarmahl tapfer eggen, am besten nach einem Regen, hernach vom 6ten bis 9ten Sept. zum zweytenmahl mit dem Rührhaaken pflügen und die Winterfrucht säen. Waitzen geräth in der Kleestoppel vortreflich: aber auch Roggen wird darinne oft schöner, als in gedüngtem Acker. Winterspelt oder Dinkel thut auch gut. Läßt sich schwerer Boden wegen Dürre oder Nässe nicht bezwingen: so bestellt man ihn über Sommer, und erhält desto schönere Gerste.

II. Luzerne, Dauerklee, ewiger Klee, auch Stutterheimer, türkischer, blauköpfigter Klee genannt, ist noch ein besseres Futterkraut, als der spanische Klee. Er ist ergiebiger, wächst zeitiger im Frühjahr und dauert länger. Er verlangt aber einen fetten Boden, dessen Erdart bis auf 5 Fuß einerley

ley ist, und die etwas feucht, doch nicht naß, und 4 bis 5 Fuß tief kein Wasser unter sich hat. Denn so bald die Wurzeln auf die Nässe oder auf Lehmen kommen, sterben sie ab. Der Acker zur Luzerne wird im Herbst entweder zweymal gepflügt, und die Länge und Queere geeggt, oder wer es thun kann, läßt in derselben Furche einen zweyten Pflug, allenfalls einen tüchtigen Haaken-Pflug folgen, und die Erde 6 bis 8 Zoll herauf bringen, damit sie Frost und Regen im Winter durchdringe. Es ist nicht gut, frisch zu düngen, weil davon viel Unkraut wächst; sondern besser thut man, einen Acker dazu zu nehmen, der das Jahr vorher stark gedünget gewesen, und Weißkraut, Kartoffeln, türkischen Waizen und dergl. getragen hat, und der durchs Behacken recht mürbe und von Unkraut gereinigt worden ist. Zu Ende des Aprils, oder auch später im May, Junius oder Julius wird die Luzerne an einem windstillen Abend, wenn Regen zu vermuthen ist, gesäet, und des Morgens eingeharkt, oder mit einer hölzernen Egge, von einem Manne gezogen, eingeeggt: indem das Zugvieh zu tief in den lockern Boden tritt. Zur Saat wird 6 Zoll tief geackert. Auf den Morgen von 180 □ Ruthen säet man 8 bis 10 Pfund. Zur Beyfrucht kann man Hafer nehmen und mit dem jungen Klee abhauen und verfüttern; auch Sommerrübsen, Buchwaitzen, und dergl. Will das Unkraut den ohne Beyfrucht gesäten Luzerneklee überwachsen: so haut man ihn einige mahl ab. Allenfalls müssen auch die kriechenden Unkräuter herausgejätet werden. Ein solcher Luzern-Acker, der im April, oder May besäet worden, wird schon im ersten Sommer dreymal gehauen, damit sich die Stöcke bestauden: in den folgenden Jahren aber 4 bis 7 mahl. Und so dauert er 15 bis 20 Jahre. Er bläht das Vieh nicht so leicht auf, wie der spanische Klee, muß aber doch

wenn

wenn er jung ist, mit Vorsicht gefüttert werden. Zu Heu läßt er sich leichter machen als jener. Wenn man nach jedem Hiebe die Stoppeln mit Mistgauche, die mit Wasser vermischt wird, oder mit Lauge von Kalk und Asche begießt: so wächst er zusehends. Außerdem muß er ein Jahr ums andere mit gemahlenem ungebrannten Gips, Asche, Ruß, Mergel, Düngsalz und dergl. bestreut werden, oder vor Winters mit kurzem Mist, der im Frühjahr wieder abgeharkt wird. Auch wird er alle Frühjahr mit einer eisernen Egge aufgekratzt. Wenn sich leere Plätze zeigen, besäet man sie wieder, oder läßt einen Stock darneben in Saamen gehen. Ein Fleck Luzerne giebt, wenn es in gutem Stande ist, 6 mahl so viel Futter, als die beste eben so große Wiese, und man hat aus der Erfahrung berechnet, daß ein solcher Acker binnen sieben Jahren, nach Abzug aller Kosten, 60 Thlr. mehr abgeworfen hat, als das beste Kornfeld.

Will man einen Luzern-Acker wieder zu Kornfeld umbrechen: so ist es am besten, ihn umzugraben. Oder man spannt 2 bis 4 Pferde vor einen starken Pflug, der mit einem scharfen Sech versehen ist, und pflügt ihn bey trocknem Wetter um. Leichter geht es, wenn man den Rasen vom Acker im Herbst mit einem ordentlichen Schäl-Pfluge abschälet, die Rasen auf Haufen bringt und die Wurzelstöcke blos stehen läßt; da verfaulen sie im Winter. Im May kann man nun leicht pflügen, die Rasenhaufen vor der Saatfurche wieder ausstreuen, und den Waitzen, Spelt, Hanf und dergl. ohne weitere Düngung bestellen, und eine reiche Erndte davon erwarten.

III. Die Esparsette, oder der Esper-Klee ist, das nahrhafteste und süsseste Futter für alles Vieh, besonders für Pferde, und ist gar keine Gefahr dabey. Sie wächst im schlechtesten Boden, wenn er nur 4.

bis

bis 5 Fuß tief überein ist, und unten kein Wasser hat. Man bereitet den Acker, wie bey der Luzerne, und säet sie im Innius lieber zu dick, als zu dünn. Sie giebt jährlich zwey bis drey Erndten, 10 bis 15 Jahre nach einander. Man pflügt den Acker, wie bey der Luzerne, und beym Hauen läßt man etliche Zoll lange Stoppeln. In den ersten zwey Jahren läßt man die Esparsette so wenig als die Luzerne Saamen tragen, weil die Stöcke davon leicht ausgehen: nachher aber kann man die Esparsette Saamen tragen laßen, und dann schneidet man eine Handvoll Hülsen nach der andern ab, wenn sie anfangen braun zu werden, und läßt sie auf einem luftigen Boden wohl trocknen. Alsdenn wird der Saame mit einem Stocke ausgeschlagen.

38.

Wie Wilhelm Denker seinen jährlichen Ueberschuß angelegt und gesparet, so daß er allmählich reich geworden.

Erwerben thut es nicht allein,
Mußt's Sparen auch verstehen,
Und klüglich alles theilen ein:
So wird dirs wohl ergehen.

Durch den fleißigen Kleebau und überhaupt durch die immer weiter gehende Verbesserung der Felder und des Viehstandes, erwarb sich nun Wilhelm Denker immer mehr. Es giebt aber Bauersleute, welche durch Erbschaften, durch gute Erndten in theuern Zeiten, oder durch andere Glücksfälle in kurzer Zeit reich und hernach bald wieder arm werden. Diese mögen auch bey Denkern in die Schule gehen. Er hatte einen Wand Schrank in der Stube, worinn er sein Geld aufbewahrte. An die Thür vor diesem Schran-

Schranke klebte er ein Papier, auf welchem mit großen Buchstaben folgende Hauslehren geschrieben waren:

Spare in der Zeit: so hast du in der Noth.

Was du ersparest, brauchst du nicht erst zu erwerben.

Wenn du in der Jugend nicht sammelst, was willst du im Alter finden? Junge Schlemmer, alte Bettler.

Kaufe nicht, was du brauchst: sondern nur was du nicht entbehren kannst.

Richte die Ausgabe nicht nach der Einnahme: sondern nach der Nothdurft.

Vernünftiger Aufwand bringt mehr ein, als unvernünftige Sparsamkeit.

Wenn das Wasser sich in Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben: Darum muß nur ein Geldbeutel im Hause seyn, und den muß der Hausvater haben.

Was du selbst machst, brauchst du nicht zu verlohnen.

Was des Aufhebens werth ist, laß nicht aus Faulheit liegen.

Was verdirbt, bringt weder Nutzen noch Dank.

Iß, was sättigt! Trinke was den Durst löscht! Trage was den Leib bedeckt: so wird deine Ausgabe die Einnahme nicht übersteigen.

Wer kleine Risse zustopft, bekommt keine großen zu repariren.

Aus Pfennigen werden Groschen, und aus Groschen Thaler.

Nach diesen Sprüchen richtete er sich sorgfältig. Er gab keinen Heller Geld für Leckereyen oder für Bettelstaat aus. Es kam kein Loth Kaffe, Zucker oder fremdes Gewürz in sein Haus, und er und seine Frau und Kinder trugen nicht gern einen Faden am Leibe, den sie nicht selbst gesponnen hatten. Bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gelegenheiten ließ er wohl etwas aufgehen: es durfte aber nicht viel dazu gekauft werden, sondern mußte das meiste aus seiner Wirthschaft genommen seyn. So wie er nach und nach am Vermögen zunahm, verthat er doch nicht mehr Geld als zuvor. Er pflegte zu sagen: "wenn ich satt bin und einen Rock für den Tag und ein Bett für die Nacht habe: was

brauche

brauche ich mehr? Pasteten nähren nicht besser, als Hausmannskost: ein seidner Kittel hält nicht wärmer, als ein wollener, und wer müde ist, schläft auf einem Strohsacke so ruhig, als auf Pflaum Federn." Dagegen war er der festen Meynung: wenn Gott eine Haushaltung besonders segne, daß sie etwas übrig habe: so geschehe es deswegen, damit sie die christliche Liebe gegen Arme und Nothleidende desto mehr ausüben solle; und dieß that er redlich. Vielerley Ausgaben, welche den Bauersleuten schwer fallen, ersparte er dadurch, daß er bey schlimmen Wetter, oder des Sonntags überall in Kammern, auf den Böden und in Scheuren und Ställen umhergieng, und visitirte, ob irgendwo eine Dachziegel fehlte, ein Stein aus der Mauer gefallen, oder sonst der geringste kleine Schaden an einem Gebäude entstanden sey: und da hatte er allerhand Werkzeug und war so geschickt, daß er die kleinen Fehler selbst ausbesserte, ehe sie größer wurden. So machte er es auch mit dem Ackerwerkzeuge und allem Hausgeräthe, und seine Kinder hielt er auch dazu an.

Mit dem Vieh hatte er selten Unglücksfälle: weil er es im Stalle fütterte, und die Fütterung mit großer Vorsicht und immer gleich einrichtete. Wegen der schönen Ordnung, die in seinem ganzen Haushalte war, gieng auch sonst nicht viel zu Schaden und wurde alles aufs höchste benutzt. Mit Feuer und Licht war er behutsam, und vor Zänkereyen und Prozessen hütete er sich, wie vor dem Feuer. Die herrschaftlichen Abgaben legte Denker immer vor dem Termin zurecht und ehe diese berichtigt waren, kaufte er auch das Nothwendigste nicht. Dadurch ersparte er alle Executions- und andere Gebühren und hatte sein Lebenlang mit der Obrigkeit nichts zu schaffen; als wenn er etwa die für fleißige und kluge Bauern ausgesetzte Belohnungen empfieng. Auf solche Art hatte er jährlich einen starken

ken Ueberfluß der Einnahme über die Ausgabe. Er kaufte aber nicht eher neue Aecker zu, bis seine Kinder heran wuchsen, daß sie fleißig mit Hand anlegen konnten bey der Feldarbeit. Nun kaufte er allmählich ein Stückchen Land ums andere, und setzte eins ums andere auch in bessern Stand. Auf diese Weise gelangte **Wilhelm Denker**, der mit keiner vollen Hufe angefangen hatte, binnen 34 Jahren zu 4 Hufen des besten Landes, und seine ganze Kunst bestand, wie man gesehen hat, in folgenden Punkten.

1) Daß er die Feld- und Hauswirthschaft nicht nach dem alten Schlendrian trieb: sondern alles immer besser zu machen suchte.

2) Daß er nicht mehr Land zu bauen übernahm, als er mit Frau und Kindern, ohne Gesinde, zu jeder Zeit bestreiten konnte.

3) Daß er erst den Viehstand verbesserte und durch diesen das Land immer besser und besser machte.

4) Daß er beym Ueberfluß schon für die Noth sorgte, und auf Vorrath auf dem Boden und im Geldbeutel bedacht war.

5) Daß er 4 Kinder hatte, die so wurden, wie er und seine brave Frau.

6) Daß er in seinen Sachen Ordnung hielt, alles aufschrieb und immer wußte wo er zu Hause war.

Wers ihm in diesen Stücken fleißig nachthut, kann sicher seyn, daß ihn Gott auch segnen, und reich machen wird, **wenns ihm nütze ist.** Denn manchen Leuten ist der Reichthum so gefährlich, wie einem Kinde ein spitziges Messer; so daß sie ihrer Seelen Seligkeit dadurch verscherzen. Für diese ist es besser, sie bleiben arm und retten ihre Seele: als daß sie hier in diesem kurzen irdischen Leben reich würden, und hernach in der Ewigkeit dafür büßen müßten. **Denker** war kein Geitzhals: er scharrte und schabte nicht alles zusammen und hütete sich vor un-

gerechtem Gut. Sein tägliches Dichten und Trachten gieng auch nicht eben dahin, reich zu werden, sondern nur immer dahin, wie er jede Sache am verständigsten und besten einrichten könnte, daß es Gott wohlgefalle, und daß die Menschen Freude und Nutzen davon hätten. Da kam denn der Segen Gottes von selbst, und er wurde reich mit Ehren. Ja wohl, kann man sagen, mit Ehren: denn der Fürst selber ehrte diesen braven Bauersmann so sehr, daß auf seinem Befehl eine Beschreibung von Wilhelm Denkers Wirthschaftswesen in das Wochenblatt gesetzt werden mußte, worinne er dem ganzen Lande zum Exempel vorgestellt war. Nach seinem Tode wurde der hier abgebildete Leichenstein auf sein Grab gesetzt.



Des Noth- und Hülfsbüchleins dritter Theil.

Wie sich Bauersleute in allerhand Nothfällen helfen können.

39.

Von der künstlichen Beschaffenheit des menschlichen Leibes, wie auch von der großen Kunst des Arztes und dem gottlosen Betrug der Quacksalber und Marktschreyer.



Gift, Lug und Trug bring ich zu Kauf der dummen Welt.
Wie Mücken fallen sie von meiner losen Waare;
Doch lägen täglich hundert auf der Bahre:
Die Narren geben mir für Quark doch blankes Geld.

* Der menschliche Leib ist so künstlich gebauet, und aus so vielerley Theilen und Gliedern zusammengesetzt, daß man die Weisheit und Kunst, welche Gott daran bewiesen hat, nicht genug bewundern kann.

Man zählt allein 249 große und kleine Knochen im Menschen. Die Knorpel, Fleischmuskeln, Sehnen, Häute, Adern und Nerven sind nicht zu zählen: und alles, bis aufs kleinste Fleisch-Fäserchen, hat seine gewisse Verrichtung und seinen Nutzen. Die Knochen geben die Festigkeit, wie das Zimmerholz in einem Gebäude, und sie sind durch Knorpel und Häute so aneinander gefügt, daß sie überall, wo es nöthig ist, biegsame Gelenke haben. Die Muskeln sind Fleischklumpen, welche sich wie eine Schnecke zusammen ziehen und ausstrecken, und vermittelst der Sehnen sind sie an die Knochen befestigt: so daß durch ihr Zusammenziehen oder Ausstrecken die Knochen und dadurch alle Glieder bewegt werden. Im Kopfe ist das Gehirn, aus welchem eine Menge dünner Fäden ausgehen, die man Nerven nennt. Zwey gehen in die Augen, zwey in die Ohren, zwey in die Nase und unzählige gehen durch das Rückenmark in alle Glieder, bis in alle Pünktchen der Haut. Diese Nerven machen, daß die Seele in uns erfährt, was wir sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen. Im Halse ist vorn die Luftröhre, durch die wir Athem holen, und dahinter ist die Gurgel oder Speiseröhre. Der Rumpf hat inwendig zwey Höhlen, zwischen welchen das Zwergfell ausgespannt ist. Oben ist die Brusthöhle, in der die beyden Lungen liegen, und das Herz. Die Lungen ziehen, wie Blasebälge, durch das Athemholen frische Luft in uns, um das Blut abzukühlen, daß es sich nicht erhitzt. Wenn es sich daher erhitzt, so geht gleich das Athemholen geschwinder, z. E. wenn man läuft, oder Bergauf steigt, oder das Fieber hat; besonders aber in der Lungen-Entzündung, im Seitenstich und andern Brustkrankheiten. Vermittelst der Lungen wird auch die Stimme zuwege gebracht; indem man durch diese die Luft schnell durch die Gurgel

stößt,

stößt, und diese mehr oder weniger zusammenzieht, daß es klar oder grob klinget. Das Herz ist fast so beschaffen wie eine Spritze, indem es das Blut durch die Pulsadern in den ganzen Leib und alle Glieder hinaustreibt, von da es durch die Blutadern wieder ins Herz zurück fließt; durch welchen beständigen Umlauf des Blutes der Nahrungssaft in alle Glieder geführt wird. Bey jedem Druck, den so das Herz thut, geschieht ein Pulsschlag, der das Blut in den Adern weiter rückt. Man muß daher zuweilen nach dem Pulse am linken Arme gleich unter dem Daumen fühlen: damit man merke, wie er gewöhnlich geht, und unterscheiden lerne; wenn er unordentlich geht. Bey einem gesunden Menschen geschehen nämlich in einer Minute 60 bis 70 Pulsschläge. Zählt man nun deren bey einem Kranken über ein Drittheil mehr: so ist ein heftiges Fieber da. Der Puls ändert sich auch bey Krankheiten in der Stärke und Schwäche des Anschlagens, und in der Härte und Weichheit. Ein harter Puls schlägt wieder den Finger, den man daran hält, wie wenn die Ader von Holz wäre. Zuweilen ist der Puls auch unordentlich, da die Schläge nicht immer in gleicher Zeit aufeinander folgen, sondern einer länger ausbleibt, als die andern, oder bald starke bald schwache Schläge geschehen. Auch bleibt zuweilen nach 5 oder 10 Pulsschlägen einer gänzlich aus.

Unter dem Zwergfelle in der Bauchhöhle liegt nun der Magen, die Leber, die Galle, die Milz, die Nieren, die Blase, das Gekröse und die Gedärme. Im Magen wird Speise und Trank gleichsam zerkocht und in einen Brey verwandelt. Dieser Brey geht aus dem Magen in die dünnen Gedärme. Hier scheidet sich der taugliche Nahrungssaft daraus von dem Unrathe, und tritt in die Milchgefäße des Gekröses. Aus diesen geht er in den Milchbehälter und

von da ins Blut. Wer dieses bedenkt, wird nun leicht begreifen, was für grosse Wissenschaft und Kunst dazu gehört, eine Krankheit ordentlich und mit Verstand zu curiren. Man muß nämlich alle die tausend verschiedene Theile des menschlichen Leibes auswendig und inwendig kennen und verstehen; man muß aus gewissen Kennzeichen, aus einem besondern Schmerz in jedem Theile, aus Frost und Hitze, aus dem Pulse und Athemholen, aus dem Speichel, aus dem Schweiß, aus der Verstopfung und Oefnung des Leibes, auch aus dem Urin und noch aus vielen andern Dingen urtheilen können, was und wo es einem Kranken fehlt; man muß tausend und mehr Kräuter und andere Dinge kennen und ihre Kraft wissen; man muß geübt seyn, zu unterscheiden, wie viel man diesem oder jenem Menschen, nach seiner Natur, von einer Arzney geben darf: denn es giebt Arzneyen, von denen ein Körnchen zu viel, den Kranken tödtet, und der geringste Fehler in einer Cur, als z. E. zur unrechten Zeit Aderlassen, purgiren, Schweiß treiben, kann einen auf zeitlebens ungesund machen, oder ihm den Tod zuziehen. Alles dieses muß man also wissen und verstehen, wenn man mit gutem Gewissen Kranke curiren will: so daß ein gewissenhafter Arzt sein ganzes Lebenlang daran zu studiren hat, und doch nicht auslernt. Daraus ist nun gewiß zu schließen, daß nicht jeder Mensch sich selbst curiren kann, und Bauersleute am wenigsten, da sie nicht Zeit haben, alles dieses zu lernen.

Was ist aber wohl von Leuten zu halten, welche von allem dem kein Wort verstehen, und sich doch damit abgeben, andere zu curiren? — Sie sind Betrüger und Mörder, die ihren Nächsten aus Gewinnsucht um Leben und Gesundheit bringen. Und was soll man von denen halten, die in Krankheiten bey Marktschreyern, Scharfrichtern, Schindern, Hirten, alten Weibern, Halbmeistern und andern Pfuschern und Pfuscherinnen Hülfe

suchen?

suchen? — Sie sind einfältige Betrogene, die ihr Geld wegwerfen und dazu ihre Gesundheit und ihr Leben in die Schanze schlagen. Denn wenn auch einmahl einer auf die Arzney eines solchen Quacksalbers wieder gesund wird: so hat sich die Natur selbst geholfen, und er kann froh seyn, daß er nun für sein Geld kein Gift bekommen hat. Wollte der Schmied Schuhe machen, der Schneider Pferde beschlagen, der Schuster weben, der Weber predigen, der Pfarrer pflügen, der Amtmann dreschen: so würde jedermann sagen, das sey die verkehrte Welt, oder was deines Amts nicht ist, da laß deinen Fürwitz; und keiner würde bey einem Meister wollen arbeiten lassen, der seine Kunst nicht gelernt hätte. Desto vorsichtiger sollte man also bey der Arzneykunst seyn: weil es dabey auf Gesundheit und Leben ankommt, und weil sie sogar schwer zu lernen ist. Man thut hier gewiß besser, wenn man lieber gar nichts braucht: als wenn man vor die unrechte Schmiede gehet, und verkehrte Mittel anwendet."

Diese Lehren las der Amtmann Justus einmahl im Konvent vor, das er Sonntags mit seinen Bauern hielt. Wie es doch unter allen Ständen Leute giebt, die etwas besonderes an sich haben, so hatte dieser Amtmann die besondere Meinung: er sey von Gott nicht allein deswegen über die Bauern gesetzt, daß er ihre Streitigkeiten ausmachen und ihre Fehler bestrafen; sondern auch deswegen, daß er ihnen in allen Fällen mit Rath und That an die Hand gehen, und ihren Vortheil suchen solle. In dieser Meinung hielt er alle Sonntage Nachmittags ein Konvent mit ihnen, wo jeder dazu kommen konnte, wer nur wollte, und da erklärte er ihnen den rechten Verstand und Nutzen der Landesgesetze und Rechte, und machte ihnen auch allerhand nützliche Sachen aus Zeitungen und ökonomischen Büchern bekannt. Einmahl trug er nun auch diese Lehren von der Beschaffenheit des menschlichen Leibes und der Arzneykunst vor. Einige Bauern

wandten ihm dagegen ein: daß doch der und jener unstudirte Bauerndoctor so geschickt wäre, daß er aus dem Urin sehen könne, wie alt einer sey, was ihm wehe thue, und was ihm sonst fehle; welches die studirten Aerzte wohl müßten bleiben lassen. Darauf erzählte aber der Amtmann etliche Historien von solchen Quacksalbern, deren Betrügereyen waren aufgedeckt worden. "Sie verstehen, sagte er, die Kunst, einfältige Leute auszufragen, und hernach stellen sie sich, als sähen sie das im Urin, was ihnen diese erst selbst gesagt haben. Einige richten ihre Weiber dazu ab, daß sie die Leute, welche das Wasser bringen, ausforschen, und ihnen das vorher hinterbringen, was sie hernach aus dem Urin prophezeihen. Andere horchen hinter der Thür, oder hinter einer spanischen Wand, was die Leute, welche Arzeney hohlen wollen, unter einander reden. Einen verdorbenen Schuster habe ich selbst gekannt, der als der größte Urinprophet und Wunderdoctor in der Gegend gerühmt wurde, dessen Schwager war Schenkwirth im Dorfe. Wenn nun ein neuer Patient kam oder schickte, dessen Umstände der Schuster noch nicht wußte; so war er allezeit nicht zu Hause, oder hatte nothwendig zu thun, und seine Frau bestellte die Leute in einer oder zwey Stunden wieder. Da giengen sie unterdessen ins Wirthshaus, und da war der Wirth darauf abgerichtet, daß er sie alles ausfragte. Was er erfuhr, schrieb er flugs in einen Brief und schickte ihn seinem Schwager. Kamen nun die Fremden wieder hin zum Schuster, so trat er mit einer großen Perücke hervor, nahm das Uringlas in die Hand, legte den Finger an die Nase, und erzählte ihnen so viel von ihren Umständen, daß sie vor Verwunderung Maul und Nase aufsperrten. Sie bezahlten nun dem Lügenpropheten gern, was er verlangte, und dieser theilte das Geld mit seinem Schwager. Die Pillen, die

er

er den Leuten gab, machte er aus bloßer Semmel-Krume und vergoldete oder versilberte sie, und seine Fieber-Pulver aus Zucker und Salz und Kreide. Und dieses war noch gut, daß er seinen Patienten keine schädlichen Sachen gab. Ich habe einen Bader gekannt, der curirte das kalte Fieber durch Tropfen, zu welchen er Arsenik oder Rattengift nahm. Davon vergieng das Fieber, und er war deswegen berühmt, daß ers vertreiben konnte. Aber hintennach bekamen die Leute von seinen Gifttropfen schlimmere Zufälle, als das Fieber, und blieben zeitlebens ungesund." Der Prediger des Orts, welcher auch im Konvent war, erzählte ebenfalls dergleichen Geschichten, wovon etliche den Bauern selbst bekannt waren: so daß die meisten eingestehen mußten, es sey unverständig, thöricht und gefährlich, Arzeneyen von Jemanden zu nehmen, der die Arzneykunst nicht gelernt habe.

"Aber sagten etliche, wir giengen freylich lieber "zu ordentlich studirten Aerzten: wenn nur die Herren "Stadt-Doctoren nicht gar zu vornehm und zu theuer "für uns wären!" Ihr guten Leute, versetzte der Amtmann darauf: die Aerzte müssen freilich von ihrer Kunst leben, wie ihr von der Feld-Arbeit, und ich von der Feder. Allein ihr habt durchaus Unrecht, wenn ihr glaubt, ein rechtschaffener Arzt werde euch übertheuern. Ein Pfuscher kann dieses wohl eher thun: da diese auf lauter Betrug ausgehen. Aber ich muß euch so gar sagen, daß nicht leicht in einem andern Stande so viel gutherzige und mitleidige Männer gefunden werden, als unter den rechten Aerzten. Die meisten dienen den Armen gern umsonst, und wenn ihr ihnen eure Umstände sagt: so werden sie gewiß die Arzneyen so wohlfeil als möglich einrichten. Er fragte darauf diesen und jenen: welchen ordentlichen Arzt sie gebraucht und zu theuer oder zu

vornehm gefunden hätten? und da wußte fast keiner einen zu nennen, sondern sie gestunden, daß sie es noch nicht probirt hätten, und nur nach dem Hörensagen urtheilten. Dieses verwies ihnen der Prediger freundschaftlich: weil es sehr unbillig sey, so zu urtheilen. Er erzählte ihnen dagegen etliche Exempel von so braven Aerzten, welche sich durch ihre Menschenliebe eben so hervorthun, als durch ihre Geschicklichkeit, und setzte hinzu: solche Aerzte sind Engel Gottes auf Erden und es giebt deren Gottlob nicht wenig! Freylich wäre es besser, wenn in jedem Umkreise von etlichen Meilen ein Arzt und ein Wundarzt von der hohen Obrigkeit angestellt und so reichlich besoldet würde, daß er nicht vom curiren zu leben brauchte: welches eben so nöthig wäre, als die Unterhaltung der Lehrer in Kirchen und Schulen und der Amtleute und Schreiber. Da es aber noch nicht so ist, so rathe ich euch künftig in Krankheiten lieber zu den Aerzten in der nächsten Stadt zu gehen, als zu den Quacksalbern. Der Prediger nannte auch einige Aerzte, die er für gute hielt und die Bauern versprachen, sich ihrer Hülfe zu bedienen. Darauf las der Amtmann noch das Ende von der Schrift über die Beschaffenheit des menschlichen Leibes, wie hier folget.

"Wenn aber einer zum Arzt geht, und für einen Kranken Arzeney holen will: so muß er dem Arzt von allerley Umständen des Kranken Bericht geben, damit er die Arzeney darauf passend einrichten kann: eben so, wie man dem Schuster das Maaß vom Fuß nehmen läßt, damit die Schuhe gerecht werden. Daher ist es am besten, wenn der Bothe ein Papier mit nimmt, auf welchem die Antworten auf folgende Fragen geschrieben stehen.

Wie alt ist der Kranke? Ist er groß oder klein? Mager oder fett? Roth im Gesicht oder blaß?

Ist er sonst gesund und stark gewesen? oder hat er irgend einen Fehler am Leibe, z. E. einen Bruch, die güldene Ader, Verstopfungen, Ausschlag, Geschwüre und dergl. vorher gehabt, oder noch?

Wie hat er sich sonst im Essen und Trinken verhalten, mäßig oder unmäßig? Hat er sich etwa mit der Arbeit zu stark angegriffen?

Wie lange ist er krank?

Mit was für Zufällen hat das Uebel angefangen und bisher fortgedauert?

Ist der Puls viel geschwinder als sonst, schlägt er hart oder weich? Hat er Frost oder Hitze, oder eins ums andere?

Ist ihm den ganzen Tag überein zu Muthe, oder ändert sichs mit ihm zu gewissen Stunden, und wie?

Was thut ihm wehe?

Ist die Zunge trocken? Hat er einen üblen Geschmack im Munde? Hat er Neigung zum Brechen?

Hat er Lust zum Essen? Hat er Leibesöfnung? und wie oft?

Ist der Stuhlgang hart oder weich? vielleicht schmerzhaft oder blutig?

Geht das Wasser häufig ab?

Hat der Kranke Schweiß, und riecht dieser sauer, oder stinkt er?

Hat er den Husten, mit oder ohne Schmerzen?

Hat er den Auswurf durch den Speichel, und wie ist er beschaffen? Ist er blutig, schleimicht, weiß oder gelb?

Ist das Athemholen leicht oder schwer?

Ist der Kranke noch bey Kräften, oder schon schwach. Liegt er immer, oder kann er ausser dem Bett seyn? Schläft er, und wie? ruhig oder unruhig?

Was ißt und trinkt er?

Was für Arzeneymittel hat er bisher gebraucht? Hat er zur Ader gelassen, und am Arm, oder am Fuß? wie ist ihm darauf geworden? Hat er diese Krankheit vielleicht schon einmahl gehabt, und wie lange ist es her?

Bey Weibsleuten muß der Arzt auch accurate Nachricht von den besondern weiblichen Umständen, von der Schwangerschaft, Geburtszeit, dem Kinderstillen und dergleichen, erhalten, und bey Kindern muß man ihm melden:

Wie alt ist das Kind, nach Wochen gerechnet? Trinket es noch an der Mutter, oder ist es entwöhnet?

Wie

Wie ist sein Stuhlgang, ist er grünlicht wie Meerlinsen, oder wie gehackte Eyer? riecht er sehr sauer?

Geifert es viel, und fährt es oft mit dem Finger nach dem Munde?

Wie viel Zähne hat es? Hat es beym Zahnen viel zu leiden?

Ist es nicht geknüpft, oder unterwachsen? hat es doppelte Glieder?

Hat es die Pocken gehabt? und die Masern?

Gehen Würmer von ihm ab?

Hat es einen dicken Bauch?

Ist der Schlaf ruhig? oder fährt es zusammen im Schlaf?

Schreyt es viel, oder ist es stille?

Was bekommt es zu essen und zu trinken?

Hat es starken Hunger besonders nach trocknem Brode und trinket es gleich früh?

Hat es Ausschlag am Kopf, oder hinter den Ohren?

Auf diese Fragen muß der Bothe dem Arzte mündlich oder schriftlich Bericht geben können: damit er daraus muthmaßen könne, was es für eine Krankheit ist. Vom Wasser oder Urin kann man ihm auch eine Probe mitschicken: weil er daraus sieht, ob die Krankheit zu, oder abnimmt."

Von diesen Fragen meynten einige Anwesende im Konvent: es würde manchen Bauersleuten schwer fallen, sich auf so vieles zu besinnen, und manche könnten nicht deutlich genug schreiben. Der Herr Pfarrer nahm aber das Wort und sagte: wenn eins von meinen Pfarrkindern krank wird, so will ich allezeit gern den Bericht an den Arzt nach diesen Fragen aufsetzen; jedoch müssen die Leute auf Reinlichkeit und gesunde Luft in den Krankenstuben halten, wenn ich sie darinne besuchen soll. Darauf las der Amtmann weiter:

Weil aber der menschliche Leib so sehr künstlich gebaut ist: so muß man nicht denken, daß eine jede

Krankheit sich so geschwind heilen ließe, wie etwa der Schneider einen Lappen auf ein Loch flicket. Denn der Arzt kann die Arzeney nicht gerade an den kranken Theil z. E. an die Lunge, die Leber, ins Blut hinbringen; er müßte ja sonst den Leib aufschneiden: sondern sie kommt in den Magen, wird darinne ordentlich verdauet, das beste davon gehet in den Milchsaft, aus diesem ins Blut, und wird durch den Umlauf des Bluts in dem ganzen Leibe und allen Gliedern herumgeführt. Sie kann also nur ganz allmählig helfen, indem sie nach und nach die Säfte verbessert: eben so wie einem kranken Baume nicht auf einmahl zu helfen ist; sondern wenn man Mistlache an die Wurzel gießt, es eine gute Zeit dauert, bis die nahrhaften Säfte in den Aederchen des Baums in die Höhe steigen, und den Zweigen neue Kraft mittheilen. Muß man doch bey einem Beinbruche und bey äußerlichen Wunden oft lange Geduld haben, bis die Heilung folgt: desto mehr sollte man bey innerlichen Krankheiten Geduld haben, da der Arzt nicht in den Leib sehen kann; desto accurater sollte man seine Vorschriften befolgen und nicht gleich, wenn die Besserung verzögert, zu einem andern Arzte laufen, oder einnehmen, was die Nachbarn, Gevatter und Freunde anrathen, welche nichts von der Sache verstehen.

Dabey ist jedoch zu merken, daß es mit der Gesundheit beschaffen ist, wie mit einer Mühle. Der Müller wird gewiß nicht eher daran flicken und repariren, bis etwas daran entzwey gegangen oder verrückt ist. Also muß man auch keine Arzney brauchen, es sey, welche es wolle: bis man es nöthig hat. Und dieses ist besondes mit dem Aderlassen und Purgiren oder Laxiren zu beobachten. Das Aderlassen ist ein sehr gutes Mittel bey Schlagflüssen, gefährlichen Wunden, Entzündungskrankheiten, Blutspeyen und andern

Noth-

Nothfällen, das Leben zu erretten. Auch ist es ein Vorbauungsmittel für vollblütige Personen. Wenn bey diesen der Puls härter und stärker schlägt, als sonst; wenn sie röther aussehen, eine Schwere und Trägheit in den Gliedern spühren, unruhig schlafen, oft aufwachen, zuweilen von Herzklopfen, Ohnmachten, Schwindel, Kopfschmerzen, Hitze vor der Stirn, oder Nasenbluten befallen werden; oder wenn sie oft ein Jucken am Leibe fühlen, und sind doch nicht krätzig: für diese ist eine Aderläße dienlich. Dagegen giebt es auch Fälle, z. E. faule Fieber, Entkräftung, wo es so gut ist, als schlüge man den Patienten mit der Hand todt, wenn man ihm zur Ader läßt. Im Anfange einer hitzigen Krankheit, und wenn es nicht beym Fieber-Frost, sondern nach demselben beym Anfange der Hitze geschieht, ist das Aderlassen gut: aber wenn die Krankheit schon mehrere Tage gedauert hat, ist es gefährlich und darf nicht ohne Vorwissen des Arztes geschehen. Daher es auch an vielen Orten den Barbierern verboten ist, in solchen Fällen zur Ader zu lassen. Die Gewohnheit, daß gesunde Leute jährlich ein oder etlichemahl zur Ader lassen, nachdem sie in den Calender geguckt haben, ob es gut sey; so auch, daß alle Weiber während der Schwangerschaft etlichemahl lassen, ist gut für die Barbierer, welche jährlich ein paar Groschen damit verdienen. Es wäre aber besser, man gäbe ihnen das Geld lieber umsonst, als daß man sich unnöthiger Weise das Blut abzapfen läßt. Denn häufiges Blutlassen macht alt und schwach vor der Zeit, erregt Flüsse, Wassersucht und andere schlimme Zufälle. Am wenigsten dient es aber alten kraftlosen, blassen, oder armen Leuten, die wenig Fleisch essen. Solchen ist jeder Aderlaß ein Nagel zum Sarge. Man muß daher nicht eher dazu schreiten, als bis es höchst nöthig ist; oder bis es der Arzt verordnet. Und eben so ist

es auch mit dem **Purgieren** oder **Laxiren** beschaffen. Dieses muß nicht alle Jahre und zu gewissen Zeiten geschehen: sondern nicht eher, als wenn der Magen verdorben ist, oder wenn es der Arzt bey einer Krankheit vorschreibt. Es gilt auch hier was die Schrift sagt: **Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.**"

Aber nichts für ungut, gnädiger Herr, sagte der Müller aus dem Dorfe, der mit in dem Convent war, ich muß doch alle Jahr meinen Mühlgraben reinigen, und den gesammelten Schlamm heraus schaffen: sollte es mit dem Menschen nicht eben so seyn, daß sich von dem täglichen Essen und Trinken, und von dem vielen Staube, den man bey der Arbeit einschluckt, allerley Unreinigkeiten ansetzen, die durchs Laxiren weggebracht werden müssen? — "Da hat er Recht, **Meister Jacob**, antwortete ihm der Amtmann darauf, solcher Unrath sammelt sich auch wohl bey uns: aber bey einem gesunden Menschen, der sich viel bewegt und viel in der freyen Luft ist, wirft die Natur solchen Unrath von selbst hinaus, durch die Nase; den Speichelauswurf, den Schweiß und durch den Stuhlgang. Er wird nun wohl seinen Mühlgraben nicht eher reinigen, bis er merkt, daß er verschlemmt ist: und so braucht man auch nicht eher zu laxiren, als bis man merkt, daß sich Unreinigkeiten in uns gesammelt haben. Und dieses giebt die Natur durch Uebelkeit und einen bittern Geschmack im Munde des Morgens, durch eine unreine Zunge und Zähne, durch Aufstossen aus dem Magen, viel Winde und Blähungen, Mangel an Eß=Lust, eine Schwere im Magen, Schläfrigkeit nach dem Essen, und durch andere solche Zeichen zu erkennen. Wem so zu Muthe ist, der mag wohl einmahl laxiren, und es wird ihm besser darauf werden. Kraftlose, schwache Personen,

sonen, oder solche, die Fieberhitze haben, oder langwierige Verstopfung, dürfen es aber ja nicht thun, ohne erst den Arzt über ihre Umstände zu befragen.

40.

Die Kunst alt zu werden, oder kurze Lebens-Ordnung für Gesunde, für Kranke und für solche, mit welchen es wieder besser wird.



Denkst du dein Alter hoch zu bringen:
So halte Maaß in allen Dingen,
Im Essen, Trinken, Freud und Leid,
In Arbeit und in Schlafens-Zeit.
Mußt auch in die Natur nicht stürmen,
Als wäre sie von Stahl und Stein!
Durch kluge Mittel sie beschirmen,
Lehrt diese Vorschrift, folg' ihr fein.

Der himmlische Vater will haben, daß wir eine gewisse Zeit auf der Erde leben, und diese Zeit über im Denken, Wollen und Thun immer besser werden

werden sollen. Er weiß aber allein, wenn es für uns gut ist, daß wir sterben: und wenn diese Zeit kommt, nimmt er uns durch Schwachheit des Alters oder eine Krankheit, oder durch einen Unglücksfall zu sich ins ewige Leben. Weil wir nun diese Zeit und Stunde nicht wissen: so dürfen wir unser Leben auch nicht abkürzen; sondern wir müssen vielmehr sorgfältig darauf bedacht seyn, unsere Gesundheit und unser Leben so lange, als nur möglich zu erhalten. Willst du nun in diesem Stücke deine Pflicht thun, so halte

I. die Lebensordnung in gesunden Tagen

nach den Lehren des Altvaters Jesus Sirach und den Exempeln, welche hin und wieder in diesem Büchlein beschrieben sind. "Mein Kind, spricht der Altvater, gesund und frisch seyn, ist besser denn Gold, und ein gesunder Leib ist besser, denn groß Gut. Darum, was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz. Denn wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, der verdirbt darinne, und einem vermessenen Menschen gehts endlich übel aus. Weiter spricht er: Mein Kind, prüfe, was deinem Leib gesund ist, und siehe, was ihm ungesund ist, das gieb ihm nicht. Denn allerley dient nicht jedermann. Ueberfülle dich auch nicht mit allerley Speise und friß nicht zu gierig: denn viel Fressen macht krank, und ein unsättiger Fraß kriegt das Grimmen. Viele haben sich zu Tode gefressen, wie Gottfried Klaus in der 23sten Nummer dieses Büchleins: wer aber mäßig isset, lebt desto länger. Der Bauch nimmt nun zwar allerley Speise zu sich: doch ist, wie der Altvater Sirach sagt, eine Speise besser als die andere. Bemühe dich daher, immer so gutes Brod zu haben, wie Meister Conrad in Zückertshofen, und wenn dein Korn nicht gut ist, so verbessere es, wie in der 2ten Nummer dieses

Büchleins gelehrt worden. Sorge für Zukost nach der 3ten 4ten 10ten und 11ten Nummer, und lerne aus Num. 5. bis 6. dich vor schädlichen Kräutern und Wurzeln in Acht nehmen: daß es nicht heisse, der Tod in Töpfen, wie bey den Propheten-Kindern im 2ten Buch der Könige im 4ten Capitel. Bey den Fleischspeisen habe wohl Achtung auf das, was in Num. 12. steht. Zum Trinken wähle frisches Wasser, wie Num. 13. beschrieben ist, oder Bier nach der Vorschrift Num. 14. gebraut. Fehlt dir dieses, so wird dir das Brod-Bier Num. 15. nicht übel bekommen. Willst du dich an Sonn- und Festtagen auch durch einen Trunk Wein laben: so lerne von Nickel Rode in Num. 16. Wein aus Obst machen, wenn du keinen Weinberg hast. Der Wein, sagt Sirach, erquicket dem Menschen das Leben, so man ihn mäßiglich trinket: aber die Trunkenheit macht einen tollen Narren noch toller, daß er trotzet und pochet, bis er wohl gebläuet und verwundet wird, oder wie ein Vieh im Mistloche crepirt, wie Sauf-Jochen in der 18. Num. Lerne von der Zaunemannin aus Num. 19 die Speisen reinlich, schmackhaft und gesund zubereiten: lerne von diesem klugen Weibe Ordnung im Essen und Trinken, im Arbeiten und Ruhen, im Schlafen und Wachenhalten: beobachte die Gesundheitsregeln, welche auf der Seite 159. und 160. von ihr angemerkt sind. Vermeide dagegen alle Sauerey und Unreinlichkeit, dergleichen von ihrer Schwägerin gemeldet worden. Halte auf Reinlichkeit in deiner Wohnung, und auf frische gesunde Luft, wie Num. 23. lehret. Vor allen Dingen meide Hurerey und Unzucht: denn Sirach sagt: die sich an Huren hängen, werden wild und kriegen Motten und Würmer zu Lohn, und verdorren andern zum merklichen Exempel; wie es dem Hauptmann S... wiederfahren. Bemühe dich auch

immer

immer ein fröhliches Herz zu haben, und meide alles, was dir unnütze Sorgen, Aergerniß, Verdruß und Kummer machen könnte. Denn ein fröhlich Herz, sagt Sirach, ist des Menschen Leben, und seine Freude ist sein langes Leben: Traurigkeit hergegen tödtet viel Leute, und dienet doch nirgend zu. Eifer und Zorn verkürzen das Leben, und Sorge macht alt vor der Zeit. Das meiste Herzeleid, Mißvergnügen und Unglück kömmt aber daher, wenn man Uebels thut: wie solches die Exempel des Nickel Weise, Klaus Richmann, Michel Wolf und seiner drey Kinder, und andere klärlich bezeugen. Darum fürchte Gott, thue Recht und scheue niemand, und lerne von Hans Wohlmann ein ruhiges Gemüth und gutes Gewissen behalten dein Lebenlang. Denn, sagt der Altvater Sirach, wer sich mit seiner Arbeit nähret, und lässet ihm genügen, der hat ein fein ruhig Leben: das heißt einen Schatz über alle Schätze finden. Thust du dieses sorgfältig: so bist du sicher, daß du dein Leben nicht durch eigne Schuld verkürzest, und deine Gesundheit nicht selbst zerstörest.

II. Die Lebensordnung für Kranke.

Wenn dir nicht recht wohl ist, wenn du Kopfweh, Brustschmerzen, Leibesschmerzen, Ekel, Frost, Hitze, Mattigkeit, Reissen in den Gliedern, oder sonst etwas Unrechtes an dir spürest: so must du in deiner täglichen Lebens-Ordnung inne halten, bis der Fehler wieder gut gemacht ist; eben so, wie der Müller, wenn er merket, daß an der Mühle etwas zerbrochen ist, mit dem Mahlen inne hält, bis der Schade wieder hergestellt ist; weil sonst immer mehr daran zerbrechen würde. Thue also keine so schwere Arbeit, wie sonst; hüte dich vor Erhitzung und Erkältung; suche dein Gemüth durch etwas aufzumuntern; gehe bald, ohne Abendbrod zu essen, ins Bett, und bleibe

des Morgens etwas länger darinne, die Ausdünstung oder den gelinden Schweis abzuwarten. Sperre dich aber nicht gleich in die Stube ein: sondern bewege dich zuweilen in freyer Luft, und sorge dafür, daß auch in der Stube und Schlafkammer frische Luft sey, wie S. 160. und 183. dieses Büchleins zu lesen ist.

Vor allen Dingen iß auf eine oder etliche Mahlzeiten wenig oder nichts. Hüte dich besonders vor Fleisch, Fleischsuppen, hitzigen Wein- und Biersuppen, Eyern, Kuchen, schweren Mehlspeisen und Käse. Dafür iß lieber etwas Grütze, Gersten-Graupen, Hafermehl, oder Reiß, mit Wasser und ein wenig Salz gekocht. Zur Veränderung dienen Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, und Maulbeeren, wenn sie recht reif sind: und im Winter gekochte Aepfel, oder gedörrte und gekochte Pflaumen und Kirschen; nur nicht zu viel auf einmahl. Diese Nahrung ist hinreichend, und wer einem Kranken Fleisch, Eyer, Kraftsuppen und dergleichen giebt, hilft dazu, daß die Krankheit gefährlicher wird, und zieht ihm vielleicht damit den Tod zu. Denn weil der kranke Magen nicht die Kraft hat, solche Speisen ordentlich zu zerkochen, so faulen sie darin und verderben die Säfte noch mehr. Hitzige Speisen mit vielerley Gewürz machen das Blut noch hitziger, als es schon ist. Bey kalten Fiebern, muß man zwey Stunden vor dem Anfalle gar nichts essen, und bey allen heftigen Krankheiten, ist es wohl gethan, den Arzt zu fragen, was man essen darf oder nicht.

Trinken muß man in Krankheiten mehr als sonst; aber kein starkes und kein saures oder trübes Bier, keinen Caffee, keinen Wein, noch weniger Brandtwein. Wer bey einer Unpäßlichkeit, da die Kraft des Magens allezeit schwach ist, mit nahrhaften Speisen und hitzigen Getränken in die Natur

stürmt,

stürmt, thut eben so übel und so unklug, als ein Müller, der mehr Wasser auf die Mühle schlagen wollte, wenn etwas daran entzwey ist. Willst du also bald wieder gesund werden, so trinke reines Brunnen-Wasser, oder frische Molken. Die Molken sind ein gar vortreflliches blutreinigendes Getränk, welches Könige und Fürsten zu ihrer Gesundheit brauchen. Sie dürfen aber nicht zu alt seyn: sondern man bereitet sie alle Tage frisch, indem man den Rahm von der Milch abnimmt, ehe sie sauer wird, hernach die Milch aufsiedet, und im Aufsieden etliche Löffel voll Weinessig hinein giesset. Im Sommer nimmt man statt des Essigs, Johannesbeeren-Saft oder Kirschsaft. Hast du keine Molken, so koche eine Brodrinde in Wasser ab, vermische ein oder zwey Löffel voll guten Essig und etwas Honig damit; oder mische Saft von rothen Heidelbeeren, Himbeeren, saure Kirschen oder reife Pflaumen unter das Wasser. Von einem solchen Getränke trinke den ganzen Tag recht oft: aber nicht zu viel auf einmahl und nicht zu kalt, sondern überschlagen.

Bey heftigen Krankheiten, da man im Bette liegen muß, muß man immer darauf sehen, daß es in der Stube oder Kammer nicht zu hell sey, und daß dem Kranken des Tages die Sonne und bey Nacht das Licht nicht in die Augen scheine: denn dies vermehrt die Unruhe. Die Luft um ihn her muß frisch und rein seyn. Es dürfen daher nicht viel Menschen um ihn seyn, man muß wenig reden und kein Geräusch machen. Wenn er zu Stuhl gegangen, oder das Wasser gelassen hat, muß der Unrath gleich hinaus geschafft werden. Abends und Morgens muß man ein Fenster eine Weile aufmachen, damit sich die Luft erfrische. Nur darf der Luftzug nicht an den Kranken kommen. Man muß daher Stühle um das

Bette stellen, und Kleider daran hängen, wenn es keine Vorhänge hat, die man zuziehen kann. Im Sommer kann ein Fenster, das nicht zu nahe am Bette ist, Tag und Nacht offen bleiben. Wenn es sehr dumpfig in der Kammer ist, läßt man etwas kochenden Weineßig in einem kleinen Töpfgen auf Kohlen abdampfen, welches auch wider das Anstecken der Krankheiten gut ist. In der heissen Sommerszeit ist es auch gut, den Fußboden der Kammer zuweilen mit Wasser oder Essig anzufeuchten. Im Winter muß die Wärme vom Ofen lange nicht so stark seyn, als sie ein Gesunder ertragen kann, und das Krankenbett muß weit vom Ofen weg stehen. Einen Kranken braucht man nicht mit dicken und schweren Federbetten zu ängstigen; sondern je leichter, je besser; wenn er nur bedeckt ist. Dagegen muß man sorgen, daß die Füße immer warm sind, und sie durch warme Steine erwärmen, wenn sie kalt werden wollen.

So lange ein Kranker Kräfte genug hat, muß er alle Tage eine Stunde ausser dem Bette seyn, wenigstens eine halbe Stunde: nur muß er nicht heraus gehen wenn er eben im Schweiß liegt. Ist aber ein Kranker zu sehr entkräftet, besonders von Blutflüssen, daß er nicht aufstehen kann: so bringt man ihn wenigstens aus dem Bett in ein ander Lager, damit sein Bett unterdessen gemacht werden kann. Alle Tage muß ihm das Bett zurecht gemacht werden, und wo es möglich ist, muß er alle zwey, drey Tage frisches Leinenzeug an den Leib und über die Betten bekommen: Die Krankheitsmaterie sammelt sich sonst darinne, und steckt ihn immer wieder aufs neue an. Das Leinenzeug muß aber ganz trocken und durchaus gewärmt seyn. Dieses Verfahren ist auch bey Fiebern mit Ausschlag, besonders in den Pocken oder Kinder-Blattern nöthig. Viele Kranke verderben,

blos

blos wegen des Schmuzes, in dem man sie liegen läßt.

Ein Kranker, der bald genesen soll, muß alle Tage Leibesöfnung haben. Wenn diese ausbleibt, muß man ihm mit Klystiren dazu helfen. Dieses ist eine vortrefliche Erfindung, durch welche schon Tausende beym Leben erhalten worden sind, und Könige und Fürsten, auch andere kluge Leute nehmen lieber zehn Klystire als eine Purganz, um sich Oefnung zu verschaffen. Denn die Purganz muß erst im Magen verdaut werden, und macht gemeiniglich Grimmen und Schneiden, ehe sie den verhärteten Unrath losweicht. Durch die Klystir-Spritze wird aber die erweichende Flüssigkeit gerade an den Ort gebracht, wo sie losweichen soll, und hilft daher geschwinder und ohne Schmerzen. Es ist auch gar keine Gefahr dabey, wie beym Laxiren, und es kostet nichts, als die Mühe, daß man eine Hand voll Camillenblumen mit einem Nösel Wasser kocht, es durchseihet, einen Löffel voll Salz hinein thut, oder Honig, und solches vermittelst einer Klystirspritze, oder eines an eine Rindsblase gebundenen Klystir-Röhrgens, dem Kranken in den Mastdarm spritzet. Dieses muß aber allezeit je eher je lieber geschehen, und nicht bis auf die letzte Stunde versparet werden.

Einen Kranken muß man vor allen Schrecken, Verdruß und Aergerniß verwahren. Man darf ihm daher nicht alles zu Ohren bringen, wenn etwa ein Unglück im Hause oder im Dorfe geschieht, und es nicht eben nothwendig ist, daß ers wisse. Christliche Nachbarn und Nachbarskinder müssen sich auch hüten, in der Nähe eines kranken Nachbars Lärmen und Geräusch zu machen, ihre Hunde bellen zu lassen und dergleichen. Denn die Ruhe und Stille hilft sehr viel zur Genesung. Dagegen muß man suchen, dem

Kranken allerhand Freude zu machen, nur nicht eine sehr große Freude zu schnell. Besonders muß man ihm, wenn er auch gleich vorgiebet, daß er gern sterbe, nicht sagen, daß keine Hofnung mehr da sey. Die Furcht vor dem Tode macht die Krankheit schlimmer, so wie auch die Einbildung, daß man gewiß sterben werde, schon manchen ums Leben gebracht hat, dem noch zu helfen gewesen wäre.

Die Personen, welche einen Kranken warten, der eine ansteckende Krankheit hat, müssen zuweilen etliche Wachholderbeeren essen, dürfen sich im Essen und Trinken nicht übernehmen, und wer nicht angesteckt seyn will, muß in der Kammer oder Stube, wo der Kranke liegt, nicht essen und trinken; auch den Speichel nicht hinunter schlucken, sondern ausspeyen. Er muß auch oft ein frisches Hemd anziehen, wie der Kranke, und sich fleißig Gesicht und Hände waschen. Wer den Nachtstuhl von einem solchen Kranken wegträget, muß ihn in freyer Luft erst eine Zeitlang hinsetzen, und nicht gleich ausschütten, wenn er noch warm ist und ausdunstet: sondern warten, bis der meiste Geruch sich verlohren hat, ehe er das Gefäß rein macht.

III. Die Lebensordnung, wenn die Krankheit vorbey ist.

Wenn die Krankheit vorbey ist, muß man nicht gleich wieder so viel und solche Speisen essen, wie ein Gesunder. Ein wenig Fleischsuppe, ein wenig Fleisch, ein Ey, dünne Wein- oder Biersuppen kann man genießen. Wer sich aber übernimmt, kommt in Gefahr, wieder kränker zu werden. Man muß daher lieber wenig und desto öfter, auch nicht mehr als Eine Art Speise auf einmahl essen, und feste Speisen recht langsam kauen. Man muß nun weniger

ger trinken, und am liebsten bloßes Wasser mit ein wenig weissen Wein vermischt; oder reines gutes Bier, wenn man daran gewöhnt ist. Bauersleute, welche Pferde haben, thun wohl, wenn sie eine Stunde vor dem Mittagsessen, spatziren reiten. Diese Leibesbewegung hilft viel zur Gesundheit. Wer nicht reiten kann, muß gehen; beydes muß aber vor dem Mittagsessen geschehen, nicht darnach. Des Abends muß man sehr wenig essen, bald zu Bette gehen und frühe wieder aufstehen. 7 bis 8 Stunden, länger muß man nicht im Bette bleiben. Wer 2 bis 3 Tage verstopft bleibt, muß ein Klystir nehmen. Man muß nicht eher wieder ordentlich arbeiten, bis man wieder recht stark ist. Viele fallen darüber aufs neue in schwere Krankheiten, daß sie nach einem Krankenlager nicht eine oder zwey Wochen länger ruhen und Kräfte sammeln.

Wenn nach einer Krankheit die Schenkel aufschwellen; so ist dieses nicht gefährlich, und man darf nichts darwider brauchen, als ein gelindes Reiben und Waschen mit ein wenig Wein, um die Füße vom Schmerz zu befreyen und die Ausdünstung daran zu befördern. Es zertheilt sich von selbst, wenn man Mäßigkeit im Essen und Trinken hält und sich Bewegung macht.

Diesen Regeln gehorche, wofern der Arzt, den du brauchst, keine andere Ordnung vorschreibt. Sie sind, so wie die **Vorschrift**, welche nach der vorigen Nummer im **Konvent** verlesen worden, von einem christlichen Arzte abgefaßt, der gern allen Bauersleuten umsonst helfen möchte, wenn er könnte. Derselbe Arzt hat daher auch ein Capitel von allerhand **Hausmitteln** womit man sich in leichten Fällen selbst curiren kann, aufgeschrieben und wollte es in dieses Büchlein setzen lassen. Es gieng aber nicht an,

 weil

weil es sonst gar zu dick geworden wäre. Diese Hausmittel sollen daher, nebst der Vieh Apotheke und noch andern nützlichen Sachen, welche hier nicht Raum haben, mit der Zeit besonders gedruckt und eben so wohlfeil verkauft werden. Jener christliche Arzt pflegt sonst diese Hausmittel den Herren Geistlichen bekannt zu machen, wo er einen antrift, der gegen Kranke so gesinnt ist, wie der zu Anfange dieser Nummer abgebildete Garnisons-Pater Sieberich in Theresienstadt in Böhmen, ein Kroat von Geburt. Dieser wagte sich mit der größten Lebensgefahr in die tiefen Kloake der Festung, und hohlte einen kranken Soldaten, der in der Fieber-Hitze hinein gesprungen war, mitten aus dem Unflathe heraus: und der Soldat wurde durch die Sorgfalt des leiblichen und den tröstlichen Zuspruch eines so braven Seelenarztes, wirklich wieder gesund.

41. 42. 43. 44.

Diese vier Nummern stehen schon vorn auf der 14ten bis 27sten Seite dieses Büchleins, und können dort nachgelesen werden.

45. Der

45.
Der Verfertiger dieses Büchleins ertrinkt beynahe in der Mulde, und was man hätte thun müssen, ihn wieder lebendig zu machen. Desgleichen von der Wassersnoth überhaupt.



Wer andern Lehr und Rath will geben:
Muß selbst am ersten darnach leben!

Unter denen Wohlthaten, welche Gott den Menschen durch die großen Wasserflüsse erzeigt, ist es auch eine, daß man sich darinne baden und die Glieder dadurch erfrischen und stärken kann. Ein Vater thut daher wohl, wenn er seine Kinder daran gewöhnt. Aber bey dem Baden ist immer zweyerley Lebensgefahr: 1) daß man dabey ersaufen, 2) daß man sich Schlagflüsse, Gicht, Schwindsucht und andere gefährliche Krankheiten dadurch zuziehen kann, wenn man erhitzt ist oder schwitzet und sich auskleidet, und ins Wasser begiebt, ehe man sich abgekühlt hat. Für das Ersaufen ist gut,

daß

daß man einen sichern Ort zum Baden aussuche, wo keine Löcher und Tümpfel sind, und wo man nicht vom Strome ergriffen und fortgerissen werden kann. Mir ist es selbst wiederfahren, daß ich im Jahr 1783. im Sommer mich bey Dessau in der Mulde badete, an einem Orte, wo zwey Arme des Flusses zusammen laufen. Ich bedachte nicht, daß das Wasser durch den Zusammenstoß daselbst einen Tümpfel unter sich gewühlt haben könne. Weil mir nun das Bad wohl that, gieng ich zum Vergnügen so weit vom Ufer weg, daß mir das Wasser bis ans Kinn reichte. Und siehe da! auf einmahl wich der Boden unter mir weg, weil es Flugsand war, und ich stürzte wohl 10 Ellen tief in den Tümpfel hinab, der wie ein Trichter ausgehöhlt war. Unten hatte das Wasser keinen Zug, mich etwa ans Ufer zu treiben, und da ich nicht schwimmen kann, so wußte ich mir nicht zu helfen. Im ersten Schrecken schluckte ich auch schon viel Wasser ein, wodurch mein Leib schwerer wurde, und mich das stillstehende Wasser desto weniger in die Höhe heben konnte. Allein zum Glück erhohlte ich mich bald vom ersten Schrecken, und da fiel mir die Regel ein: Wenn du ins Wasser fällst, so halte den Mund zu, mache die Brust breit, ziehe den Athem an und bewege Hände und Füsse. Dieß that ich: und da hob mich das Wasser sachte wieder in die Höhe, daß ich allmählich das Tageslicht wieder schimmern sahe. Die Hofnung, mich zu retten, gab mir nun Kräfte, daß ich mit den Händen ruderte, als ob ich schwimmen gelernt hätte, und glücklich ans Land kam. Von der Zeit an visitire ich allezeit das Fleck, wo ich mich bade, weit umher mit einem langen Stock, und rathe allen Eltern, daß sie ihre Kinder niemahls allein, ohne Beysenn und Aufsicht erwachsener Personen baden lassen. Auch rathe ich gern jedem, der Gelegenheit dazu hat, ordentlich schwimmen

men zu lernen. Dadurch verliert man die Furcht vor dem Wasser, und wer sich nicht fürchtet und gutes Muthes bleibt, wenn er hineinfällt, kann sich leicht wieder heraus helfen. So wäre ich in der eben beschriebenen Wassersnoth gewiß umkommen, und hätte dieses Noth- und Hülfsbüchlein nicht herausgeben können; wenn ich mich nicht bald vom ersten Schrecken erhohlt hätte. Denn das Jahr zuvor waren drey Handwerkspursche auf demselben Platze ertrunken; so gefährlich war dieser Tümpfel.

Mit **Ertrunkenen** ist es nun eben so beschaffen, wie mit Erfrornen, daß sie wie todt aussehen, und sind es doch nicht allezeit. Es erfordert daher die Christenpflicht, daß man versuche, ob solche wieder zum Leben gebracht werden können: und oft gelingt es; wenn sie nicht wie **Herzog Leopold von Braunschweig**, im Wasser einen Schlagfluß bekommen haben. Die **Vorschrift**, wie man mit ihnen umgeht, ist folgende:

1. Wenn ein Mensch im Wasser liegt: so bringt ihn schleunigst aufs Trockne: aber behutsam, daß er nicht verletzt werde. Es ist nicht nöthig, daß man es vorher den Gerichten anzeige, oder sich darum bekümmere, in welcher Gerichtsbarkeit er liege? Es haben vielmehr alle Landesherrschaften in ganz Deutschland verordnet, daß man solchen Verunglückten so bald als möglich helfe, und den Streit über die Grenzen hinter drein ausmache. Ja sie haben sogar fast überall Belohnungen darauf gesetzt, daß man Verunglückten je eher je lieber zu Hülfe kommen soll.

2. Stellt einen Ertrunkenen ja nicht auf den Kopf, rollt ihn nicht über Fässer und zerret und stoßt ihn nicht gewaltsam: davon stirbt er, wenn er noch nicht todt ist. Dagegen ist es gut, seine Glieder gelinde zu bewegen.

3. Wird er weit von einem Hause aus dem Wasser gezogen: so entkleidet ihn sogleich, schneidet die Kleider ab, wenn sie nicht leicht herausgehen, trocknet ihn mit Tüchern ab, und wickelt ihn in wollene Decken oder Kleider ein, daß blos das Gesicht frey bleibt. Machet ihm auch gleich den Mund rein von dem Schlamm oder Schaum, der darinne

ist,

ist, welches mit der Fahne einer Feder, mit einem Grashalm, oder was man sonst bey der Hand hat, geschehen kann. Spühlt auch den Mund mit ein wenig Wasser aus, und legt den Ertrunkenen auf die Seite, daß es wieder heraus laufen kann. Ist ein Haus nahe, so geschicht dieses bequemer, wenn er hinein gebracht ist.

4. Es muß von der Stelle an gleich ein Bote zum nächsten Arzt und Wundarzt laufen und beyde hohlen, und sie müssen kommen.

5. Den Ertrunkenen tragt oder fahrt ins nächste zur Wiederbelebung schickliche Haus, so daß er im Tragen oder Fahren auf Stroh oder Kleidern, dabey auf der linken Seite, mit geradem Halse und der Kopf etwas höher liegt. Hier bringt ihn in eine Stube, die nicht zu warm ist, und frische Luft hat; nur daß keine Zugluft an den Ertrunkenen gehet, und leidet nicht mehr Menschen in der Stube, als zu der Sache nöthig sind. Ist obiges Nr. 3. noch nicht geschehen, so thut es nun. Darauf reibt den ganzen Menschen fleißig mit trockenen und immer wieder frisch gewärmten, auch mit Wachholderbeeren durchräucherten wollenen Lappen.

6. Während dessen wird ihm ein Bett oder anderes weiches und durchwärmtes Lager zurecht gemacht, welches so stehen muß, daß man rund herum kommen kann. Darauf legt ihn, und decket ihn mit wollenen Pferdedecken, Mänteln oder andern Decken zu, bis ans Gesicht. Auf die Brust, die Beine, Schenkel und den Bauch, zwischen den Beinen her, leget noch besonders gewärmte wollene Tücher, und an die Füße warme Steine oder Wärmflaschen.

7. Nun reibet die Arme, die Schenkel, auch den Unterleib und in der Gegend der Herzgrube, so daß ihr nach der Brust hinaufwärts streichet, und gelinde nach dem Innern der Brust zudrücket. Das Reiben geschieht mit gewärmten oder durchräucherten Tüchern, und an den Fußsohlen mit einer starken Bürste, und immer fort unter der Decke, daß kein Glied dabey entblößt wird. Man legt auch den Körper zuweilen auf eine Seite, und reibt stark den ganzen Rückgrad hinunter. Wo man inne hält mit Reiben, müssen gewärmte Tücher, Wärmflaschen oder warme eingewickelte Steine angelegt werden.

8. Hilft das trockene Reiben nicht bald, so besprenget die Reibetücher mit Hirschhorn-Spiritus, Salmiak-Spiritus oder sonst einem starkriechenden Wasser, auch mit Wein oder Brandt-

Brandtwein: nur muß es so geschehen, daß die Tücher doch immer warm bleiben.

9. Schon während daß etliche Leute mit dem Reiben und Erwärmen beschäftigt sind, müssen andere versuchen, Luft in die Lunge zu blasen, Dieß geschieht durch einen Blasebalg, den man mit der Röhre in ein Nasenloch steckt, und das andere, so wie auch den Mund, zuhält. Ist die Röhre zu dick, so befestigt einen Federkiel daran, und ist sie zu dünn, so wickelt ein Läppchen darum. Ist die Nase voller Schaum, so reinigt sie mit einer in Oel getunkten Feder. Ist kein Blasebalg zu haben, so muß ein starker Mann durch ein Röhrchen die Luft einblasen. Beym Einblasen wird zugleich die Kehle gelinde einwärts gedrükt, und einer hält die Hand auf den Unterleib, und hat Acht, ob sich die Brust hebt. Geschieht dieses, so läßt er beym Einblasen nach, und drückt wieder gelinde nach der Brust zu, so oft der Einbläser nachläßt, immer abwechselnd. Dieses wird eine Weile fortgesetzt, wenn es auch scheint, als hohlte der Ertrunkene selbst Athem, und er muß immer dabey unter der Decke liegen bleiben.

10 Ferner: suchet durch ein Tobaksrauch-Klystir die Gedärme zu erwärmen und in Bewegung zu bringen, auf folgende Art. Bestreichet ein Tobakspfeifen-Rohr oben an der Spitze mit Oel, und stecket es zwey Daumen breit hinten in den Mastdarm hinein, etwas nach dem Kreuze zu. Alsdenn rauche einer aus einer andern Pfeife, und nehme die Backen voll Dampf und blase ihn, so stark er kann, dem Menschen in den Leib hinein. Dieses muß mehrmals hinter einander geschehen, und auch hierbey muß der Ertrunkene so wenig aufgedeckt werden, als es nur angeht. Man kann ihm auch ein ordentliches Klystir von einem Nösel Wasser mit einem halben Loth Tobak abgekocht, und ein paar Loth Salz dazu, beybringen.

11. Kommt das Athemhohlen nicht bald wieder, so kützelt den Ertrunkenen mit dem Rauhen einer Feder in der Nase; blaset ihm ein wenig Schnupftabak hinein; haltet ihm geriebenen Meerrettig, oder frisch gestossenen Senf, auch Marum verum unter die Nase; bestreicht die Schläfe, die Gegend hinter den Ohren, das Rückgrad, die Lenden, die Brust, das Innwendige der Hände und die Fußsohlen mit Salmiak-Spiritus, Hirschhorn-Spiritus oder Brandtwein, und reibet diese Theile dabey. Will alles dieses nicht helfen, so stichelt die Fußsohlen und unter den Nägeln an Händen,

und

und Füßen mit Nadeln, tropfelt brennendes Siegellack auf die Haut und dergleichen.

12. Haben diese Proben zwey oder drey Stunden gedauert, und es zeigt sich kein Leben, und der Arzt und Wundarzt kommt noch nicht, so machet dem Ertrunkenen ein Lager von warmen Mist in einem warmen Stalle und decket ihn überall mit recht heißem Mist zu, daß nur das Gesicht frey bleibt. Darinne laßt ihn ruhig liegen, bis der Arzt kommt, und stellt eine Wache dabey, welche acht hat, ob er etwa Zeichen des Lebens von sich giebt.

13. Zeigt sich bey einer von diesen Proben ein Zucken im Gesicht, an den Augenliedern, oder in den Gliedern, eine röthere Farbe auf den Lippen und Backen, ein Zittern der Lippen, ein Stöhnen, ein Heben oder ein Laut in der Brust, ein schwaches und unordentliches Herzklopfen, ein Kollern und Rumpeln in den Gedärmen, oder geht von neuem Schaum aus dem Munde: so sind dieses Zeichen, daß das Leben wieder kommt.

14. Nun setzet das Reiben und Erwärmen (Nro. 7.) und das Lufteinblasen (Nro. 9.) behutsam fort, decket ihn mit durchräucherten und gewärmten Bettdecken, leget einen gewärmten in ein Tuch geschlagenen Ziegelstein auf die Herzgrube, und warme Flaschen oder Steine an die Fußsohlen. Für ein ertrunkenes Kind ist das beste, wenn sich zwey gesunde Personen in ein warmes Bett legen und das Kind zwischen sich nehmen.

15. Wenn die Wärme und das Athemhohlen allmählig wieder kommt, so versuchet auch, ob das Hinterschlingen wieder geht. Gebt dem Kranken ein wenig Thee mit Essig, oder Brandtwein mit Wasser vermischt, in den Mund: aber nicht eher etwas frisches, bis das vorige hinunter ist.

16. Geht das Schlucken, und der Kranke hat noch Schleim in der Luftröhre, daß er röchelt, oder er will sich brechen: so gebt ihm ein paar Tassen Camillen-Thee mit Honig und suchet das Erbrechen zu befördern, indem ihr den Schlund mit dem in Oel getunkten rauhen Theil einer Feder reitzet und zugleich die Herzgrube reibet, und ihm gelinde in dem Rücken klopfet.

17. Fällt er in einen ruhigen Schlaf; so laßt ihn schlafen, und wenn er erwacht, so gebet ihm ein gutes Warmbier.

18. Sobald der Arzt kommt, so thut, was dieser verordnet, und es muß ein Arzt gehohlt werden, wenn auch

der

der Ertrunkene wieder erwacht: weil die schlimmsten Zufälle oft erst nachkommen.

19. Leute, die im Winter ertrinken und zugleich erfrieren, werden erst wieder aufgethaut, so wie es Seite 22 bis 25. dieses Büchleins gelehret worden.

Bey manchen Flüssen haben die Fischer, Müller und andere Leute den Aberglauben, daß das Wasser alle Jahr einen Menschen haben müsse, der darinne ersaufe: gleichsam als wäre der Fluß ein Götze, der einen Menschen zum Opfer verlange. So haben insbesondere einige Halloren in Halle, welche die geschicktesten Schwimmer in Deutschland sind, den falschen Glauben: die Saale müsse vor Johannis-Tag einen Menschen haben, und weigern sich wohl gar deswegen, einem darinne Verunglückten Hülfe zu leisten; daß also dieser Glaube eben so unchristlich, als albern ist.

Was sonst ein großer Strohm, ein Fluß, ja auch ein kleiner Feldbach für eine herrliche Wohlthat Gottes sey, wird von uns Menschen nicht genug erkannt; wenn wir uns gleich der Fischerey, der Schiffahrt, der Mühlen, ja auch des Wasserkieses und des Schlammes zu unsern Nutzen bedienen. Dagegen murren viele gewaltig wider den guten Vater im Himmel, wenn das Wasser, wie es seine Natur mit sich bringt, einmahl aus den Ufern tritt, und ihre Gebäude und Gärten beschädigt: da sie doch selbst Schuld daran sind, daß sie dieselben an gefährlichen Plätzen anlegen. Der Wasserbau an grossen Flüssen gehört aber für die hohen Obrigkeiten, und Bauersleute können dabey nichts thun, als daß sie ihre Steuern redlich dazu geben. Bey Ueberschwemmungen muß jeder seinem Nächsten, der in Noth kommt, treulich beystehen, und die Einwohner eines Orts müssen gemeinschaftlich Hand anlegen. Viele Hände können bald einen Graben heben, einen Damm aufwerfen, oder ein Loch zu-

stopfen: und oft kommt es nur darauf an, daß der anschwellenden Fluth zu rechter Zeit und am rechten Orte Luft gemacht, oder ein kleiner Riß zugestopft werde, um ein ganzes Dorf zu retten. Es kann daher von großen Nutzen seyn, wenn man an jedem Orte bey Zusammenkünften von jungen und alten Leuten davon spricht: was wohl anzufangen sey, wenn einmahl eine Wasserfluth, etwa von einem Wolkenbruche kommen sollte? Man kann sich viel leichter helfen, wenn man mit einer Gefahr voraus bekannt ist.

Das größte Uebel von Ueberschwemmungen für Menschen und Vieh kommt aber erst nach der Gefahr. Von dem ausgetretenen Wasser bleiben in den Gebäuden und Kellern, so auch auf Wiesen und Feldern, Tümpfel, Pfützen und Schlamm zurück, woraus böse faule Dünste aufsteigen, und bey Menschen und Vieh oft schlimme Krankheiten verursachen. Um diese Gefahr abzuwenden, muß man das im Felde und auf den Wiesen stehen gebliebene Wasser durch Gräben ableiten, und das Vieh nicht aus solchen Pfützen saufen lassen. Die Brunnen müssen erst gefegt werden, ehe man wieder daraus trinket, und es ist besser, sich einstweilen des Flußwassers zu bedienen. Wasser und Schlamm muß aus den Gebäuden und Kellern, so bald als möglich, herausgeschafft und durch Oefnung der Thüren und Fenster alles ausgetrocknet werden. Auf die Fußböden in Stuben und Kammern streut man des Abends trocknen Sand, und schafft ihn des Morgens wieder hinaus. Wenn das Wasser zwischen den Dielen durchgedrungen ist, und die Füllung angefeuchtet hat: so muß man lieber den Fußboden aufreissen, und es damit machen, wie Seite 184. dieses Büchleins wegen des Schwammes vorgeschrieben ist. Man muß die Stuben, Kammern und Keller oft mit Wachholder-Beeren durchräuchern, auch des Tages

etliche mahl Essig auf glühende Steine tröpfeln, daß er abdampfet. Alles feucht gewordene Geräthe, auch leinen Zeug und Kleider, muß man wohl an der Luft trocknen und durchräuchern, ehe man es gebraucht. Man thut auch wohl, wenn man den ganzen Sommer hindurch lieber auf dem Dachboden schläft, als in den feuchten Stuben und Kammern. Im Felde oder auf Wiesen, darf man sich bald nach einer Ueberschwemmung ja nicht auf die Erde legen und schlafen, und überall muß man Leib und die Füße wärmer halten, als sonst.

46.

Wie man Leute, die vom Kohlendampf und andern Dünsten erstickt sind, wieder lebendig macht. Desgleichen vom Basilisken, und von der Kunst Geister zu citiren.



Erforsche nur den Grund von jedem Uebel recht:
So wirst du sehn, daß Gott, nicht Satan, es dir schicket —
Um dich zu bessern. Dann gebrauch die Mittel recht:
So wirst du, wenn dirs nützt, gewiß mit Hülf erquicket.

In der berühmten Stadt Danzig begab sichs im December des Jahrs 1784, daß 4 Leute des Abends Pfannenkuchen gegessen und Brandtwein darauf getrunken hatten. Nun machten sie vor dem Schlafengehen frisch Feuer in den Ofen, und legten sich zu Bett, ehe es ganz abgebrannt war. Den andern Morgen ließ sich von diesen Leuten niemand sehen, und als man gegen Mittag ihre Stubenthür aufbrach, fand man sie alle vier von dem heissen Ofendunst jämmerlich erstickt.

Man brauchte nun gleich die rechten Mittel, solche von Dunst Erstickte wieder zu beleben, welches folgende sind:

1. Man öffnet eiligst Thüren und Fenster in der Stube oder Kammer, wo einer erstickt ist, und bringt den Erstickten an die freye Luft.

2. Man entkleidet ihn geschwind, macht vor allen Dingen die Strumpfbänder, Gürtel, Halsbinde, Schnürleib und alles, was fest anliegt und drücket, los; legt ihn, wenn es nur nicht bis zum Erstarren kalt ist, im Freyen auf den Erdboden hin, mit dem Kopfe etwas höher, und begießt ihn Eimerweis mit kaltem Wasser. Auch bläset man ihm Luft ein, wie S. 335. beschrieben steht.

3. Unterdessen läuft einer zum Arzt und ein anderer macht eine Bank zurecht, worauf man den Erstickten setzen und ihn dran binden kann.

4. Sitzt er darauf fest, so fährt man fort, ihm ein Glas eiskaltes Wasser ums andere aus einiger Entfernung ins Gesicht und in die Herzgrube zu spritzen. Man legt ihm auch in kaltes Wasser getunkte Tücher oder Stücken Eis unter die Achsel und auf die Brust.

Diese Mittel, die man allezeit zuerst braucht, wollten aber bey diesen vier Leuten nicht anschlagen: weil sie nicht blos betäubt, sondern wirklich erstickt waren. Man brachte sie daher in eine Stube, die nicht eingeheitzt war, und machte die Fenster darinne auf. Man setzte sie auf eine Bank und hieng ihnen Mäntel um. Die Beine der vier Leute, setzte man bis an die Knie

in

in ein laulichtes Fußbad, zu dem nach und nach mehr warmes Wasser zugegossen wurde. Der Wundarzt schlug jedem eine Ader am Halse. Man hielt ihnen Essig und starken Brandtwein unter die Nase, auch Hirschhornspiritus und dergleichen. Man blies ihnen aufs neue Luft in die Lunge, und als einer Zeichen des Lebens von sich gab, spritzte man ihm wieder frisches Wasser ins Gesicht und fuhr lange damit fort. Auf solche Art kamen nach einer halben Stunde zwey von den Leuten wieder zu sich selbst. Diese kleidete man nun wärmer an, führte sie ein wenig herum, daß sie in Bewegung kamen, gab ihnen viel Wasser mit Essig und ein wenig Salpeter vermischt zu trinken, und ließ sie hernach einnehmen, was der Doctor verordnete. Mit den andern beyden dauerte es länger. Endlich brachte man sie durch Tobaksklystiere wieder zum Leben. Sie blieben aber alle viere etliche Tage krank, und einer davon starb den dritten Tag.

Man hat auch Exempel, daß Leute im Keller ersticken, wenn Bier, junger Wein, oder Aepfel- und Birn-Most darinne liegt und in der Gährung ist. Da geht aus dem Getränke, durch die innerliche Bewegung, eine Art Dunst-Luft heraus, welche die Lichter auslöschet und Menschen und Thiere erstickt. Eben dieses geschiehet bey den Beckern und Schmieden, wenn sie ausgedämpfte Kohlen im Keller aufschütten. Aus solchen Exempeln ist nun der Aberglaube gekommen daß gewisse Geister und Gespenster den Leuten die Lichter ausblasen und ihnen den Hals umdrehen sollen; welches der liebe Gott gewiß nicht zulassen würde. Man kann aber einem solchen Unglücke auf folgende Art zuvor kommen. Man laufe nicht gerade Weges in einen Keller hinein, wo gährendes Getränke oder dunstige Kohlen sind: sondern man werfe, ehe man hinunter steigt, angezündetes

 Stroh

Stroh oder Papier vor sich hin. Brennt dieses fort, so ist keine Gefahr vorhanden: löscht es aber aus, so muß man bey Leibe nicht gerade zu gehen: sondern erst den Keller von den bösen Dünsten reinigen. Man legt nähmlich vor die Kellerthür ein Bund Stroh und zündet es an. Die Flamme davon zieht nun die Luft außer dem Keller stark an sich, so daß ein Wind entsteht, welcher die Dünste hinausjagt. Ist das Bund Stroh verbrannt, so macht man die Probe noch einmahl. Es ist auch gut, etliche Flintenschüsse hinein zu thun. Geschieht aber ein solcher Fall, daß ein Mensch, der in einem Keller etwas zu schaffen hat, über die Zeit ausbleibet: so muß nicht gerade zu ein anderer hineinlaufen, ihn zu suchen; sondern man muß die gefährliche Luft auf die eben beschriebene Art erst aus dem Keller schaffen. Auf allen Fall kann man auch eine Kohlenpfanne oder eine Schaufel nehmen, darauf ein helles Feuer von Stroh und Reisholz anzünden und es vor sich her in den Keller hinein tragen. Die verunglückte Person bringt man alsdenn sogleich an die frische Luft, und macht es so mit ihr, wie es oben beschrieben worden. Eben so gefährliche Dienste, sind in Kellern, Gewölben und tiefen Brunnen, welche lange Zeit nicht geöffnet worden. In solche darf man nicht gerade hinein steigen: sondern es ist besser, daß man erst etliche mahl etwas Schießpulver in eine Scherbe thue, und ein Stückchen brennende Lunte oder Feuerschwamm auf solche Art hinein lege, daß es über eine Weile das Pulver ergreifen kann. Das Gefäß befestigt man an einem Strick oder an eine Stange und läßt es vorsichtig in das Gewölbe oder den Brunnen hinunter, so daß auch niemand durch das Pulver zu Schaden kommen kann wenn es anbrennt. Das Losplatzen des Schießpulvers erschüttert nun die Luft so, daß die giftigen

Dün-

Dünste hinausfahren. Sonst haben einfältige Leute von solchen Kellern und Gewölben den Aberglauben, daß sich Basilisken darinne aufhalten. Dieses sollen Thiere seyn, welche aus dem Ey eines Hahns, dergleichen er alle sieben Jahre legen soll, von einer Kröte ausgebrütet werden. Man sagt, ein solcher Basilisk sähe aus, wie ein welscher Hahn mit einer großen blauen Nase und feurigen Augen, und sey so giftig, daß man vom bloßen Ansehen desselben sterbe. Dagegen könne man ihn nicht anders umbringen, als durch einen Spiegel, den man ihm vorhalte: da er vor Aerger über seine eigne Gestalt zerplatze. Diese ganze Erzählung ist ein Kindermährchen. Denn ein Hahn legt nun und nimmermehr kein Ey, weil er keinen Eyerstock im Leibe hat, und eine Kröte kann keins ausbrüten, weil sie immer eiskalt ist. Es liegt aber die Lehre in diesem Mährchen: daß man einen Hahn nicht länger als sechs Jahr auf dem Hofe behalten soll, weil er alsdenn zur Zucht nicht mehr taugt; und daß man sich nicht ohne Vorsicht in alte Keller und Gewölbe wagen soll, wegen der giftigen Dünste, die darinne seyn können.

Der Gebrauch mancher Weiber, sich über Kohlentöpfen zu erwärmen, ist auch überaus schädlich. Davon hat man ein merkwürdiges Exempel auf der berühmten Universität Jena erlebt.

Ein Student daselbst, Namens Weber, welcher gern ohne Mühe reich werden wollte, hatte sich mit zwey Bauersmännern, die eben nicht klüger waren, als er, vereinigt, einen Schatz zu heben, der in einem vor der Stadt gelegenen Weinberg eines Schneiders stehen sollte. Von den Bauern hieß einer Gesner, der andere Zenner. Diese drey begaben sich in der heiligen Christnacht im Jahr 1715, in das im Weinberge befindliche Häuschen und woll-

ten den Geist citiren, der den Schatz bewachte. Nach der Meinung des Studenten hieß dieser Geist Och, wie der König zu Basan, und der sollte seinen Diener, Namens Nathanael schicken. Weber schrieb etliche närrische Worte an die Thür und dann setzten sie sich alle drey nieder, legten Fausts Höllenzwang nebst gewissen Charaktern und vier Beuteln zu den Heckthalern, auch einige Pfennige vor sich auf den Tisch. So saßen die Narren bis 10 Uhr. Da machte der eine Bauer mit Webers Degen einen Kreis an die Decke, welches er alle Viertelstunden dreymahl wiederhohlte, und Weber las die Beschwörung aus Fausts Höllenzwang Es wollte sich aber kein Geist durch diese Possen bewegen lassen zu kommen und ihnen den Schatz anzuweisen. Da es nun sehr kalt und in dem Häuschen weder Ofen noch Rauchfang war: so hatten die Geister-Banner ein Feuer von Steinkohlen angezündet, um sich daran zu wärmen, und die Fensterladen und Thüren hatten sie fest zugemacht. Die aus den Kohlen aufsteigenden Schwefeldünste konnten sich also nicht verziehen und stiegen den drey Leuten in den Kopf, wovon sie ganz verdüstert wurden, daß ihnen Hören und Sehen vergieng; bis sie endlich gar erstickten. Des andern Tages kam nun der Schneider von ohngefähr in sein Weinbergshäuschen und fand zu seinem großen Schrecken die drey todten Männer darinne, welche ganz fürchterlich aussahen. Gesner lag mit herabhängendem Kopfe auf der Bank und Zenner unter der Bank, den Kopf zwischen den Beinen, und die Zunge gräßlich herausgereckt, auch mit rothen und blauen Flecken im Gesichte: wie es allezeit geschieht, wenn einer von giftigen Dünsten erstickt. Weber lag auf der Bank hinter dem Tische noch halb lebend, aber sprachlos und hatte eine Verletzung am Arm, und rothe

Fle-

Flecken, Geschwulste und Blasen auf der Brust. Nun war in der damaligen Zeit der falsche Glaube, daß der Teufel, dem der Herr Jesus längst alle Macht benommen, auf der Erde noch allerhand Unfug treibe, und den Menschen, die doch Gott so lieb hat, übel mitspielen dürfe, noch sehr gemein. Man wollte also gern dahinter kommen, ob der Teufel wirklich das Unglück angerichtet habe, und stellte drey Wächter, Namens Bayer, Krempe und Schuhmann, bey die zwey todten Leichname in das Gartenhäuschen. Als nun diese froren, machten sie auch ein Steinkohlenfeuer, und hielten Thür und Fenster zu. Es gieng ihnen daher eben so, wie den Geisterbannern. Sie wurden von den Kohlendünsten betäubt und des Morgens fand man sie halb tod. Sie erhohlten sich aber wieder bis auf Bayern, welcher bald darauf starb. Schuhmann sagte nun aus: es sey ihm gewesen, als ob er auf der Bank eine Strecke fortgeschoben worden: er habe aber nichts gesehen und gehört. Dagegen Krempe, um sich ein Ansehen zu geben, wenn er die Sache recht wunderbar machte, vorgab: er habe den Teufel gesehen, und ein Kratzen an der Thür gehört. Als er nun im Verhör gefragt wurde, wie der Teufel ausgesehen habe? antwortete er: "der Teufel sah aus, als hätte er keine Gewalt über mich." Mit dieser ungeschickten Antwort wurde er ausgelacht, und als er hernach Nachtwächter geworden, ruften ihm die Spaß-Vögel unter den Studenten, wenn er herum gieng und die Stunden abrief, aus den Fenstern zu: He da! Krempe! wie sieht der Teufel aus? so daß er sein Lebenlang damit gefoppt wurde. Indessen ist aus dieser wahrhaften Geschichte deutlich genug zu ersehen, daß man in zugemachten Kammern, wo kein Rauchfang ist, weder Steinkohlen noch Holzkohlen brennen darf.

 47. Wie

47.

Wie man erhenkte oder erwürgte Menschen wieder lebendig macht.



Es ist ein Mensch und ist dein Bruder, der da hängt:
Hilf ihm geschwind! Der Gott, der alles weislich lenkt,
Will Menschenlieb und Treu von dir bewiesen sehn:
Drum ließ er diese That vom kranken Mann geschehen.

In einem Dorfe in Frankreich, 7 Stunden hinter Paris, lag der Bauer Christian Robert am hitzigen Fieber darnieder. Einen solchen Kranken muß man niemahls allein lassen. Es war aber in der Heuerndte: da waren seine Frau und Kinder auf die Wiesen gegangen und niemand bey ihm geblieben. Nun überfiel ihn die Hitze, und es kam ihm vor, als sollte er sich erhenken. Er sprang auch wirklich, wie er war, im bloßen Hemde zur Thür hinaus, über den Hof weg, nahm eine Halfter und hieng sich damit an einen

einen Balken in der Scheure. Zum guten Glücke wars eben Feyerabend und die Leute kamen vom Felde nach Hause. Christians Frau und Kinder kamen also auch, und da sie ihren Vater hängen sahen, schlugen sie die Hände über dem Kopfe zusammen, rauften sich die Haare aus und schrieen: ach! daß sich Gott im Himmel erbarme! der Vater hat sich erhenkt. Das Geschrey kam auch ins Dorf: Nachbar Christian hat sich erhenkt! Da lief alt und jung zusammen, ihn zu sehen; aber keiner that das Werk der Barmherzigkeit an ihm, daß er ihn abgeschnitten hätte; weil sie meinten, sie griffen damit dem Schinder ins Handwerk und würden unehrlich. Endlich kamen der Herr Pfarrer und Schulmeister des Orts auch dazu und brachten einen fremden Barbier mit, der sie eben besucht hatte. Diese drey waren klüger, als die ganze Gemeine. Der Hochwürdige Herr stieg die Leiter hinauf, rief den andern beyden zu, sie sollten den Gehenkten halten, daß er nicht auf die Erde falle, und schnitt mit seinem Taschenmesser die Halfter entzwey. Darauf brachten sie den armen Christian ins Bett, und machten ihn wieder lebendig. Die Bauern standen dabey und sperrten vor Verwunderung die Mäuler auf, wie obiges Bild zeiget. Christian wurde aber wieder gesund, und hätte nun gern das Leben für den Pfarrer und Schulmeister gelassen, so lieb hatte er sie. Als hernach die Sache vor dem König kam, wurde der Pfarrer und Schulmeister von ihm sehr gelobt und beschenkt, und die Bauern wurden gestraft, daß sie ihren Nachbar nicht gleich abgeschnitten hatten, wie es Gott und der König haben will.

Die Art, wie man einen Erhenkten oder Erwürgten wieder lebendig macht, ist aber folgende:

1) Wer

1) Wer einen Menschen hängen sieht, muß ihn den Augenblick losschneiden. Er mag sich selbst gehenkt haben, oder es mag von bösen Leuten geschehen seyn; es mag seyn Freund oder Feind, bekannt oder unbekannt, Mann oder Weib; ja wenns auch ein Schelm wäre, wenn er nur nicht auf Befehl der Obrigkeit gehenkt ist, so muß man ihn abschneiden.

2) Beym Abschneiden muß man Acht haben, daß der Körper nicht hart auf die Erde falle: und wenn er liegt, macht man ihm gleich den Strick, das Halstuch, die Hemdeknöpfe, Westenknöpfe, Strumpfbänder, den Leibgurt und Hosenbund, oder wenns ein Weibsbild ist, das Mieder und den Rockschurz los.

3) Riecht nun der Körper nicht schon nach Fäulniß und Moder: so bringt man ihn auf ein Lager von Stroh und Betten, so nahe, als mans haben kann, an einem Orte, wo frische Luft ist, nicht in einer dumpfigen oder heißen Stube. Man kann ihn dahin tragen oder fahren; nur sachte, und so, daß der Kopf und die Brust höher liegen, als die Füße. So legt man ihn auch auf dem Lager, welches so gestellt werden muß, daß man rund herum kommen kann. Hier zieht man ihn vollends nackt aus, und bedeckt ihn mit einer leichten Decke. Man läßt ihn aber nicht lange in einerley Lage: sondern legt ihn oft von einer Seite auf die andere.

4) Man schickt eiligst nach dem nächsten Arzt und Wundarzt; und unterdessen reibt man dem Patienten das Gesicht, den Hals, den Bauch, Rücken, auch Hände und Füße, alles, wie es Seite 334. dieses Büchleins beschrieben worden. Auch nimmt man warm Wasser mit der Hälfte Eßig, taucht Tücher ein, drückt sie stark wieder aus, und legt sie um den Kopf und Hals: nur so, daß Nase und Mund frey bleiben. Wenn die Tücher kalt sind, macht man sie wieder warm, und das Reiben geht unterdessen immer fort.

5) Man hält dem Todscheinenden gestoßenen Kümmel in Eßig gemengt, unter die Nase, oder geriebenen Meerrettig, Zwiebeln, Marum verum, Salbey: aber ja keinen Schwefel. Auch bestreiche man ihm die Schläfe mit Eßig oder Brandtwein.

6) Man weht ihm mit einem Bündel Laub fleißig frische Luft ins Gesicht, und spritzt ihm kaltes Wasser oder Weineßig hinein.

7) Kommt der Wundarzt, so schlägt er ihm die Drosselader am Halse, wenn ers versteht: wo nicht, so öfnet er eine

eine Ader am Arm. Viel Blut darf er anfangs nicht weglassen; sondern muß lieber die Ader noch einmal öffnen. Der Arzt und Wundarzt befehlen, was geschehen soll, sobald sie dabey sind. Bleiben sie aber über eine halbe Stunde aus, und der Kranke will sich noch nicht bewegen: so bläset man Luft in ihn, wie S. 435. gelehrt worden. Auch giebt man ihm ein Tobaksklystier. Unterdessen wird mit Nro. 4. immer fortgefahren, und der Leib, auch Hände und Füße müssen so viel möglich immer dabey zugedeckt bleiben, und unter den Decken gerieben werden. Alles dieses muß wenigstens zwey bis 3 Stunden lang fortgesetzt werden: ehe man schließen kann, daß der Mensch wirklich todt sey.

8) Fängt er aber an, sich zu regen und Athem zu hohlen: so weht man ihm viel Wind ins Gesicht und bespritzt ihn mit kaltem Wasser, worinn Spiritus oder Eßig gemischt ist. Man hört nun nach und nach auf zu reiben, deckt ihn etwas wärmer zu, und giebt ihm, wenn er schlucken kann, löffelweis warmen Thee von Flieder, oder Hollunderblüthen, Salbey, Melisse oder Raute mit etwas Honig. Geht das Athemholen noch schwer: so kann man ihm noch ein Klystier von demselben Thee mit Honig und etwas Salz geben, oder von Milch und etwas Salz, beydes nur lauwarm. Bekommt er nun hinter drein noch ein Fieber, oder andere Zufälle: so muß man den Arzt fragen, und er muß wenigstens etliche Tage sich vor heftiger Bewegung, vor Unmäßigkeit im Essen, und vor starken Getränken hüten.

Wird ein solcher Verunglückter nicht wieder lebendig: so begraben ihn die Nachbarn ehrlich, weils ihr Mitnachbar und Bruder gewesen ist: trösten seine hinterlassene Wittwe und Kinder, und denken: wir sind alle arme Sünder — Gott gebe uns einen sanften Tod! Will aber ein oder der andere Nachbar bey einem solchen christlichen Liebeswerke aus Furcht oder Eckel nicht mit Hand anlegen, wenn er dazu kommt, oder gerufen wird: den halten die andern für einen schwachlichen Menschen. Aber, wenns ihm übel geht, helfen sie ihm doch: denn Gott hat es befohlen, daß einer dem andern in der Noth beystehe, und wers nicht thut wenn er kann, ist kein guter Christ.

48.
Vom tollen Hunds-Biß und den besten Hülfsmitteln dagegen.



Für jede Erden-Noth
Hat uns der liebe Gott
Auch Hülf und Trost gegeben.
Zuletzt kommt noch der Tod,
Und führt aus aller Noth
Uns in ein neues Leben.

In einem wohlbekannten Dorfe hatte der Prediger eine Lesegesellschaft von 12 lehrbegierigen jungen Bauersmännern, nebst dem Schulmeister und ihm selbst angestellt. Diese kamen alle Sonntags Nachmittags auf zwey Stunden in des Predigers Wohnung zusammen, und lasen die Zeitungen und allerhand nützliche Schriften, die der Prediger aussuchte. Jedes Mitglied von der Gesellschaft zahlte dafür jährlich einen Gulden: nur der Schulmeister war frey;
dafür

dafür las er den andern ein Stück ums andere vor. Ueber das Gelesene sprachen sie hernach unter einander, jeder sagte seine Meinung und der Prediger erklärte dies und jenes, was etwa den Bauersmännern nicht deutlich war. In dieser Gesellschaft wurde unter andern einmahl folgendes in der Zeitung gelesen:

M. . . . den 7ten Febr.

„Hier wurde der Kühhirte, der das Lob hatte ein ehrlicher frommer Mann zu seyn, und der sein Amt mit vieler Treue und Gewissenhaftigkeit verrichtete, vor einigen Wochen von einem wüthenden Hunde gebissen. Er achtete es nicht, und brauchte kein wirksames Mittel dagegen. Darauf zeigten sich Anfälle von Raserey bey ihm; er gieng aber noch dabey herum, und war abwechselnd sich seines Verstandes bewußt. Den 26sten Jenner ließ er auf dem Arme zur Ader: aber den Tag darauf, frühe gegen 10 Uhr, brach die völlige Wuth aus. Er bat nun seine weinende Frau und Kinder, ja aus dem Hause zu gehen, daß er sie nicht unglücklich mache. Darauf riegelte er die Thür zu, fieng entsetzlich an zu brüllen, riß sich in der Angst die Ader auf, schrie aber zwischen den heftigsten Anfällen immer zu Gott, daß er seine Leiden bald endigen möchte. Dieß geschah noch denselben Tag gegen Abend, da starb er. Der unglückliche Mann verlangte, als er die Annäherung des Todes fühlte, aufs sehnlichste, daß ihm der Prediger in den letzten Stunden seines Lebens noch einigen Trost zusprechen möchte. Allein dieser schlug es ihm ab; weil er der Meinung war, daß sogar der Hauch eines solchen Unglücklichen wüthend mache. Dem Kranken that dieses so wehe, daß er sagte: „Wenn dem Herrn Pfarrer eine „Kuh krank ist, so muß Johannes (so hieß er), gleich da „seyn: nun ich den Herrn Pfarrer verlange, da ich doch etwas mehr als Kuh bin, da muß der arme Johannes „ohne Trost verderben. Nun Gott wird mir auch helfen.„ Ein Kandidat, der dieses hörte, kam darauf ungerufen, betete mit ihm um Erlösung und stärkte ihn durch trostreichen Zuspruch. Als nun der Tod endlich erfolgte, wollte niemand die Hand an den Körper legen, und ihn in den Sarg bringen: weil man fürchtete, dadurch angesteckt zu werden; ja die Furcht gieng so weit, daß man es Jemanden schon für eine Verwegenheit auslegte, daß er zum Fenster hineinsahe. Endlich verstand sich ein durchreisender Matrose dazu, den Körper zu

beerdigen. Da er aber nicht allein damit fertig werden konnte, weigerte sich der Todtengräber so hartnäckig, das geringste damit zu thun zu haben, daß er es nicht ins Werk hätte richten können; wäre nicht der eigne Sohn des Predigers, ein Kandidat, dazu gekommen, der sich nicht scheute, mit diesem Matrosen das letzte Werk der Barmherzigkeit an dem Verunglückten auszuüben. — Uebrigens war der Hirt selbst gewissermassen Ursache an seinem Unglücke. Er sah nähmlich ein kleines unbekanntes Hündchen laufen, und merkte die Kennzeichen der Tollheit nicht an ihm: sondern lief nach, haschte es mit den Händen und wurde von ihm gebissen.„

Wie der Schulmeister diese Geschichte vorgelesen hatte, wurde die ganze Gesellschaft ganz traurig und nachdenkend darüber. Doch unterbrach endlich der Prediger das Stillschweigen und sagte: es ist wahr, diese Geschichte ist sehr betrübt. Aber desto mehr wünsche ich, daß mir jeder seine Meinung recht offenherzig davon sage, damit wir das Gute daraus nehmen, welches der himmlische Vater für uns auch in dieses große Unglück gelegt hat." Darauf sagten sie nach einander ihre Meinung nach der Reihe, wie sie saßen. Einer, Namens Pfeiffer, fieng an: Mich lehrt der arme Johannes, daß man keinen fremden Hund angreifen muß, und ich will diese Lehre meinen Kindern recht einprägen, wenn ich ihnen heute Abend diese Geschichte erzähle. Sein Nachbar, Tobias Bing, sagte: ich sehe daraus, daß unsere hohe Obrigkeit es recht gut meint, wenn sie uns solche Verordnungen giebt, wie die von tollen Hunden. Ich will auch heute noch in die Schenke gehen, und die darinnen beschriebenen Kennzeichen lernen, woran man sieht, ob ein Hund toll ist; wenn nur diese Verordnung nicht schon von der Tafel abgerissen ist." Hier nahm der Schultze das Wort und sagte: Gevatter Tobias, die Kennzeichen, welche die Verordnung angiebt, sind, daß ein Hund,

wel-

welcher erst toll werden will, nicht säuft, nicht bellt, mit hängenden Ohren und Schwanz herumschleicht, oder wie schlafend herum taumelt, auch fremde Personen heimtückisch anfällt und gegen Bekannte nicht so freundlich, als sonst thut. Wenn ein Hund so ist, soll man ihn einsperren und Acht haben, ob es besser oder schlimmer wird. Wird er nun immer magerer, bekommt rothe triefende Augen, sperrt den Rachen auf, weist die Zähne oder läßt die Zunge aus dem Halse hängen und hört nicht mehr auf das Zurufen seines Herrn: so ist es hohe Zeit, ihn todt zu schlagen, und soll man einen solchen Hund recht tief in die Erde verscharren, ohne ihn mit blossen Händen zu berühren, und soll alles verbrennen, was sein Geifer beschmutzt haben kann. „ Der Prediger lobte den Schulzen sehr, daß er die herrschaftliche Verordnung so wohl inne habe, und setzte hinzu: „ es ist wohl am besten, man tödtet einen Hund lieber gleich, wenn er die ersten Zeichen der Tollheit an sich hat. Es giebt ja Hunde genug, und das Unglück, das daraus entstehen kann, ist so entsetzlich, daß ich lieber hundert Hunde todtschlagen, als mich und andre Menschen einer solchen Gefahr aussetzen wollte. Besonders muß sich der Herr eines solchen Hundes in Acht nehmen, daß er ihn ja nicht strafe, wenn der Hund hämisch und tückisch gegen ihn selbst thut; weil er da leicht gebissen werden kann: sondern es ist besser, einen solchen Hund gleich todt zu schießen. „ Ein Bauer sagte darauf: mich wundert doch, daß der Kuhhirt so unglücklich gewesen, da er den Namen Johannes geführt, welches ein glücklicher Name seyn soll! „ Ihr könnt daraus abnehmen, antwortete der Prediger, daß es ein falscher Glaube ist, daß der Name einen Menschen glücklich oder unglücklich mache. Man hat z. E. auch die Meinung, daß einer nicht alt werde, der mit dem Vornahmen Erdmann heißet. Aber mein Vater und Großvater haben so geheißen, und sind beyde Gottlob! zu einem schönen

Alter gelanget. Mein Großvater hat es auf 76 und mein Vater auf 81 Jahre gebracht. „ Zuletzt sagte noch der Schulmeister: Ich denke bey der Geschichte: unser lieber Herr Pastor hätte den armen Johannes wohl nicht in der Noth verlassen, und hätte ihm gern Trost aus Gottes Wort zugesprochen, wenns auch Gefahr gehabt hätte. „ Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, erwiederte der Prediger, und setzte dazu: aber wir wollen doch den Herrn Pastor zu M. . . nicht deswegen für einen harten und unbarmherzigen Mann halten, daß er den Johannes nicht besuchen wollte. Muth und Herzhaftigkeit sind eine Gabe Gottes, die nicht Jedermann gegeben ist, und wenn man einmahl gewisse Jahre erreicht hat, kann man diese schönen Tugenden nicht mehr erlangen. Hätte nun der Herr Pastor sich mit Gewalt zwingen wollen, zum Johannes zu gehen; so wäre er vielleicht vor Furcht und Angst krank worden; da hätte er dann sein Amt nicht verwalten können, und die ganze Gemeinde hätte darunter gelitten. Daß aber ein junger Kandidat sich die Gewalt anthat, das war recht und gut. Denn wer noch jung ist, kann sich Muth und Herzhaftigkeit geben, wenn er die Furcht mit Gewalt bezwingt. Es gilt auch hier: **Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet: verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet**; ob ich gleich lieber kein Geistlicher geworden wäre, wenn ich nicht die Herzhaftigkeit hätte, zu den gefährlichsten Kranken zu gehen. Jedoch muß ich auch sagen: daß die Furcht, durch das Angreifen solcher Personen angesteckt zu werden, keinen Grund hat. Ihr Gift steckt blos an, wenn sie beißen, und der Speichel in die Wunde kommt. Mehrere Aerzte haben so gar an der Hundswuth gestorbene Leichen zerschnitten, um die Natur dieser Krankheit zu erforschen, und es hat ihnen nichts geschadet: weil sie vorsichtig damit um-

umgegangen sind. Daher kann man sie ohne Gefahr anrühren, um sie zu begraben, und kann es allenfalls mit Handschuhen thun, und diese hernach mit den Kleidern und Betten verbrennen, in welchen der Verstorbene geschwitzt hat.

Der Prediger sagte hierauf: man weiß eigentlich noch kein ganz gewisses Mittel, einem Menschen, der von einem tollen Hunde gebissen worden, zu helfen, als dieses: daß man den Augenblick, da der Biß geschehen, in die nächste Schmiede lauft, und ein glühend Eisen auf die Wunde setzt; oder daß man auf das verletzte Fleck Schießpulver streuet und es abbrennen läßt, etlichemahl nach einander. Auch kann man, wenn es an einem Orte ist, wo man ohne Lebensgefahr schneiden kann, das gebissene Fleck mit einem scharfen Messer heraus schneiden, oder dieses noch lieber durch einen Wundarzt thun lassen. Die Wunde wird hernach oft mit scharfer Lauge, oder Kalkwasser ausgewaschen, und hat man nicht gleich Lauge, so thut man Asche in lauwarmes Wasser und reibt sie damit aus. Nachher muß die Wunde so lange wie möglich wenigstens bis in die 8te Woche offen und im Schwären erhalten werden, welches ein Wundarzt besorgen muß. Wenn aber, fuhr er fort, das Gift schon ins Blut übergegangen ist: so ist bis jetzt die Wolfskirsche oder Tollkirsche, (welche in diesem Büchlein Seite 90. abgebildet ist,) als das beste Mittel befunden worden.

Man sammelt die Wurzeln, wenn sie zwey bis dreyjährig sind, vor der Blüthe, wäscht sie in kaltem Wasser, putzt die Fasern ab, spaltet sie und trocknet sie auf einem luftigen Boden. Wenn sie ganz trocken sind, werden sie geraspelt, im Mörsel gestoßen und gesiebt. Dieses Pulver läßt sich in einem mit einer feuchten Blase zugemachten Glase bis ins dritte Jahr gut erhalten. Die Blätter bricht man ebenfalls vor der Blüthe ab, und

trocknet sie auf Hürden, auf einem luftigen Boden, und kann sie in bedeckten Fäßchen zwey Jahre lang gut erhalten. Zwey Gran, [ein Gran ist so viel als ein Gerstenkorn schwer] von der gepülverten Wurzel, thun so viel als vier Gran von den Blättern. Von jenem giebt man Säuglingen 1 Gran, größern Kindern 3 bis 6 Gran und Erwachsenen 8 bis 12 Gran. Die Cur damit muß aber dem Arzt überlassen werden. Jedoch ist es gut, wenn in jedem Dorfe immer ein Vorrath von dem Wurzelpulver und von den Blättern vorhanden ist, um es in Nothfällen und auch fürs Vieh zu brauchen.

Hier fragte der Schulmeister, was halten Sie wohl davon, Herr Pastor, daß Leute, die von tollen Hunden gebissen sind, manchmahl hundert Meilen weit nach Sanct Hubert im Ardenner Walde reisen, und sich daselbst eine Reliquie von dem Priesterrocke des heiligen Huberts in die Stirn einheilen lassen? Es sind ja, wie in den Zeitungen gestanden, noch im Jahr 1784. dreyzehn solcher Personen von München im Bayerlande auf Befehl ihrer hohen Obrigkeit dahin gegangen, und sind 10 davon frisch und gesund wieder gekommen? „Ich halte dafür, antwortete der Prediger, daß die Wolfskirsche, als ein Kraut, die Kraft hat, das Hundsgift durch den Schweiß aus dem Leibe heraus zu treiben: begreife aber nicht, wie ein Lappen von einem Priesterrocke dieses thun könne, da er weder Saft noch Geruch hat. Ich halte es auch für eine sehr gefährliche Sache, die gebissenen Leute erst nach St. Hubert zu schicken, wenn man nähere Hülfe haben kann. Denn wenn sie wirklich von einem tollen Hunde gebissen sind, und dessen Geifer in die Wunde gekommen ist: so können sie leicht schon unter Wegs sterben, und da hat es der zu verantworten, der sie hingeschickt hat. Aber das Wahre an der Sache ist, daß die Hunde nicht überein toll sind. Bey manchen

ist

ist die Wuth von der Art, daß sie nicht ansteckt. Mancher Hund wird auch für toll gehalten, und ist es gar nicht: und so mag es wohl bey den 13 Leuten aus München gewesen seyn. Drey davon sind aber auf der Reise gestorben. Ich weiß auch, daß manche Leute den Gebissenen beschriebene Zeddel von Pappier eingeben, welches gar albern ist und gottlos, wenn sie darüber die Hülfe des Arzts versäumen.

49.

Von Ottern, Kröten, Spinnen, Bienen, Wespen und andern Thieren, welche dem Menschen durch Bisse oder Stiche schaden und beschwerlich sind.

Der Thiere Biß und Stich soll dich vorsichtig machen:
Die Vorsicht nützt dir dann zu vielen andern Sachen.

Die Ottern, Vipern oder Nattern, welche braungrau aussehen, mit einem schwarzen Streif auf dem Rücken, haben in der obern Kinnlade zwey lange und spitzige Zähne, welche innwendig hohl sind, und unter denselben sind Bläschen voller Gift, welches in die Wunde dringt, wenn sie im Zorn mit diesen Zähnen beissen. Davon wird der Verwundete bald bleichgelb, schwillt in wenig Stunden sehr auf, bekommt kalte Glieder, heftiges Erbrechen, und was er ausbricht, ist alles gelb; endlich folgen Zuckungen und der Tod, wofern nicht bald die rechten Mittel gebraucht werden.

Wenn du also in das Bein oder den Arm von einer Otter gebissen wirst: so nimm das Strumpfband, oder sonst ein Band, oder einen Bindfaden, und binde so geschwind als möglich das verletzte Glied etliche Daumen breit über der Wunde so fest, als du es nur leiden kannst. Darauf nimm frische Rinde und Laub von Eschen oder Hollunder, quetsche es, und belege das

das Glied unterhalb des Bandes rund um damit, und umwickle es mit einem Tuch, daß es fest bleibt. Reisse lieber gleich ein Stück vom Hemd, wenn du kein anderes Tuch hast. Sind keine Eschen oder Hollunderbäume in der Nähe, so nimm frisch ausgegrabene Erde und schlage sie um das Glied. Gehe gleich nach Hause und trinke Thee von Eschen- oder Hollunder-Rinde, und laß eiligst den Wundarzt holen, und laß ihm sagen, daß er flüchtigen Salmiak-Spiritus und Schröpfköpfe mit bringe. Er muß nähmlich das Blut mit Schröpfköpfen aus der Wunde ziehen, und dazu die Wunde größer machen, wenn sie so klein ist, daß kein Blut fließt. Alsdenn muß er Salmiak-Spiritus mit etwas Baumöhl oder Wasser vermischt hinein tröpfeln und eine damit angefeuchtete Beusche darauf legen. Das ganze Glied wird darauf über ein wenig Kohlenfeuer lange mit Baumöhl gerieben, und die Wunde über die Beusche her mit gequetschten Eschen- oder Hollunderblättern und Rinde verbunden. Innerlich nimm, nach dem Alter, von 3 bis zu 5 Tropfen Salmiak-Spiritus in einem halben Glas Wasser ein, und wiederhohle dieses alle 3 Stunden, und noch öfter, wenn sich die Zufälle verschlimmern. Ist kein Wundarzt zu haben, so streue man bald etlichemahl Schießpulver auf die Wunde und zünde es an, und trinke von Zeit zu Zeit etliche Löffel voll Baumöhl. Das Band wird wieder losgemacht, wenn die Wunde ordentlich besorgt ist.

Die **Ottern** beißen aber nicht eher, als wenn man unversehens auf sie tritt, oder sie sonst erzürnet. Sie sind auch weiter nicht giftig, ausser den beyden Giftzähnen, und man kocht Kraftbrühen aus denselben für gewisse Krankheiten. Die **Ringel-Natter** oder **Wasserschlange**, welche ein gelbweißes Halsband hat, und so auch die **Blindschleiche** oder **Bruch-**

schlan-

schlange, die man mit einem dünnen Stecken in Stücken zerschlagen kann, beißen nicht und haben kein Gift.

Bespritzt dich eine **Kröte**: so wasche das Fleck gleich mit Urin oder mit Salzwasser, das ist, Wasser, worinne so viel Salz zergangen ist, als darinne zergehen will. Hernach koche Hollunderblüthen oder Kamillenblumen in Wasser, feuchte damit einen Lappen fleißig an, und lege ihn auf die Stelle, oder reibe sie mit Oehl. Sonst sind die Kröten eben nicht giftig, außer der Feuchtigkeit, die sie im Zorn aus ihren Wartzen spritzen.

Die Spinnen, **Kanker**, sind nicht so giftig, daß man sich davor zu fürchten braucht. Wenn dich eine gestochen hat: so bade das verletzte Fleck nur in Milch. Wer eine Spinne unversehens verschluckt hat, und sich davor ekelt, muß ein Brechmittel nehmen, und wenn es gewürkt hat, 4 bis 6 Tropfen Salmiak-Spiritus in Wasser.

Die Bienen, Immen, sind sehr gefährliche Thierchen, wenn man sie erzürnt. Im Jahr 1770. fuhren fünf Wagen von Nostiz in der Oberlausiz mit Hafer nach Bernstadt. In Bischdorf, eine halbe Stunde von Bernstadt, gieng der Weg bey einem Bauerhause vorbey, an dessen Wand ziemlich nahe am Wege, aber doch etwas hoch, acht Bienenstöcke standen. Der Weg war schlecht, und als der erste Wagen, der 4spännig war, eben bey dem Bienenhause stecken blieb; trieb der Fuhrmann die vordern Pferde so stark an, daß eins davon auf den hohen Rand sprang, und einen Bienenstock umstieß. Darüber wurden die Bienen nicht allein in diesem, sondern auch in den übrigen Stöcken dergestalt erzürnt, daß sie über das Pferd herfielen und es so zerstachen, daß es umfiel und zwey Stunden darauf starb. Der Fuhrmann nahm Zweige und wollte sie damit verja-

gen: dadurch reizte er sie gegen sich selbst, daß sie ihn am Kopf, im Gesicht und am ganzen Leibe so arg stachen, daß er nach Bernstadt gefahren werden mußte. Doch wurde er durch Hülfe des Arztes wieder hergestellt. Die übrigen Fuhrleute und Pferde bekamen auch mehrere Stiche und die Bienen schwärmten weit und breit herum, und stachen, was ihnen in den Weg kam. Darüber büßte der Bauer vier Stöcke ein, die zu Grunde giengen, und man lernt daraus, daß ein Bienenstand nicht nahe an einem gangbaren Wege seyn, und daß man diese nützlichen und fleißigen Thierchen nicht in ihrer Wohnung verunruhigen muß. Wider ihren Stich ist es am besten, gleich den Stachel aus der Wunde zu ziehen, und frische feuchte Erde oder warmen Urin aufzulegen, oder Ohrenschmalz einzureiben. So macht man es auch, wenn man von **Wespen** oder **Hornissen** gestochen wird.

Ist ein solcher Stich inwendig im Halse, so mische Honig, Oehl und Eßig in einer Tasse unter einander und verschlucke es Löffelweis.

Willst du von **Mücken**- und **Schnacken**-Stichen keine Beulen haben, so reibe die Stelle bald mit Baumöhl.

Wenn dir ein **Ohrwurm** oder ein anderes Ungeziefer ins Ohr kriecht und du empfindest plötzlich Schmerzen darinne, so lege dich auf die andere Seite und laß dir ein wenig Baumöhl, Brandtwein oder Eßig, was am geschwindesten bey der Hand ist, ins Ohr gießen, wo das Thier steckt, und darauf das Ohr mit Baumwolle, oder ausgezupfter Leinwand zustopfen. Der Stöpfel muß aber mit einem Faden umwickelt seyn, daß man ihn wieder herausziehen kann. Nach etlichen Stunden mache das Ohr wieder auf, und versuche den Wurm mit einem Ohrlöffel sacht heraus zu hohlen.

50. Vom

50.
Vom Behexen, Zaubern, Vergiften; auch vom Drachen, den Irrlichtern und Sternschnuppen.



Solch Narrenspiel läßt Gott nicht in der Welt geschehen.
Sagt, wer von euch hat es gehöret und gesehen?
Und doch glaubt ihr soch Zeug, das Einfalt ausgeheckt,
Und das sonst nirgends, als in euren Köpfen steckt?

Es überfallen die Menschen zuweilen Krankheiten und Zufälle, von denen man die Ursache nicht ergründen kann, oder die sehr wunderlich sind, wie z. E. die Zufälle, welche die Mönche im Kloster Rheinau von Bilsen-Wurzeln bekamen, wie S. 83. dieses Buchs zu lesen ist. Auch machen sich manche Kranke allerhand Einbildungen: wie z. E. einer glaubt, er sey von Glas: ein anderer, er habe eine Katze, eine Maus, ein Knauel Zwirn und dergleichen im Leibe. Bey Kindern geschiehet es oft, daß sie viel essen und doch nicht zunehmen: woran meistentheils die Würmer schuld sind. Eben so verliert auch zuweilen eine Kuh

auf einmahl die Milch, wenn sie schädliche Kräuter frißt: oder Pferde fallen plötzlich, wenn sie von unverständigen Knechten verwahrloset werden. In solchen Fällen meynen einfältige Leute: es werde dem kranken Menschen oder Vieh von bösen Leuten oder Hexen und Zauberern etwas angethan, das ist, solche Leute brächten durch Hülfe des Teufels diese Zufälle zu Wege. Nun giebt es listige Leute, welche sich die Gelegenheit zu Nutze machen und sagen! sie könnten davor thun, oder die Hexerey wieder vertreiben: Sie geben nämlich dem Kranken gute Kräuter ein, oder machen nur allerhand Possen, welche nicht helfen und nicht schaden. Wenn nun unterdessen die Natur sich selbst hilft, so heißt es, der oder die hat davor gethan, und so kommen solche listige Leute in den Ruf, als wären sie Meister über die Hexen und den Satan selbst, und lassen sich ihre Künste von den betrogenen Bauersleuten tüchtig bezahlen. Und dieser alberne Glaube an Hexen, Druden und wie die Dinger heissen, thut noch oft Schaden, daß ein Mensch den andern darüber verläumdet, und daß schwere Feindschaften, Processe, ja wohl Mord und Todschlag daraus entstehen. Er stammet aber aus dem Heidenthum und Judenthum her, und beruht auf lauter Lug und Betrug. Es giebt nämlich gewisse Kräuter, welche den Menschen betäuben, daß er in einen tiefen Schlaf fällt und in dem Schlafe so lebhafte Träume hat, als ob alles wahr wäre. Nun gab es vor alten Zeiten Betrüger, welche solche Kräuter kannten. Wenn diese eine Frau zur Wollust verführen, oder ums Geld bringen wollten, und nicht anders an sie kommen konnten: so schwatzten sie ihr von der Zauberey vor, wie man dadurch reich werden und alles erlangen und zu Stande bringen könne, was man nur wolle. Bekamen die Weiber Lust, so erzählten sie ihnen, wie

es

es dabey hergieng: daß man sich dem Teufel verschreiben müsse; daß man alsdenn umgetauft werde und dabey einen Pathen bekomme; daß hernach jede Hexe einen Geist zum Bräutigam, und jeder Hexenmeister eine Geistin zur Braut bekomme; daß auf Walburgis die ganze Hexenzunft einen prächtigen Schmaus mit Musik und Tanz auf dem Blocksberge halte, und dergleichen albernes Zeug mehr. Auf Verlangen nannten sie auch wohl diese und jene von den Bekannten eines solchen einfältigen Weibes, als wären sie Hexen. Wenn nun der Walburgis-Abend kam: so gaben sie ihr eine von solchen Kräutern, welche machen, daß man lebhaft träumt, verfertigte Salbe, womit sie sich schmieren mußte. Weil man aber gemeiniglich von solchen Dingen träumt, wovon man vorher viel spricht: so kam der Frau die Teufelshistorie im Traume wieder vor. Da dünkte es ihr, sie ritt auf einem Besen oder einer Ofengabel durch die Luft, und tanzte auf dem Blocksberge, wo der Teufel in Bocksgestalt erschien. Erwachte sie nun wieder: so vermeinte sie, es sey alles wahr gewesen, erzählte dieser und jener Bekanntin, die sie auf der Teufelshochzeit gesehen haben wollte, wie alles zugegangen sey, und gab ihr auch von der Hexensalbe. Die träumte dann auch solch albernes Zeug, und glaubte es, und so giengs fort, daß manchmahl die meisten Weiber in einem Dorfe für Hexen gehalten wurden, und daß manche es selbst glaubten. Und dieser falsche Glaube gieng darauf von einem Ort zum andern immer weiter. Der Pabst, die Bischöfe und andere Geistlichen, welche davon hörten, meinten endlich auch, es sey wahr, und verboten das Hexen und Zaubern, weil dabey die christliche Religion verläugnet würde, bey Lebensstrafe. Sie reitzten auch die weltliche Obrigkeit an, daß sie die angeblichen Hexen und Hexenmeister le-

lebendig verbrennen ließ. Wenn daher eine solche unglückliche Person in den Verdacht kam, daß sie eine Hexe sey, so marterte man sie auf der Tortur so lange bis sie sagte: Ja, sie wäre eine. Dann wurde sie wieder gemartert, bis sie ihre Bekannten angab, die mit ihr auf dem Teufels-Schmaus gewesen seyn sollten. Da nannte denn die arme Gemarterte in der Angst eine Menge Leute, die ihr eben einfielen. Diese wurden auch gefangen genommen und gemartert, bis sie sich schuldig bekannten, um nur von der Marter durch den Tod erlöst zu werden, und dann giengs mit ihnen allen auf den Scheiterhaufen. Eine und die andere Frau, welche die Hexensalbe gebraucht hatte, sagte auch wohl ohne Marter aus, was die Richter wissen wollten und bestärkte diese in der Einbildung, daß etwas wahres daran sey. Auf solche Art hat man wegen dieser grundfalschen und lächerlichen Meinung von Teufelsbündnissen und Hexen, vor Zeiten viele Tausend unschuldiger Menschen gequält und ums Leben gebracht. Und dieses grausame Unglück hat in Deutschland gedauert bis vor 30 Jahren, da in **Wirzburg** die Aebtißin **Renate** als die letzte Hexe verbrannt worden ist. Nun nehmen aber die Gerichte, Gott sey Lob und Dank! gar keine Klage wegen Hexerey mehr an: sondern strafen vielmehr denjenigen, der jemanden derselben beschuldiget, als einen Verläumder. Denn man weiß ganz gewiß, daß es niemahls eine wirkliche Hexe gegeben hat, und nun und nimmermehr keine geben wird; ob es gleich allerhand **natürliche** Mittel giebt, Menschen und Vieh krank zu machen, oder sonst Schaden anzurichten. Dergleichen sind, außer den schon S. 82. bis 100 dieses Büchleins beschriebenen Kräutern, auch **Arsenik**, **Ratten- und Mäusepulver**, **Hüttenrauch**, **Fliegenstein**, **Quecksilber**, **Kobalt**, **Operment**, **Vitriol**, **Grünspan**, **Bleyweis**,

Mennige und andere Farben, Glätte, Bleyzucker, Kalk, Gips, scharfe Lauge, spanische Fliegen, zerstoßenes Glas, Kristall, starker Spiritus, Scheidewasser und dergleichen mehr. Wer solche Dinge nicht zu seiner Handthierung braucht und damit umzugehen weiß, muß sie gar nicht im Hause leiden. Besonders hat man sich mit Ratten- und Mäusegift in Acht zu nehmen, daß man es nicht an Orte stelle, wo es unter die Speisen für Menschen oder Vieh kommen, oder von Kindern benascht werden kann. Es ist geschehen, daß ein Hauswirth solches in Scherben auf den Boden zwischen das Getraide unter das Dach gestellt hatte, und diese Scherben wurden von Mäusen oder Katzen umgestossen und das Gift kam unter das Brodkorn. Davon wurde die ganze Familie auf einmal todtkrank, und man glaubte, sie wären behext. Als aber der Arzt kam und merkte, daß sie Gift bekommen hatten, auch hörte, daß dem Manne kurz zuvor zwey gesunde Pferde und ein Hund plötzlich crepiert waren: suchte er überall nach, und fand die Giftscherben, aus welchen, da sie umgestoßen worden, das Gift zwischen den Boden-Dielen herunter in die Krippe gefallen war, wovon man noch Spuren an der Stallwand entdeckte. So wurde auch zu Gohlis bey Leipzig im October 1786. eine ganze Haushaltung vergiftet, und der Hausvater und eine Schwester von ihm starb daran: weil die Magd, als ihre Frau eine Mehlspeise bereitete und sie mehr Mehl dazu hohlen sollte, einen Teller mit Mehl ergriff, unter welches Arsenik für die Mäuse gemischt war. Wer also kein Unglück anrichten will, sehe sich vor! Geschieht es aber, daß jemand ohne sein Wissen solches Gift bekommt, und davon plötzliches Kneipen, Reissen und Erbrechen von der grausamsten Art empfindet: der schicke gleich nach einem geschickten Arzte und trinke unterdessen Oehl pfundweis, und dann Milch,

Ha-

Haberschleim, rohe Eyer — bis der Arzt kommt. Je länger dieser ausbleibt, desto gefährlicher wird es. Wer scharfe Sachen, als Glas, Stahl, Eisen und dergleichen verschluckt hat, muß unterdessen viel Mehlbrey essen.

Die Erzählung vom feurigen Drachen, den man auch Martin oder Steppchen nennt, und der zuweilen zum Schornstein hinein fliegen und seinen guten Freunden Speck, Eyer, Käse und dergl. bringen soll, ist ein albernes Kinder Mährchen. Denn die Feuer-Klumpen oder Kugeln, die man bisweilen fliegen sieht, bestehen aus fetten Dünsten, die aus der Erde aufsteigen, , und sich in der Luft entzünden. Da sie nun dem Luftzuge nachgehen, so kann es wohl treffen, daß sie zu einem Schornsteine hinein fahren, wo immer ein Luftzug ist, und daselbst verlöschen. Eben so ist es auch mit den Irrlichtern, Irrwischen oder Tückeboten beschaffen. Dieß sind Dünste, welche sich nahe an der Erde entzünden. Macht man ihnen entgegen eine Bewegung in der Luft durch Schreyen, Hauen mit der Peitsche oder Laufen; so zerstreuen sie sich: flieht man aber vor ihnen; so entsteht ein Luftzug von ihnen abwärts, dem sie nachfolgen müssen. Und so kann ein Furchtsamer leicht darüber aus dem Wege kommen. Die sogenannten Sternschnuppen sind keine Abgänge vom Sternenlicht, welche herunter fallen: sondern eben solche fette Dünste, die sich oben in unsrer Luft entzünden, und wie Schwärmer seitwärts niederfahren; so daß man an dem Orte, wo sie hinfallen, ein Klümpchen findet, das einer Gallerte gleichet. Alle diese Lufterscheinungen gehen natürlich zu, und der Teufel hat nichts dabey zu thun. Daß aber Entzündungen ohne Feuerzeug geschehen können, sieht man schon daraus, daß feuchtes Heu, wenn es fest auf ein ander liegt, sich bis zum Rauch und zur Flamme erhitzet.

51.

Feuer-Katechismus für Junge und Alte.



Hör't ihr Leute, laßt euch sagen:
Die Glocke mag viel oder wenig schlagen:
So nehmt in Acht das Feuer und Licht,
Daß unserm Dorf kein Schade geschicht,
Und Hab und Gut verbrennet.

Erstes Hauptstück.

Was man thun und lassen soll, damit kein Feuer auskomme.

1. Wenn du zu Bett oder aus dem Hause weggehest: so sieh vorher nach allen Feuerstätten, ob alles sicher sey? Verschließe die Küchenthür und das Ofenloch, daß keine Katze hineinkommen kann. Sieh nach, ob im Feuerzeuge nichts fehle, und setze es an einen gewissen und sichern Ort.

2. Beym

2. Beym Feueraufschlagen habe Acht, daß Zunder und Schwefel recht ausgelöscht wird. Thue nicht zu viel Schwefel oder Zunder ins Feuerzeug, und beym Zunder-Einbrennen nimm nur einen kleinen Lappen auf einmahl; thue es auch lieber des Morgens als des Abends. Machst du mit Schwamm Feuer: so behalte das ganze Stück, von dem du abreissest, nicht in der Hand beym Aufschlagen, und stecke ein Stückchen, das schon gebrannt hat, nicht wieder in die Tasche; laß es auch nicht liegen, ohne es auszulöschen.

3. Ein brennendes Talglicht, einen Span, oder Holz-Schleiße laß nicht lange allein, und wenn du des Nachts Licht brennest, so setze es in einen irdenen Topf oder Schüssel, und so, daß Hunde, Katzen und Mäuse nicht dazu kommen können. Ein Hängelicht hänge nicht an Bindfaden, sondern an Eisendraht auf, und drehe die Flamme allezeit abwärts von dem Balken, an dem es hängt. Wenn du Holz-Schleissen brennst, so setze ein Gefäß mit Wasser darunter, daß die Schnuppen hinein fallen. Am Oehllicht und Talglicht laß die Schnuppen nicht zu groß werden: sie platzen sonst ab und springen leicht an gefährliche Oerter. Beym Abputzen siehe zu, wo die Schnuppen hinfallen und tritt sie aus. Wirf auch die Schnuppen aus der Lichtscheere nicht zum Fenster hinaus ins Dorf.

4. Mit einem bloßen Licht gehe nicht in Scheuren, Ställe, auf den Dachboden oder an andere Orte, wo Flachs, Werrig, Garn, Stroh, Heu, Grummet, Tannen-Reiß, Hobelspäne und dergl. liegen, oder unter Strohdächer und mit Strohwischen ausgefütterte Ziegeldächer. Nimm dazu eine Laterne; aber keine von Pappier und keine, wo Scheiben daran fehlen.

5. Muß im Stalle geräuchert werden, so setze den Kohlentopf in einen nassen Eimer. Setze auch

sonst

sonst keinen Kohlentopf an einen Ort, wo der Fußboden davon anbrennen, oder wo Hunde, Katzen oder Kinder die Kohlen umstoßen können.

6. Die Tobackspfeiffe laß nicht beym Rauchen zum Fenster hinaus hängen, und habe Acht, wo du sie ausklopfest. Gehe nicht damit in Scheuren, Ställe, auf Dachböden, in Kammern, wo Flachs, Werrig und dergleichen liegt, auch nicht durchs Dorf, wenn gleich ein Deckel auf der Pfeiffe ist: denn kleine Funken können durch den Deckel fallen. In den Spuckkasten thue Sand; keine Sägespäne!

7. Kehre alle Sonnabende den Schlotmantel oder Rauchfang, auch das Ofenloch, wo Feuer gehalten wird, mit einem stumpfen Besen ab.

8. Mache niemahls von Stroh, Spänen, Geniste, Reisig, besonders Tannenreisig, ein zu großes Feuer auf einmahl an, daß die Flamme nicht aus dem Ofen herausfahre, auch nicht von zu langem Holze. In, um, auf und an den Ofen lege nicht feuchtes Holz zum Trocknen, so daß es anbrennen könnte. Stelle auch keinen Stuhl, keine Bank oder anderes hölzernes Geräthe zu nahe daran, und vor dem Feuer-Anmachen sieh allemahl erst zu, ob etwas da ist. Steht der Kesselheerd an einer Wand, so sieh zuweilen nach, ob die Mäuse nicht Löcher durchgewühlt haben, daß das Feuer das Holzwerk in der Wand ergreifen könnte. Die Malzdarre laß nicht allein, wenn Feuer unter gemacht ist.

9. Butter, Speck, Oehl, oder anderes Fett zu braten, mache ganz klein Feuer, geh nicht davon weg, machs nicht in einem Tiegel, der Risse hat, oder außen fetticht ist, rühre es mit keinem nassen Löffel um, komme nicht mit der Lichtflamme nahe daran, und willst du Mehl oder Brühe dazu thun, so nimm es erst vom Feuer weg. Entzündet sich solches Fett doch

einmahl, so gieße ja kein Wasser hineln: sondern decke geschwind einen Deckel darauf, oder gieße es in die Asche. Oehlfirniß, Vogelleim, Pech, mußt du nicht in oder bey Gebäuden, sondern auf einem freyen Platze sieden.

10. Die Asche aus dem Ofen und vom Heerde laß wenigstens 8 Tage an einem feuerfesten Orte liegen, ehe du sie bey Seite bringst. Thue sie auch in irdene, nicht in hölzerne Gefäße, und nicht auf den Dachboden, sondern in den Keller. Schmiedekohlen mußt du nicht gleich vom Meiler in die Kohlenkammer bringen; sondern erst versichert seyn, daß keine glühende mehr darunter sind.

11. Ungelöschten Kalk laß in keiner großen Menge an einem solchen Orte liegen, wo es darauf regnen, oder sonst Wasser dazu kommen kann, und wo Stroh, Heu, Reißig und dergleichen in der Nähe ist. Feuchtes Heu, Grummet und Getraide panse nicht fest auf einander und lüfte es fleißig, daß es sich nicht etwa entzünde! Taubenmist und anderer trockener Mist entzündet sich eben so, wenn er dicht auf Haufen liegt. Desgleichen auch getheertes Leinen- und Hanftuch, wie mans auf den Schiffen braucht, Sägespäne, Lohe, Flachs und Hanf. Solche Sachen mußt du manchmal lüften, damit kein Brand daher entstehe. Die Räder am Wagen und Karren, die Pfannen und Zapfen an der Mühl-Welle, auch die Einfassung der Säge in Schneidemühlen, desgleichen die Zapfen und Pfannen an den Glocken müssen zu rechter Zeit geschmiert werden, daß sie sich nicht entzünden.

12. Blödsinnigen, Betrunkenen, Blinden, unvermögenden alten Leuten und unverständigen Kindern, und schlafsüchtigem Gesinde vertraue weder Feuer noch Licht, noch Feuerzeug an; laß Kinder nie-

mahls

mahls mit Schwamm, Lunten, Schwefel, Brenngläsern, Schießpulver und Schießgewehr spielen; lehre sie von Jugend auf fleißig, was für großes Unglück aus dem kleinsten Feuerfunken entstehen kann, und gehe ihnen in der Vorsichtigkeit mit gutem Beyspiel vor!

13. Auf Hochzeiten und andern Schmausereyen, wo es bunt über gehet, mußt du eine verständige Person ausdrücklich dazu bestellen, daß sie umhergeht und auf Feuer und Licht Acht hat. Auch ist es gut, immer Wasser in Gefäßen vorräthig, und eine Handspritze im Hause zu haben.

Zweytes Hauptstück.

Was man thun soll, ein Feuer bald zu löschen, um weniger dadurch zu verlieren.

1. Denke zuweilen daran und sprich mit deinen Hausgenossen davon, was jedes thun müsse, wenn hier oder da in deinem Hause oder in der Nähe Feuer auskäme, und wie und an welchem Platz dies oder jenes zu retten sey. Sorge dafür, daß jeder der Deinigen im Nothfall einen freyen Ausgang aus der Schlafkammer habe; und die besten Sachen stelle so, daß sie leicht fortgebracht werden können. Schaffe dir nicht zu große und zu schwere Hausraths-Stücke an, und mache an alle Schränke und Kasten Handhaben und Griffe von Stricken. An schwere Kasten befestige unten kleine Räder oder breite Leisten, so wie Schlittenkufen gebogen, daß sie sich leicht fortziehen lassen.

2. Vereinige dich mit etlichen andern Hausvätern, daß ihr einander in Feuersnoth zur Fortbringung des Hausgeräthes helfet, und wäre es nicht übel, wenn ihr euch ordentlich darauf exercirtet, einander ausräumen zu helfen, daß jeder voraus wüßte, was er zu thun hat, wie sich die Kanonier exerciren, Städte in Brand zu schiessen. Die Kinder richte ab, daß sie

das Vieh losbinden, sobald Feuer auskommt, und es aus dem ganzen Dorfe an einen gewissen Ort zusammen treiben, und ihrer etliche mit dem Hirten dabey bleiben.

3. Brennt etwas an, das schnell in Flamme kommt, als Flachs, Werrig und dergleichen: so laß es nicht hinbrennen und laufe nach Wasser, sondern nimm den ersten besten Sack, oder was du sonst ergreifen kannst, und dämpfe die Flamme damit aus. Den Spinnrokken, wenn er anbrennt, fasse geschwind zwischen die Beine und drücke ihn aus.

4. Ist eine Kohle wohin gefallen, und ist davon Holzwerk im Fußboden oder eine Wand ins Glimmen kommen, so reisse es nicht gleich auf: sondern wirf feuchten Mist oder Schlamm auf den Ort, und verstopfe der Luft die Zugänge; alsdenn gieße noch Wasser auf den Mist, bis es nicht mehr dampfet.

5. Wenn der Ruß im Ofen anbrennet, so nimm geschwind einen Klumpen Mist, und stopfe damit das Ofenloch zu und auch das Rauchloch. Eben so mache es, wenn das Feuer im Backofen, Brauofen oder der Malzdarre so stark worden ist, daß die Flamme gefährlich herausschlägt.

6. Wenn der Ruß im Schlot anbrennt, so nimm ein Bündlein Schwefelfaden oder Schwefelhölzer, lege sie auf eine Scherbe oder irden Gefäß, zünde sie an und halte sie gerade unter den brennenden Schlot. Ein anderer steige unterdessen aufs Dach und stopfe den Schlot oben mit einem Klumpen Mist oder mit nassen Säcken zu. Er kann auch einen Klumpen Mist durch den Schlot herunter stoßen mit einer Stange. Wo man ein Feuer ersticken kann, ist es besser, als es mit Wasser zu löschen.

7. Vor allen Dingen aber, wenn dir so ein Unglück begegnet, so schreye flugs: Feuer! und laß die

Kin-

Kinder ins Dorf laufen und schreyen: damit dir deine Nachbarn zu Hülfe kommen, ehe die Gefahr groß wird.

8. Kommt anderswo im Dorfe Feuer aus: so eile du, als Mann, deinem Mitnachbar flugs zu Hülfe; aber nicht mit leeren Händen, sondern mit einem vollen Wasser-Eimer. Deine Frau, Kinder und Gesinde müssen unterdessen gleich ein Kübel mit Wasser auf den Boden tragen, Asche hinein werfen und es umrühren, daß es trübe wird; dazu einen kleinen Eimer oder eine Handspritze. Dabey muß eine Person auf dem Boden bleiben, und Acht haben, daß sie die Funken die etwa herein fliegen, gleich auslösche. Gegen das Feuer zu, ist es gut, die Fensterladen zuzumachen und alle Löcher mit feuchtem Mist zu verstopfen. Ists ein Strohdach: so mag einer hinauf steigen und das ganze Dach mit Wasser begießen, wozu leimigtes, oder mit Asche trübe gemachtes Wasser das beste ist. Flachs, Werrig, und dergleichen muß man vom Boden herunter bringen, und die besten Sachen einstweilen zusammen tragen, daß sie, wenn das Feuer nahe kommen sollte, geschwind fortgeschaft werden können.

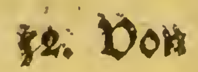
9. Beym Löschen eines großen Feuers kommt viel darauf an, daß man auf den Wind Acht habe, wo er hin bläset, und daß man die Spritzen ihm nicht entgegen, sondern ihm nach richte, und das Wasser nicht hoch in die Flamme, sondern an den Ort bringe, von dem sie aufsteigt.

10. Wenn im Dorfe etwa ein schlammichter Teich, oder sonst viel Schlamm vorhanden ist: so nimm Leute mit Schaufeln und Schiebekarren und Tröge oder Kübel und Fässer auf die Karren. Laß diese voll welchen nassen Schlamm laden und so nahe bey das Feuer fahren, als möglich. Alsdenn werfet mit Schaufeln

den Schlamm ins Feuer, wo es am stärksten brennt, und so weit ihr werfen könnt. Eine Schaufel voll Schlamm löscht mehr aus, als ein großer Eimer Wasser. Um darinne geschickt zu werden, könnten die jungen Bursche sich an Feyertagen eine Lust damit machen, Schlamm weit und sicher mit Schaufeln nach einem Ziele zu werfen, wie die Schäfer mit ihrem Schäferstabe zu werfen verstehen. Die Mädchen könnten den Schlamm beyfahren, und einen Gewinn darauf setzen, wer binnen einer gewissen Zeit die meisten Karren voll brächte: dies wäre ein so lustiges Spiel, als das Kegelschieben oder Vogelschießen, und hätte doch großen Nutzen in Feuersnoth.

11. Steht bey einer Feuersbrunst dein Haus, Scheure oder Stall so, daß wenn er niedergerissen würde, der Flamme dadurch Einhalt geschähe: so laß es ohne Verzug niederreissen. Deine gnädige Obrigkeit wird dafür sorgen, daß dir der Schaden ersetzt werde. Durch das Niederreissen eines einzigen Gebäudes kann man zuweilen ein ganzes Dorf retten.

12. Hat deinen Nachbar das Unglück betroffen, daß sein Haus abgebrannt ist: so sey barmherzig, gieb ihm Dach und Fach in deinem, und hilf ihm, wo du kannst, daß er wieder aufbaue. Gott wird dir und deinen Kindern zehnfach vergelten, und der Nachbar wird dir wieder helfen, wenn du in Noth kommst.


12. Von

52.

Von Gewittern, und wie man sich dabey verhalten soll.

Gott zürnet nicht mit uns in schweren Ungewittern;
Er thut uns wohl dadurch: was sollten wir denn zittern;
Wenn Stürme brausen und in schöner Pracht
Die Blitze leuchten und der Donner kracht.

Wenn man ein Stück Agtstein (Bernstein, oder Siegellack auf wollenem Zeuge reibt, so zieht er leichte Sachen, als Pflaumfedern, kleine Stückchen Papier und dergleichen an sich, daß sie darauf zufliegen und ein Weilchen daran hängen bleiben: und reibt man unterdessen ein ander Stück Siegellack, so bläset dieses die Papierchen von sich weg, welche das erste an sich zog. Dieses kann jeder selbst probiren. Ein grosses Stück Siegellack, auch ganzer Schwefel, Pech, oder Glas, auch sogar gedörrtes Holz, zieht noch stärker an sich, wenn es gerieben wird, und wenn man es anrührt, fahren knisternde Feuerfunken heraus. Eben solche Funken fahren aus den Haaren einer Katze, der man den Buckel streicht, wie man es im Dunkeln deutlich sehen kann. Jenes Anziehen und Wegstoßen und diese Funken kommen von einer besondern Art von Feuer her, welches man das elektrische Feuer nennt. Manche Dinge, z. E. Pech, Siegellack, Schwefel, und Glas, haben davon sehr viel in sich: dagegen Eisen, Kupfer und andere Metalle, auch das Wasser und die Luft sehr wenig davon in sich haben. Nun hat dieses elektrische Feuer die besondere Eigenschaft, daß wenn viel davon in einem Dinge beysammen ist, und solches kommt einem andern, worinne wenig oder nichts ist, nahe:

so fährt das überflüßige hinüber in das leere; und wenn es dabey einen Sprung thun muß, so giebt es ein Flämmchen mit einem Stoß und Knall, wie wenn Schießpulver abgebrannt wird. Ferner geht dieses Feuer, wenn es in Bewegung ist, gern aus andern Dingen in spitziges Metall hinüber, und läuft schnell durch das Metall durch, so lange es währt; so daß es sich durch Stangen oder Ketten von Eisen oder andern Metall leiten läßt, wohin man will. Diese Eigenschaften hat man durch besondere Maschinen erkannt, welche dazu erfunden worden, die Natur dieses Feuers zu erforschen, und die man **Elektrisir-Maschinen** nennt. Wer irgend Gelegenheit hat, eine solche zu sehen, der gehe gern ein Paar Stunden darnach: es wird ihm nicht gereuen, so wunderbare Kunststücke werden damit gemacht. Der größte Nutzen dieser Maschinen ist aber der: daß man durch die damit angestellten Proben erfahren hat, daß ein solches elektrisches **Feuer** überall in der ganzen Welt und in allen Dingen vorhanden ist, ob man es gleich nicht sieht, und daß dasselbe von Gott dazu erschaffen ist, die Fruchtbarkeit der Erde und die Gesundheit der Menschen und Thiere zu befördern. Man hat auch entdeckt, daß dieses Feuer, eben so wie das Wasser, immer im Gleichgewicht zu schweben sucht, und dahinwärts ströhmt, wo es Raum findet: und dadurch ist man dahinter gekommen, wie die Gewitter entstehen und beschaffen sind. Das elektrische Feuer sammelt sich nämlich gern in den Wolken: weil die Wolken feuchte Dünste sind, die für sich wenig davon haben. Ist nun eine Wolke damit angefüllt, so bekommt sie davon die Eigenschaft, daß sie andere kleine und leichtere Wolken an sich zieht. Wenn ihr nun solche nahe kommen, so fährt das Feuer schnell in sie hinein und giebt eine Flamme und einen Knall, welches wir

Blitz

Blitz und Donner nennen. Die Flamme springt dann von einer solchen Wolke zur andern: darum sehen manche Blitze von fern aus, als liefen sie im Zickzack weiter fort. Das Echo, oder der Wiederhall ist Ursache, daß der Donner bey jedem Schlage vielmahl schallt, als ob in den Wölken etwas fortrollte, da doch allemahl nur ein einziger Knall geschieht. Die Gewitterwolken senken sich aber auch zuweilen nach der Erde zu, und da fahren die Blitze gerade herunter und schlagen ein, wie mans nennt. Dieses thut nähmlich der Blitz, nicht der Donner, welcher ein bloßer Schall ist, der hinten nach kommt. Das **Einschlagen** geschieht auch nicht durch herunter gefallene spitzige Steine, dergleichen man zuweilen im Felde findet: denn solche Steine sind von unsern Vorfahren, zu der Zeit, da man Eisen und Stahl noch nicht kannte, als Aexte und Beile gebraucht, und dazu so scharf geschlieffen worden. Sondern das Einschlagen geschieht, wenn das aus der Wolke heraus fahrende elektrische Feuer einen Sprung thut nach dem Orte, wo es sich hin ergießt. Da giebt es einen Funken und einen Stoß und Knall, wie man mit der **Elektrisir-Maschine** dergleichen hervorbringt: nur mit dem Unterschiede, daß die Flamme und der Schlag beym Gewitter viel stärker ist; sowohl wegen der grossen Menge des elektrischen Feuers in der Wolke, als auch weil eine besondere Art von Luft sich in den Wolken sammelt, die sich entzündet und losplatzt, wie Salpeter oder Schießpulver, so, daß dadurch Häuser in Brand gesteckt und zerschmettert, und Menschen und Thiere getödtet werden können. Die heftige Erschütterung, welche dabey in der Luft geschieht, und das mit dem Gewitter-Regen in die Erde herabkommende elektrische Wesen selbst, welches man oft in den Tropfen ordentlich funkeln sieht, macht aber die Erde fruchtbar und erquicket Vieh und Menschen; wie

Jedermann nach einem Gewitter an sich selbst spühren kann. Wenn daher in mehrern Jahren keine Gewitter wären, würde die Erde bald nichts mehr zur Reife bringen, und ein ungesunder Wohnplatz für uns werden. Die Gewitter sind also eine Wohlthat von Gott, wie Thau und Regen, und wir sollten ihm für jedes billig danken; wenn auch einiger Schade dadurch geschehen wäre. Wer hingegen meint, der Vater im Himmel zürne mit den Menschen, und wolle sie in Furcht jagen oder gar strafen durch die schönen Blitze und den prächtigen Donner: der kennt den Vater im Himmel nicht. Wenn auch einmahl ein Mensch vom Blitz erschlagen wird, welches doch sehr selten geschieht: so muß man denken, daß die beste Stunde zum Sterben für diesen Menschen eben gekommen war. Und wenn er den Blitz nicht selbst durch Unvorsichtigkeit auf sich gezogen, und vorher rechtschaffen und christlich gelebt hat: so giebt es fast keine schönere Todesart, als diese. Denn man ist dabey gewiß, daß der Verstorbene nicht selbst Schuld daran gewesen, und er verscheidet ohne Schmerzen so schnell, daß er nicht weiß, wie ihm geschieht. Vernünftiger Weise sollte man daher einen solchen Tod eher für eine besondere Gnade Gottes, als für ein Strafgericht halten. Oft sind aber die vom Blitz getroffenen Personen nicht wirklich todt, sondern nur betäubt. Man muß es daher mit allen eben auf dieselbe Art machen, wie mit Erstickten, nach S. 339-343. dieses Büchleins.

Folgende **Vorsichtsregeln** sind bey Gewittern zu beobachten, wenn man den Blitz nicht selbst auf sich locken will:

1) Wenn du im Felde oder unter Weges bist, und es kommt ein Gewitter, so suche ja nicht Schutz unter einem Baume. Das eléktrische Feuer fährt allezeit aus der Wolke am liebsten nach hohen Dingen, als Bäumen, Thürmen und hohen Gebäuden, und an diesen läuft es hinunter, bis in die Erde. Darum ist es sehr gefährlich, unter Bäumen

zu

zu stehen, und man thut besser, sich vom Regen durchnässen zu lassen und etwa 8 Schritte weit von einem Baume stehen zu bleiben. Ist gar kein Baum und sonst nichts hohes in der Gegend, und die Gewitterwolke ist gerade über dir: so lege dich platt auf den Boden hin. Bist du zu Pferde, oder mit einem Wagen im Felde, so siehe, wie du die Pferde etwa anbindest, und stelle dich acht Schritte weit davon: wenn nähmlich das Gewitter schon gerade über dir ist: sonst jage lieber nach dem nächsten Dorfe, ehe es so nahe kommt.

2) Zu Hause setze oder stelle dich während des Gewitters an keine Wand, keinen Schornstein, Ofen und dergleichen; auch nicht in die Hausthür: sondern in die Mitte der Stube, und noch lieber in die Hausflur. Die Fenster laß offen, und wenn der Regen dieses verwehrt, wenigstens die Stubenthür: damit du nicht vom Dunst erstickest, wenn es einschlagen sollte. Hast du viel Metall an dir, z. E. metallene Knöpfe und dergleichen, so lege es ab.

3) Mache kein Feuer an: weil der aufsteigende Rauch den Blitz leiten könnte, daß er das Haus träfe

4) Solche Vorsicht ist nicht nöthig, und man braucht sich gar nicht zu fürchten, wenn das Gewitter nicht sehr nahe ist. Man kann aber wissen, wie weit es entfernt ist, wenn man acht hat, wie bald der Knall hinter den Blitz drein kommt. Wenn man dazwischen noch 6 bis 10 Pulsschläge zählen kann: so ist der Ort, wo die Gewitterwolke das elektrische Feuer von sich giebt, noch eine halbe Stunde entfernt, und es hat keine Gefahr. Geschieht aber Blitz und Schlag eher hinter einander: so ist Vorsicht nöthig.

Die Gebäude zu verwahren, daß der Blitz keinen Schaden daran thue, hat Benjamin Franklin die Blitz-Ableiter erfunden. Diese bestehen aus einer eisernen Stange mit scharfen vergoldeten oder kupfernen Spitzen, welche auf dem Forst des Daches oder auf der Thurm-Spitze aufgerichtet wird. Ans Ende dieser Stange wird ein kupferner Streif oder Draht angeniedet, der auswendig am Gebäude herunter geht, bis in die Erde. Wenn nun eine Gewitter-Wolke eben über dem Hause ihr elektrisches Wesen ausgießt: so fließt es gleichsam an dem Metall sacht herunter,

bis

bis in die Erde, und thut dem Gebäude keinen Schaden. Mehr als hundert Exempel haben es klärlich dargethan, daß sich dieses so verhält, und es sind schon sehr viele Thürme, Kirchen und Schlösser mit solchen Blitz-Ableitern versehen; ja der **Durchlauchtige Churfürst von Sachsen** hat sogar verordnet, daß künftig kein neues Haus ohne Ableiter gebaut werden soll, und er ist so gnädig, daß er den Unterthanen einen Zuschuß aus seiner Bau-Casse dazu giebt. Diese Erfindung ist gar ein schönes Exempel davon, daß es auf der Erde immer besser mit den Menschen wird und werden muß, wenn sie ihren Verstand immer mehr gebrauchen. Vor hundert Jahren hätte man noch nicht geglaubt, daß es möglich wäre, den Schaden der Gewitter abzuwenden, und nur das Gute anzunehmen, das uns Gott durch sie erweiset.

Ein Bauernhaus, welches hoch liegt, vor dem Blitze zu verwahren, ist es wohl am besten, nahe dabey einen hohen Baum zu pflanzen, der weit darüber hinaus ragt. Dieser thut fast dieselben Dienste, wie ein metallener Ableiter. Unsere guten Vorfahren haben daher wohl gethan, daß sie in den Dörfern hier und da schöne Linden angepflanzt haben: ob sie gleich noch nicht wußten, daß diese Bäume die umstehenden Häuser vor dem Blitze sichern.

Das sogenannte **Wetterleuchten** ist ein schwacher Blitz, ohne Schlag und Knall. Es kommt aber von eben dem elektrischen Feuer, wie die rechten Gewitter. Vermuthlich bringt dieses Feuer im Wetter auch das schöne **Nordlicht** zu Wege; indem es die Dünste in der obern Luft, welche zu Eis-Staub gefrieren, in Bewegung bringt, daß das Sternen- und Mondenlicht in den kleinen Eis-Spiegeln gefärbt erscheint, wie es beym Regenbogen mit dem Sonnenlicht in den Regentropfen geschieht. Ein solches **Nordlicht** bedeutet

tet nichts weiter, als daß Gott, der es gemacht hat, alles sehr schön und herrlich einrichtet.

53.

Von Abwendung der Hungersnoth, nebst einigen Rathschlägen, wie man sich in Mißjahren helfen soll.

Im Ueberfluß denk an die Noth!
Und kommt sie doch; so trau auf Gott!
Er nährt dich auch wohl ohne Brod.

Der liebe Gott hat uns nicht dazu erschaffen, daß wir alle Tage gut essen und trinken sollen: sondern er giebt uns täglich Speise und Trank, damit wir leben, und so lange wir leben, immer besser werden mögen. Und eben deswegen läßt er auch zuweilen Mißjahre und Theurung kommen. Denn in solchen Fällen sinnen wir fleißig nach, wie sich jeder helfen will, dieß macht uns klüger; wer etwas übrig hat, theilt es seinem armen Nächsten mit, dadurch werden wir gutthätiger, und in der Noth betet jeder gern zu Gott, das macht uns frömmer. Gott meints daher auch in Mißjahren gut mit uns. Hier folgen einige Rathschläge, wie man sich in solchen helfen kann:

Das beste Mittel, der Hungersnoth zuvorzukommen, ist dieses: daß jeder Hausvater sich, wie Wilhelm Denker, befleißige, immer auf Ein Jahr und drüber Vorrath zu haben. In Dörfern, die in waldigen Gegenden liegen und nicht genug Getraide zeugen, hält dieses freylich schwer: aber Noth macht klug. Als in Beckmannshausen die große Theurung im Jahr 1771. und das darauf entstandene Sterben 1772. überstanden war, sprachen die Einwohner oft unter einander davon: ob man nicht für die Zukunft einem solchen Unglücke vorbauen

könn-

könne? Ein Vorsteher überlegte dieses recht und kam auf den Gedanken: daß man wohl einen Theil der Kirchen-Capitalien dazu anwenden könne, Getraide aufzuschütten; indem der Vortheil vom Verkauf die Zinsen reichlich abwerfen würde. Er sprach mit mehrern davon, und der Vorschlag gefiel ihnen nicht übel. "Aber, sagte einer, wo soll denn der Getraide-Vorrath bleiben, da wir keinen Kornboden im Dorfe haben, wo Raum dazu wäre?" Der Vorsteher antwortete darauf: dieser Schwierigkeit ist abzuhelfen. Auf unsrer Kirche läßt sich leicht ein Kornboden anlegen, dergleichen weit und breit keiner zu finden ist; zumahl da sie so hoch und luftig liegt. "Ey schämt euch; schrien alle: das geht nun und nimmermehr nicht an, daß man das Gotteshaus zu einem Kornboden mache!" Der Vorsteher ließ sich aber dadurch nicht irren, sondern fuhr fort: Ihr lieben Leute wißt doch, daß vor zwey Jahren der Storch auf das Kirchdach genistet hatte, und wir sahen unsre Freude daran, wie er seine Jungen auffütterte? Auch verwehren wirs ja den Schwalben nicht, wenn sie ihre Nester an der Kirchmauer herum kleben, und Schutz vor Wind und Wetter da suchen. Warum sollte es nun nicht recht seyn, den Kirchboden, der zum Gottesdienst nicht gebraucht wird, dazu anzuwenden, daß wir uns und unsre Kinder vor Hungersnoth schützen? Hat doch der Herr Jesus selbst seine Apostel auch am Sabbath lieber Aehren ausraufen, als hungern lassen, und hat in der Wüste fünf Brode so gesegnet, daß 4000 Mann davon satt worden sind: weil er nicht haben wollte, daß die Leute Hunger litten! Ich denke, der liebe Gott wird es gewiß gern sehen, wenn wir unten in der Kirche zu ihm beten, und oben drauf liegt gleich der Fruchtsegen, der uns vor Noth schützt. Wenn es denn zuweilen

im

im Frühjahr gefährlich um die Saat aussieht, so brauchen wir nicht zu verzagen, und wenn einmahl ein Hagelwetter unser Bischen Feld verheert so können wir desto aufrichtiger sagen: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet! Diese Rede des Vorstehers gieng den übrigen Leuten so zu Herzen, daß sie die Hände dabey falteten und meinten: ja es gienge von Gottes wegen wohl an, daß sie oben auf der Kirche ein Gemeines-Noth-Magazin anlegten; wenn nur das Hochfürstliche Consistorium und der Herr Amtmann nichts dagegen hätten. Sie sprachen darauf mit dem Prediger von der Sache, und gaben endlich den Vorschlag bey ihrer Obrigkeit ein. Diese bewilligte ihn und machte eine solche Verordnung darüber, daß das Kirchen-Vermögen nicht dabey in Gefahr kommen konnte. So kam die Sache zu Stande und die Kirche profitirte dabey; indem der Schulmeister, unter Aufsicht der Kirchen-Vorsteher, gegen ein kleines Accidenz den Einkauf und Verkauf besorgte, und als ein geschickter Rechenmeister accurat ausrechnete: wie theuer die Kirche verkauffen müsse, um die Zinsen von ihrem Capital, so wie auch den Verlust der durch Eintrocknen an der Frucht geschieht, heraus zu bringen.

In Mißjahren sieht man offenbar, wie nützlich es ist, nach Nro. 3. 4. 10. und 16. dieses Büchleins, sich nicht blos an den Getraidebau zu halten, sondern auch Obst und vielerley Garten-Gewächse zu ziehen; damit man, wenn eins ausfällt, sich am andern erhohlen könne. Wer also klug seyn will, der thue es!

Gemeiniglich gerathen die Sommerfrüchte desto besser, wenn die Wintersaat verdirbt. Es kommt daher viel darauf an, daß man bey Zeiten umpflüge, und sich nicht etwa durch das mittelmäßige Ansehen

der

der Saat verführen lasse, zu lange damit zu zaudern. Wer klug ist, lernt die Art, wie eine hofnungsvolle Saat beschaffen seyn muß, dadurch erkennen, daß er von Zeit zu Zeit ein Getraide-Pflänzchen auszieht, und betrachtet, wie es nach und nach wurzelt und sich bestaudet. Wenn er dieses recht versteht, kann er im Frühjahr bald und sicher wissen, ob Hofnung zu einer guten Erndte da sey, oder nicht, und kann sich darnach richten.

Eben so kann der Schade eines Hagelwetters in der ersten Hälfte des Sommers noch zum Theil ersetzt werden, wenn man sich gleich nach der Besichtigung entschließt, umzupflügen, und nachdem die Zeit ist, noch Gerste, Flachs, Rüben, und dergleichen zu bestellen. Oft versäumt man dieses durch bloßes Zaudern, oder weil man die Beschaffenheit der niedergeschlagenen Halme nicht versteht, ob sie sich wohl wieder aufrichten können, oder ob noch so viele unverletzt sind, daß es vortheilhafter ist, sie stehen zu lassen, als umzupflügen.

Wenn zuweilen in der Erndtezeit so anhaltendes Regenwetter einfällt, daß man das Getraide nicht vom Felde wegbringen kann, so erfordert die Noth, es so zu machen, wie ein kluger Landwirth in der Oberpfalz im Jahr 1771. gethan hat. Dieser gieng in den Zwischenstunden, wo der Regen nachließ, mit einer hinlänglichen Anzahl von Leuten auf den Acker, ließ das Getraide schneiden und auf einer hölzernen Bank die Aehren mit einem scharfen Beil oder Hackemesser abhauen, so daß sie auf ein darunter ausgebreitetes Tuch fielen. Die Bank und das Tuch wurde den Schnittern nachgetragen, so wie sie im Acker fort rückten. Die abgehauenen Aehren that man in Körbe, Fässer oder andere Gefäße, und fuhr sie nach Hause. Hier wurden sie auf Böden, Tennen

nen und an andern Orten, wo die Luft durchstreichen konnte, dünn ausgebreitet und oft gewendet, bis sie trocken wurden. Das auf dem Felde gebliebene Stroh wurde bey besserm Wetter, wenn es abgetrocknet war, nachgehohlt, und gieng freylich ein Theil davon verloren.

Manche Aecker haben eine solche Lage an Flüssen und Bächen, daß sie bey einer großen Dürre, wobey das Getraide in Gefahr kommt, gewässert werden können, wie die Wiesen. Wer einen solchen Acker hat, der thue es!

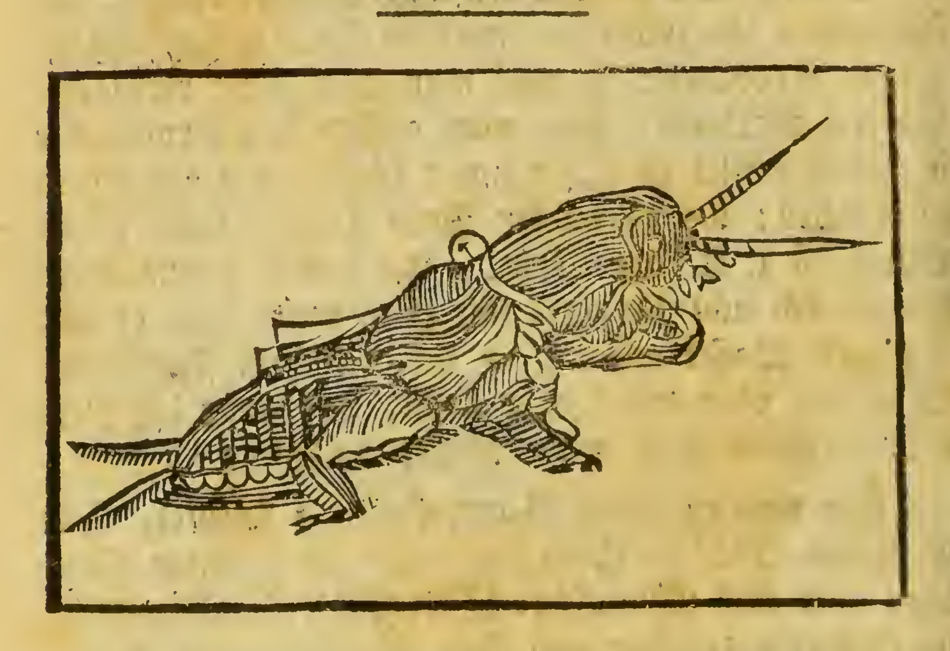
Entsteht nun durch einen oder mehrere der hier beschriebenen Unglücksfälle, wirklich Theurung und Mangel an Brodkorn: so muß man doch nicht verzagen, sondern überlegen, was man anstatt des Brodes für Nahrungsmittel zu sich nehmen könne, um das Leben zu erhalten: bis es wieder Brod giebt. Eine solche Speise ist z. E. der Reis. An einem Pfund Reis können sich acht Personen satt essen, wenn man es mit 8 Pfund Wasser ansetzt, es bey gelindem Feuer vier Stunden, oder noch länger kocht, und wenn der Reis quillt, immer noch mehr Wasser nachgießt.

Wie man ein gutes Kartoffelbrod bereitet, steht in diesem Büchlein Seite 74. In der größten Noth kann man auch Quecken-Wurzeln rein abwaschen, im Schatten trocknen und klein schneiden, wie Korn, hernach im Ofen oder an der Sonne dörren und einen Theil unter drey Theil Korn vermahlen, welches ein gesundes Brod giebt. Vor alten Zeiten, da die Obrigkeiten noch nicht so gute Anstalten machten, als jetzt, hat man bey Theurung an manchen Orten feinen Sand, der so fein und weiß wie Mehl ist, unter das Brod gebacken, wovon schlimme Krankheiten entstanden sind.

Als Gemüse kann man in theuern Zeiten ohne Gefahr kochen: Junge Brenn-Nessel-Blätter, Scorzoner-Wurzel, Bocksbart oder Haberwurzel, Cichorien oder Wegwarten, Kümmel-Wurzel, Rapunzeln, Gänsepappel oder Malven-Kraut, Wiesen-Spargel, Sauerampfer und einige andere. Man muß nur kein Kraut versuchen, das man nicht als ein unschädliches kennt.

54.

Vom Unkraut, Ungeziefer und anderer Feld- und Garten-Noth.



Die Welt gehört uns Menschen nicht allein:
Viel tausend Thiere sollen auch drauf leben,
Und sich der Güte Gottes freu'n,
Der ihnen Speis und Trank, wie uns, gegeben.

Unkraut, oder unnützes Kraut, giebt es eigentlich gar nicht. Gott hat dem kleinsten Gräschen eine Kraft gegeben, daß es irgend wozu dient: nur wissen wir es noch nicht von allen, und was uns Menschen nicht

nicht dient, ist doch für das Vieh oder für andere Thiere zur Nahrung dienlich, für welche Gott auch sorget. Man darf aber solche Kräuter, welche dem Getraide im Acker den Platz nehmen und es am Wachsthum hindern, gar wohl ausrotten, wenn man kann. Die besten Mittel dazu sind wohl, daß man reinen Saamen säet, tief pflügt und eggt, gut düngt und keinen Saamen vom Unkraut in den Mist kommen läßt, daß man zu rechter Zeit bestellt, und zwischen dem Getraidebau mit Gartengewächsen und Klee abwechselt, wie **Wilhelm Denker**; endlich daß man das Unkraut, wenn es anfängt zu blühen, durch Kinder ausjäten läßt. Vorzüglich muß man sie das **Klapperkraut** (welches auch **Klaffer**, **Hahnenkamm**, **Bettelläuse** heißt), ferner den **Lolch** oder **Sommertrespe**, den **Wind-** oder **Flughaber**, das **Kannekraut** (**Kandelwisch**, **Katzenschweif**, **Roßschwanz**), die **Wucherblume** oder **gelbe Feldblume**, die **Klatschrosen** oder **wilden Mohn**, oder **Magsaamen**, die **Ralen** oder **Kornraden**, die **blauen Kornblumen**, auch den **Kuhwaitzen** oder **Wachtelwaitzen** ausziehen lassen. Wider den **Hedrich** oder **Haddrich** ist es gut, wenn die Gerste gesäet ist, 4 bis 6 Tage zu warten, ehe man sie eineggt. Unterdessen kommt der Hedrich, der schon im Boden liegt, heraus, und man eggt ihn mit hinweg. Die **Wucherblume** kann allmählich vertilgt werden, wenn man im Herbst bey warmen Wetter pflügt und eggt, und sobald das Unkraut aufgeht, es mit der Egge ausreißt, und solches den folgenden Sommer 4 bis 5 mal wiederhohlt. Wider die **Quecken** ist das beste, recht tief zu ackern und die ausgezogenen Wurzeln zu verbrennen.

Die Thiere, die man **Ungeziefer** nennt, sind alle auch Gottes Geschöpfe, und er will, daß es ihnen

 wohl

wohl gehe, so lange sie leben auf Erden. Darum ist es Sünde, sie zu quälen; aber es ist nicht verwehrt, sie zu tödten, wenn sie uns Schaden zufügen. Denn manche vermehren sich so stark, daß wir nicht vor ihnen leben könnten, wenn sie alle ihre Zeit ausleben sollten. Solche Arten sind zum Exempel:

Der schwarze Kornwurm. Dieser ist dadurch vom Kornboden abzuhalten, daß man in die Giebel-Wände oder Mauern, etwa ein Fuß hoch vom Boden, Löcher oder Oefnungen anbringen läßt, durch welche die Luft über die Kornhaufen ganz durchstreichen kann. Man versieht diese Zuglöcher mit Vorsetzbretern, um sie bey Schneegestöber verschließen zu können. Ist der Wurm einmahl eingenistet, so ist folgendes Mittel probat: Man breite, sobald sich der Wurm im Frühjahr zeigt, weisse leinene Tücher über die Kornhaufen und lasse sie über Nacht darauf liegen. Des andern Tages nimmt man sie ab und schüttelt die häufig daran sitzenden Würmer den Hühnern vor. Dieses setzt man so lange fort, bis sich keine mehr daran setzen. Durch diese beyden Mittel kann man die Würmer ganz aus dem Dorfe wegschaffen, wenn sich alle Einwohner derselben bedienen. Dabey ist es aber sehr nothwendig, den Boden immer rein zu halten, und fleißig die Ritzen und Löcher auszureiben, worinne sich der Saame des Ungeziefers verhalten könnte. Man kann es auch dadurch vertilgen, daß man einen Haufen große Waldameisen auf die Kornhaufen schüttet. Diese suchen den Wurm überall auf und beißen ihn todt.

Die weisse Kornmade, welche das Korn überspinnet, ist eigentlich die Raupe von einem kleinen Schmetterling, mit weiß und schwarz gefleckten Flügeln, welche die Kornmotte heißt. Das sicherste Mittel, sie zu vertilgen, ist, in der Zeit vom September

der bis zum April alle Ritzen und Spalten auf dem Boden fleißig zu säubern. Je reiner und trockner das Getraide ist, und je reiner der Boden gehalten wird, desto weniger hat man Schaden von diesem und andern Ungeziefer.

Die Maykäfer fressen nicht nur zuweilen das Laub in ganzen Wäldern und Gärten ab: sondern sie legen auch ihre Eyer in die Erde, und aus denselben kommen die gelben Würmer, die man Glimen oder Engerlinge nennt, welche die Wurzeln von den Früchten abfressen. Diese Würmer leben 4 Jahr in der Erde; alsdenn werden Maykäfer daraus, welche einen Sommer leben, und wenn sie ihre Eyer gelegt haben, wieder sterben. Man kann daher rechnen, daß, wenn es viel Maykäfer giebt, im fünften Jahre darauf, wieder viele kommen werden. Das Mittel, sie auszurotten, ist, sie im May und Junius des Morgens von den Bäumen abzuschütteln und zu tödten. Wenn alle Hausväter in einem Dorfe dieses mit ihren Kindern vornehmen, können sie in einem Tage hundert Tausende und in ihnen den Saamen von vielen Tausend mahl Tausenden zerstören. Auch kann man beym Pflügen die ausgepflügten Engerlinge auflesen lassen und tödten.

Der Reitwurm (Maulwurfsgrille, Erdwolf, Schrotwurm, Werre, Ackerwerre, Fahrmaus), welcher zu Anfang dieser Nummer abgebildet ist, richtet zuweilen auch großen Schaden an, indem er die Wurzeln der Gewächse abfrißt, und ganze Aekker durchwühlet. Man tödtet ihn dadurch, daß man etwas Oehl oder in warmen Wasser aufgelöste Seife in so viel Wasser tüchtig einrühret, als nöthig ist, den Acker damit anzufeuchten; je mehr je besser. Von eingegrabenen todten Krebsen weichet er auch. Wer ihn fangen will, gräbt in einem Umfange von

etwa 12 Ruthen ins Gevierte, im September 3 oder 4 Gruben, 2 bis 3 Fuß tief und 1 Fuß breit. Diese füllt man mit frischem Pferdemist an, bedeckt diesen mit ohngefähr 6 Zoll Erde und macht es oben wieder eben. Nach dem ersten Thauwetter sind alle Reitwürmer, welche der Wärme nachgehen, in diesen Gruben: da kann man sie herausgraben, und damit machen, was man will.

Wider den Schneckenfraß an der Saat ist es gut, frühzeitig zu bestellen und den Acker so klar als möglich zu eggen. Wo keine Brache gehalten wird, giebt es deren weniger. Sie zu vertreiben: nimm Mistlake, vermische sie mit Wasser, koche darinne etliche Loth Teufelsdreck, laß es kalt werden, thue noch 3 Quentchen Hirschhorn-Oehl dazu, und gieße es unter 15 Maas verdünnte Mistlake. Damit besprenge die Saat drey Tage nach einander Morgens und Abends. Wer viel Enten hat, kann sie auf die Saat treiben: sie fressen alle Schnecken begierig auf, und werden fett davon.

Die Heuschrecken, welche aus einem Lande ins andere ziehen, sind eine so gefährliche Landplage, daß die Obrigkeit Anstalten dagegen machen muß. In Ungarn und Siebenbürgen werden ganze Regimenter Soldaten aufgeboten, den Bauersleuten wider diese Feinde beyzustehen. Man macht Gräben vor die Felder, treibt die Heuschrecken hinein, tritt sie todt und beschüttet sie mit Erde. Wenn sie fliegen, verfolgt man sie mit Büschen, schlägt sie nieder und verbrennt sie. Beym Pflügen sucht man ihre Eyer auf und verbrennt sie.

Wider die Kohl- und Kraut-Raupen, welche auch den Sommerrübsen angreifen, soll es gut seyn, Krebse hie und da in die Erde zu legen, deren Gestank wenn sie faulen, allen Raupen und Würmern zuwider

der ist. Oder man läßt todte Krebse in Wasser verfaulen, und besprengt die Kohl- oder Krautstauden damit. Das beste Mittel wider die Raupen wäre: eine Witterung oder einen Geruch zu machen, welcher die Schmetterlinge oder sogenannte Butter-Vögel (Molken-Diebe, Sommer-Vögel), anlockte, daß sie häufig darnach flögen, und man sie in großer Menge fangen und tödten könnte. Denn diese legen ihre Eyerchen an die Kräuter und Bäume, manche Art bey Hunderten und Tausenden. Aus den Eyern werden Raupen, welche eine Zeitlang leben und ihre Haut 3 bis 4 mal verändern, bis sie ihre rechte Größe erlangen. Alsdenn spinnen sie sich ein Nest, oder kriechen in die Erde; einige hängen sich an Blätter, Zweige, Baumstämme und andere Orte, und alle bekommen eine andere Gestalt, ohne Füße und Kopf, mit einer harten Haut überzogen, daß sie fast wie eine eingewickelte kleine Kinderpuppe aussehen. Man nennt sie alsdenn auch **Puppen** oder **Nympfen**. So bleiben sie eine Zeitlang, ohne zu fressen: bewegen sich aber doch, wenn man sie anrührt, und endlich kommen aus diesen Puppen wieder Schmetterlinge heraus, welche wieder Eyer legen. Es wäre also am besten, die Schmetterlinge zu tödten, ehe sie die Eyer legen, und wer weiß, ob nicht über lang oder kurz ein kluger Bauersmann ein Mittel dazu erfindet. Vor der Hand kann man **gefüllte Ritter-Sporn** in einer Linie quer vor das Krautstück säen, wie eine Einfassung. Diese schöne Blumen locken alle Schmetterlinge der Gegend an sich, und sie bleiben des Nachts gern daran sitzen. Man lasse sie also des Abends von Kindern ablesen und zertreten.

Wider den Frost-Schmetterling, dessen Weibchen nicht fliegen kann, sondern im Herbst des Nachts bey Tausenden auf die Obstbäume am Stamm hinauf

 lauft

lauft, dient folgendes Mittel: Man legt zu Anfange des Octobers ein etwa handbreites Band von Leinwand oder Stroh um den Stamm, beschmiert es mit Theer, und erneuert den Theer so oft, daß er klebrig bleibt. Darinnen bleiben diese Schmetterlinge kleben, und man findet sie täglich hundertweise. Von dem schädlichen Stamm-Schmetterling sitzt das Weibchen, welches weisse schwarzgestreifte Flügel und einen fast Fingers dicken Leib hat, oft zu hunderten an den Welden- und an den Zwetschen- Aepfel- und andern Obstbäumen. Diese muß man abnehmen und tödten, und ihre Eyer, welche wie ein Klümpchen brauner Pelz aussehen, von den Bäumen abkratzen und zerstampfen. Im Frühjahr muß ein sorgfältiger Hauswirth von seinen Bäumen die Raupen Nester fleißig abnehmen, und für die Raupen, welche nicht in Nestern beysammen sitzen, einen Rauch von Stroh machen, auch etwas Schwefel und Salpeter in die Flamme streuen: davon sterben sie oder fallen herunter, daß man sie tödten kann.

Der Brand im Waitzen wird auch von kleinen Thierchen verursachet, welche so klein sind, daß man sie nicht sehen kann. Diese Thierchen werden dadurch ausgebrütet, wenn der Waitzen in der Scheure zum Schwitzen kommt und nicht wieder gehörig austrocknet. Es ist daher ein sicheres Mittel wider den Brand, daß man jährigen Saamen säet, oder daß man den neuen Waitzen gleich nach dem Einfahren drischt und dünne auf den Boden schüttet, auch oft wendet, daß er vor dem Säen recht austrocknet. Wer Zweifel hat, ob sein Saame gut sey, der nehme ein Kübel mit Wasser, rühre ein paar Händevoll ungelöschten Kalk hinein, thue etwas Saamenwaitzen in ein Sieb, und halte das Sieb in das Kalkwasser, bis der Waitzen davon naß ist. Darauf schütte er den Waitzen aus, zum Abtrocknen.

Die

Die Pfeiffer im Sommerrübsen sind erst weisse Maden oder Würmer, welche die Körner aus den Schoten heraus fressen, hernach verwandeln sie sich in grau sprenglichte Käferchen, von der Gestalt des schwarzen Kornwurms, aber viel kleiner. Diese beissen ein Loch in die Schote und laufen heraus, so daß sie aussieht, wie eine Pfeiffe. Man hat gefunden, daß diese Käfer ihre Eyerchen schon in die Blüthe legen, welche also mit in die Schote kommen, wo der Wurm auskriecht und seine Nahrung bereit findet. Ein Mittel darwider sind hier und da gelegte todte Krebse oder verfaultes Krebswasser, womit der Rübsen besprengt werden muß, wenn er anfängt zu blühen.

Die Erdflöhe weichen, wenn man die Pflanzen mit Wasser besprengt, unter welches etwa der achte Theil Heringslake, oder 2 Achtel Sauerkraut-Brühe gemischt ist. Auch hilft es, die Pflanzen des Morgens, ehe der Thau trocknet, mit ganz klarem Staub von der Gasse zu bestreuen.

Die Feldmäuse vermehren sich so stark, daß aus Einem Paare, wenn man nur 4 auf jede Brut rechnet, binnen einem Jahre 172 werden. Es ist daher nothwendig, wenn man deren im Herbst viel bemerkt, daß ganze Dorfschaften eine solche Jagd wieder sie anstellen, als wider die Heuschrecken. Kein Acker darf alsdenn nach dem Ruhren (der dritten Fahre, Pflugart), noch gedüngt werden: weil die Mäuse in den warmen Nestern, die ihnen der frische Mist giebt, leichter überwintern. Die Kleefelder dürfen nicht mit Mist überstreuet werden. Die Stoppelfelder müssen so schnell als möglich gestürzt werden, und hinter jedem Pfluge muß eine Person mit dem Besen hergehen, und die herausspringenden Mäuse todtschlagen. Dabey kann man auch Hunde mitnehmen, die entwischten zu fangen. Hier und da muß man Bögen von Weiden oder

Haselgerten aufstecken, auf welche sich die Raubvögel setzen und den Mäusen auflauren können. Nach der Saat muß das Feld, Acker für Acker von Zeit zu Zeit besichtiget, und wo sich Mausflecken finden, wieder solche Bögen gesteckt und die Löcher zugestampft werden. Auch gräbt man irdene glasurte Töpfe oder Häfen, von 3 bis 4 Maas, welche auf ein Drittel mit Wasser angefüllt sind, bis ein Querfinger tief über den Rand in die Erde, und gießt alle 3 Tage frisches Wasser hinein. In solchen Töpfen fangen sich alle Nächte 4 bis 6 Mäuse, wenn es viele giebt. Also je mehr Töpfe, desto besser!

Die Hamster vermehren sich auch in manchen Jahren so sehr, daß ganze Dorfschaften und Gemeinheiten unter Aufsicht der Vorgesetzten wider sie zu Felde ziehen müssen. Man gräbt sie aus, um ihren eingetragenen Vorrath zu gewinnen, oder wenn ihrer zu viel sind, führt man große Fässer mit Wasser auf die Aecker und gießt so viel in die Löcher, bis sie herauskommen, da schlägt man sie todt, ißt den Braten, wenn man will, und verkauft die Felle an die Kirschner. Auch gräbt man große Falltöpfe, wie gegen die Mäuse, in ihren Weg.

Der **Wild = Schaden** ist eine Plage des Landmanns in waldigten Gegenden, wider die er **nichts** unternehmen kann, als **Wachen und Bitten**. — Vor alten Zeiten waren die Wälder außer den Hirschen, Rehen und wilden Schweinen, auch voller reißenden Thiere, welche Menschen und Vieh angriffen. Die Füchse hohlten die Hühner aus dem Hühnerhause, und Bären und Wölfe kamen des Winters bis in die Dörfer und fraßen die Kinder aus der Wiege; wie es jetzt noch in Polen Exempel davon giebt. Darum ist es gut, daß die Fürsten und andere Obrigkeiten Jäger halten: weil der Bauersmann seine Wirthschaft stehen lassen müßte, wenn er sich und sein Vieh selbst dagegen

schü-

schützen sollte. Damit aber die Jäger sich im Schießen üben können, darf man das Wild nicht ganz ausrotten, und die Jäger abdanken; sonst würden die Bären, Wölfe und Luchse und Füchse bald wieder überhand nehmen. Auch ist das Wildpret eine gesunde Speise und die Felle davon dienen zu mancherley Gebrauch. Einen kleinen Schaden kann man also davon billig mit Geduld tragen. Ist aber der Schade groß: so lasset ihn von unpartheyischen Leuten besichtigen und taxiren. Alsdenn lasset die hier folgende Bittschrift nebst der Specification des Schadens sauber abschreiben, und übergebt sie eurem gnädigsten Fürsten, in seine eignen Hände:

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr!

"Eure Hochfürstl. Durchl. sind unser lieber gnädiger Landesvater, und wir sind Höchst Dero gehorsame Kinder und getreue Unterthanen. Nun bauen wir im Schweiß des Angesichts die Erde; und wenn wir den Saamen hinein gesäet haben, und der liebe Gott unsre Arbeit gesegnet hat; so kommt das Wild und frißt uns den Segen Gottes hinweg und zertritt den Lohn unsres Schweißes mit den Füßen. Was die Hasen thun, wollen wir nicht einmahl erwähnen; aber aus der angefügten Specification ist zu ersehen, wie hoch sich der Schade belauft, den uns die Hirsche und Rehe bis jetzt zugefüget haben; und kommen erst die wilden Schweine, so geht es noch ärger. Wollen wir nun nicht gar alles verlieren; so müssen wir, wenn wir des Tages Last getragen haben, die Nächte hindurch wachen, um das Wild zu verscheuchen. Und da haben wirs ja noch schlimmer, als unser Vieh. Dieß hat doch Ruhe nach der Arbeit: aber wir armen Menschen haben keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Denn versehen wirs nur einmahl, daß so ein Rudel Hirsche in ein Stück kommt: so ist die Arbeit und Hoffnung des ganzen Jahres in Einer Nacht zerstöret. Wir flehen daher Eure Hochfürstl. Durchl. fußfällig um Erbarmung und Hülfe in dieser großen Noth, daß Höchst-Dieselben doch in Gnaden geruhen möchten, einen Theil des Wildes wegschießen und das übrige durch einen Wild-Zaun in den Wald sperren zu lassen. Wir dürfen und können ja

nicht

nicht mehr Vieh halten, als unsre Felder und Wiesen ernähren können: darum ist es wohl billig, daß Höchstdero Jäger auch nicht mehr Wild halten, als der Wald ernähren kann. Denn daß es nicht Eurer Hochfürstl. Durchl. eigne höchste Willensmeinung sey, daß uns das Wild auffresse, wissen wir gar wohl; haben auch erfahren, daß Höchstdenenselben der Bericht gemacht worden, als wäre nicht viel Wild vorhanden, und als dürfte bald kein Wildpretsbraten mehr für Höchstdero Tafel zu finden seyn. Wir bitten aber in Unterthänigkeit, nur einen von Dero getreuen Räthen aus der hohen Landes-Regierung, der kein Jagdliebhaber ist, zur Besichtigung anher zu schicken, und ihm gnädig zu befehlen, daß er eine Nacht mit uns vor dem Walde wache; so werden Eure Hochfürstl. Durchlaucht schon anders berichtet werden, und Mitleiden mit uns armen Leuten haben. Gott verleihe Höchstdenenselben langes Leben und gute Gesundheit für diese hohe Gnade! Wir sind dafür bis in den Tod und das Grab

Eurer Hochfürstl. Durchl.

unsers gnädigsten Landesvaters

unterthänigste Kinder und getreue Unterthanen,

die Einwohner zu N. N.

Erfolgt nun auf diese Bitte keine gnädige Antwort, so denket nicht gleich, der Landesvater bekümmere sich nicht um eure Noth: sondern bittet noch ein, zwey, dreymahl, daß er sich eurer erbarme! Er wird es endlich gewiß thun.

---

55. Was

55.
Was Bauersleute in Kriegsnoth, auch bey Streitigkeiten und Prozessen zu beobachten haben.



In Krieges-Händel meng dich nicht;
Vergieb, was dir zu Leid geschicht.
Statt Haders um das Mein und Dein,
Laß lieber auf Vergleich dich ein.

Daß es auf Erden immer besser wird, sieht man unter andern auch an der Art, wie man heut zu Tage Krieg führt. Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man in der Geschichte liest, wie es im 30jährigen Kriege hergieng, oder wie die Franzosen noch vor hundert Jahren in der Pfalz hauseten. Da wurde den Bauern vom Feind alles genommen, was sie hatten, ihre Weiber und Töchter verunehrt, und ganze Dörfer in Aschenhaufen verwandelt. Alle Feldarbeit hatte ein Ende, die Leute flüchteten sich in die

Wäl-

Wälder, und wenn es wieder Friede wurde, so waren Tausende nicht im Stande, ihre Haushaltung wieder anzufangen. Aber heut zu Tage, wenn die großen Herren Krieg mit einander haben, pflegt der Feind Bauersleuten, die sich friedlich verhalten, weniger Leids zu thun, als ihnen vor Zeiten der Freund zufügte. Es kommt also nur darauf an, daß Bauersleute sich in Kriegsnoth klüglich verhalten und sich nicht selbst Unglück zuziehen: so können sie zuweilen, wegen der dabey steigenden Fruchtpreise, sogar Vortheil davon haben. Ein alter Bauersmann, der in seiner Jugend Soldat gewesen, gab neulich seinen heranwachsenden Söhnen folgende Lehren darüber:

"Kinder, sagte er, ihr werdet nun groß, und ich sterbe bald! Es sind eurer so viel, daß ihr von eurem Erbtheil nicht leben könnt. Ihr müßt dienen. Du Thomas, bist der größte und stärkste; ich dächte: du würdest Soldat, und du auch Joseph, wenn du aus der Schule kommst. Dienet eurem Vaterland: dem seyd ihr euer Blut und Leben schuldig. Und wenn der Feind unser Deutsches Reich antastet, oder ein großer Potentat unsern Fürsten, Grafen, Herren und freyen Reichsstädten das Ihrige nehmen und sie unters Joch bringen will; so waget euren letzten Blutstropfen daran. Denn darauf beruht auch die Wohlfahrt des Bauernstandes in Deutschland, daß das Reich bey seiner Ordnung und Freyheit erhalten werde. Aber daß ihr bey Leibe nicht in fremde Dienste geht und für einen schnöden Sold Menschenblut vergießet. Gott bewahre euch vor solcher Missethat! Du Gustel und Fritz, wenn ihr einmal eine Haushaltung habt, und es wird Krieg: so fraget verständige Leute: ob unser Land wohl mit darein verwickelt werden und feindliche Einquartirung bekommen könne? Hält man dieses für wahrscheinlich: so eilet mit der Bestellung, so sehr

ihr

ihr könnt; baut recht viel Kartoffeln, Möhren, Rüben und dergleichen, daß ihr etwas zu essen habt, wenn etwa das Getraide verdorben wird. Vom Heu und Stroh schneidet so viel, wie möglich, zu Heckerling, weil sich dieser nicht so leicht weg furaschiren läßt, und weniger Raum einnimmt. Schlachtet mehr ins Haus, als sonst: damit ihr etwas habet, den Feind zu begütigen. Kommt er nun wirklich ins Land: so seyd nicht mürrisch gegen die Soldaten, sondern recht freundlich. Gebet ihnen willig, was ihr habt; sucht ihnen zu Gefallen zu leben; wartet und pfleget ihrer, wenn sie krank oder verwündet sind: so werden sie aus Feinden Freunde, und schonen euch, wo sie können. Denn es sind auch Christen, und haben oft gar große Noth auszustehen. Seyd dabey vorsichtig im Reden und Thun, daß sie keinen Argwohn gegen euch schöpfen. Vor allen Dingen aber laßt euch weder von Feind noch Freund zu Verräthern oder Spionen gebrauchen. Ich lag im 7jährigen Kriege einmahl 14 Tage bey einem Bauer im Quartier, der ein wohlhabender und braver Mann war. Wir würden die besten Freunde. Er hatte eine Tochter die mir gefiel, und als ich ihm erzählte, daß ich auch vom Bauernstande sey und ein kleines Gütchen zu Hause habe; versprach er mir die Tochter zur Ehe, wenn es Friede würde und ich meinen Abschied erhielt. Wir weinten wie die Kinder, als wir von einander scheiden mußten. Nun stellt euch vor! 14 Tage darauf wurde von unsern Husaren ein Spion gefangen, und das war dieser ehrbare und brave Mann. Er hatte sich durch das Versprechen einer Summe Geldes, womit er seinen Kriegsschaden zu ersetzen gedachte, vom Feinde verführen lassen, uns auszukundschaften, unter dem Vorwand, als ob er mich besuchen wollte. Ich bat knieend beym General um sein Leben: aber es half

nichts;

nichts; er mußte hängen. Die Tochter ließ sich darauf, weil der Vater weg war, von einem Dragoner verführen. Diese Geschichte mag euch zur Warnung dienen! Laßt euch auch niemals von verwegenen Leuten anreitzen, euch gegen die Feinde zur Wehre zu stellen, oder ihnen heimliche Tücke zu beweisen. Darüber werden oft ganze Dörfer ruinirt und die Bewohner niedergemetzelt. Und es geschieht ihnen recht daran: denn wer sich ohne Beruf in den Krieg mischt, muß sich auch gefallen lassen, wenn ihm nach Kriegsmanier mitgespielt wird. Eurer hohen Obrigkeit gebt in Kriegszeiten willig, was sie fodert, und was ihr geben könnt. Sie sorgt doch, wenn es Friede wird, landesväterlich dafür, daß euch wieder aufgeholfen werde."

So und dergleichen mehr, sprach der alte erfahrne Mann mit seinen Söhnen vom Krieg. Hernach kam er auf die Processe zu reden, und sagte: so gefährlich der Krieg für die Wohlfahrt der Bauersleute ist: so gehen dadurch doch nicht so viel Haushaltungen zu Grunde, als durch Hader, Streit und Processe. Und ich fürchte leider! dir Thomas, gehts einmahl so, wenn du ein solcher Haberecht bleibst, wie du jetzt bist. Aber sagt mir, Kinder, was meint ihr, was ist wohl bey jedem Streit oder Proceß für eine Absicht, warum man streitet? "Um Recht zu behalten, antwortete Thomas." Ich dachte wohl, du Streitkopf, daß du so antworten würdest: aber weißt du nicht mehr, daß unser Vetter Christoph Hahn, in dem Injurien-Proceß mit seinem Gerichtsherrn auch Recht behielt, und daß er darüber doch zu Grunde gieng? Wer weis bessern Bescheid zu geben? "Ich denke, sagte Joseph, man soll nicht streiten, als nur um Schaden abzuwenden, oder wieder zu dem Seinigen zu gelangen, wenn einem ein anderer zu nahe getreten ist." Getroffen! rief der Vater: darauf beruht

die

die ganze Sache. Gott hat uns Menschen nicht zu Raubthieren gemacht. Sirach sagt recht: daß die Leute hoffärtig und grimmig sind, ist von Gott nicht geschaffen: sondern er will haben, daß wir friedlich bey einander wohnen, und wie ihr schon wißt, einer dem andern helfen, immer besser zu werden. Wenn uns nun einer, der noch nicht weiß, daß er dazu auf der Welt ist, Schaden zufügt, es sey, worinne es wolle: so dürfen wir ihn dieß wohl verwehren. Nämlich erst mit guten Worten: wie Sirach sagt: sprich deinen Nächsten drum an, ehe du mit ihm pochest; und dann vor der Obrigkeit, welche von Gott dazu gesetzt ist. Ja, in Nothfällen, wenn einer uns mit gefährlichen Waffen in der Hand angreift, darf man sich wohl seiner Haut wehren, und den Feind, der uns nach dem Leben steht, zu Boden schlagen, ehe er uns trift. Wo aber keine solche Gefahr ist, so ist der erste Rath, den ich euch gebe: Rächet euch nicht selbst; denn das ist der Obrigkeit ihre Sache. Der andere ist: wenn der euch zugefügte Schade nicht so beschaffen ist, daß er mit der Zeit immer größer wird: so wartet wenigstens 4 Wochen, ehe ihr zum Advocaten oder zur Obrigkeit gehet. Unterdessen thut, was Sirach sagt: sprich deinen Nächsten drum an, vielleicht hat ers nicht gethan, oder geredt. Denn man lüget gern auf die Leute. Hat ers aber gethan oder geredt, daß ers nicht mehr thue. Es entfährt auch oft einem ein Wort, und meints nicht also. Mein dritter Rath ist: ehe ihr rechtet, so überleget und fraget verständige Leute, die keine Advocaten sind, ob eure Klage gerecht sey, und was dabey heraus kommt, wenn ihr gewinnen solltet? Dagegen rechnet die Prozeßkosten, die vergeblichen Wege, das Aergerniß, die größere Feindschaft, welche daraus

entstehen wird, und dergleichen: und nun überleget wohl, ob es besser ist, zu hadern, oder nicht. Denn wer zwischen zwey Dingen nicht das bessere wählet, ist ein Narr. Vergesset auch nicht das christliche Vergnügen mitzurechnen, das man hat, wenn man dem Beleidiger verzeihet. Wir nennen uns Christen, und sind in solchen Sachen oft gottloser und dümmer, als die Heyden. Es ist z. E. eine ausgemachte Sache, daß die rechte **Ehre** darauf beruht, daß einer in allen Stücken **recht** und **klug** handle und von andern dafür gehalten werde. Wenn euch nun einer im Zorn schimpft, oder euch einen unschädlichen Schlag giebt: so hat **Er** ja die Schande davon; weil **Er** unrecht und unklug handelt, und nicht **Ihr**! Wenn ihr nun wieder schimpft oder klagt, so fallet **Ihr** in gleiche Schande. Klagt ihr aber bey der Obrigkeit, so wird er zwar gestraft: aber euch hilft das nichts; denn ihr hattet ja von seinem Schimpfen keinen Schaden. Dagegen wird euch der Bestrafte nun noch feinder und lauret darauf, euch wirklch Schaden zu thun. Mich reuet es daher bis diese Stunde noch nicht, daß ich gleich im ersten Jahre, als ich aus dem Felde kam, da mir Jacob **Winter** im Wirthshause eine Ohrfeige gab, nicht wieder schlug und auch nicht klagte, sondern daß ich zu ihm sagte: es thut mir leid, Jacob, daß du so unverständig bist, aber ich will dirs vergeben. Bitte nur die Leute alle, daß es keiner verräth, damit du nicht in Strafe kommst. Einer hetzte mich an, daß ich mich als ein Soldat nicht beschimpfen lassen sollte. Zu dem sagte ich: Der Herr Jesus hat ja befohlen: **Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen!** Und ich sollte nicht einmal dem guten Jacob so einen Fehler vergeben, den er in der Hitze

began-

begangen hat? So auch das Jahr darauf hatte der Schmied, der unter den Oestreichern gedient hat, ausgesprengt: ich hätte beym Regiment gestohlen und mir wäre der Galgen auf den Buckel gebrennt, und dies Gerede war im ganzen Dorfe herum gegangen. Ich schwieg still, und bat den Hauptmann von meiner Compagnie in einem Briefe: er sollte mir doch ein Attestat schicken, wie ich mich aufgeführet und was ich für Regimentsstrafen bekommen hätte? Dieses that der gute Herr. Bey der nächsten Zusammenkunft der Gemeine, trat ich nun auf, und sagte: Meine lieben Freunde! Es geht ein schlimmes Gerede von mir, wegen meiner Aufführung beym Regimente. Damit ihr nun wisset, daß es lauter Lügen sind, so sey er doch so gut, Herr Schulze, und lese dieses der Gemeine vor. Wie nun der Schulze das schöne Attestat und den Brief vom Herrn Hauptmann gelesen hatte, und die Leute alle aufhorchten, so sagte ich: seht, lieben Leute, so groß Unrecht kann einem ehrlichen Manne durch böse Mäuler geschehen. Ich weiß nun wohl, wer der Verläumder ist, und habe Zeugen, daß ich ihn gar leicht ins Zuchthaus bringen könnte. Aber der Mann ist arm und hat eine kranke Frau mit zwey kleinen Kindern; die fielen der Gemeine zur Last, wenn der Vater weg wäre. Seyd ihr also überführt, daß das Gerede falsch ist und haltet mich für einen ehrlichen Mann: so will ichs ihm vergeben, und will nicht klagen. Was das für ein Aufsehen machte, und wie mich die Leute verehrten, daß ich so christlich handeln wollte, kann ich euch nicht beschreiben. Der Schmied war ganz außer sich und konnte sich nicht halten. Er kam vor der ganzen Gemeine auf mich zu und bat mich heulend und schluchzend um Vergebung, daß er aus Dummheit und Neid so geredt hätte, und seit dem hat er mir alles

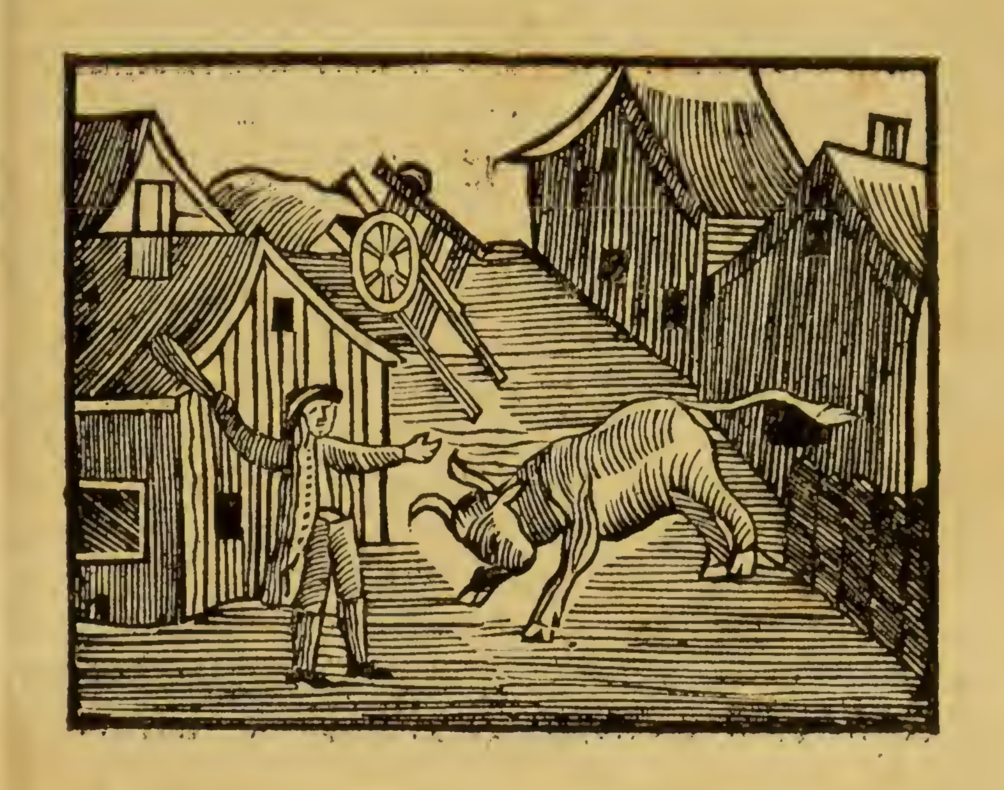
 mög-

mögliche zu Gefallen thun. Als unser seliger Herr Pastor die Sache erfuhr, hielt er bald darauf über den Spruch: Selig sind die Friedfertigen ꝛc. eine solche Predigt vom Proceßiren, und wie schön es sey Beleidigungen zu vergeben, daß alle Menschen gerührt wurden. Von der Zeit an, ehren und lieben mich nun, wie ihr selbst wißt, alle Menschen im Dorfe, ob ich gleich nicht reich bin; und wenn ein Streit entsteht, so nehmen sie mich oft zum Schiedsrichter, so daß die Advocaten gar wenig hier verdienen. So machts auch, Kinder, wenn euch etwas zu Leid geschieht. Bekommt ihr Streit über das Mein und Dein, so fragt verständige Leute, welche die Rechte verstehen: ob ihr Recht habet zu streiten und ganz gewiß gewinnen müsset? Habt ihr Unrecht, so klaget nicht: daß ihr nicht noch Kosten und Strafgelder hinten nach werfet. Und habt ihr Recht, so stellet es eurem Gegner liebreich vor, und rathet ihm, auch einen verständigen Mann zu fragen, der nicht von Processen lebt. Will er nicht hören: so rechtet. Ist aber das Recht zweifelhaft: so vergleicht euch, mit Hülfe eines verständigen Mannes. **Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß.** Damit ihr keine Zänker und Störer werdet, und euch nicht unnöthige Händel zuziehet, so leset fleißig im Buche Jesus Sirach, Cap. 5, V. 11 — 18. Cap. 6, V. 1 — 5. Cap. 7, V. 1 — 7. Cap. 8. Cap. 19, V. 6 — 18. Cap. 28, V. 10 — 30. und thut darnach; und du besonders, Thomas!

56. Von

56.

Von der Noth des Viehes, und wie man sich gegen dasselbe zu verhalten habe.



Nutzen magst du wohl dein Vieh,
Aber plag' und quäl' es nie!
Muß dein Pferd Noth leiden:
Kann es nicht arbeiten.
Wenig Milch und wenig Mist
Giebt die Kuh, die wenig frißt.

Das Vieh ist der beste Freund des Bauersmannes. Alle seine Arbeit am Acker ist vergebens, wenn ihm dieses keinen Dünger macht. Der Pflug geht nicht, wenn ihn Pferde und Ochsen nicht ziehen. Schmalhans regiert in der Küche, wenn die Kuh

 keine

keine Milch, Butter und Käse, die Schweine kein Fleisch, Speck und Wurst liefern, und womit wollte man sich kleiden, wenn die Schaafe keine Wolle gäben? Es ist daher billig, daß man das Vieh wohl abwarte, und daß man es nicht ohne Noth plage und martere. Gott hat es geschaffen, daß es ihm wohl gehe, im Essen, Trinken und Ruhe, und uns Menschen hat er Vernunft gegeben, daß wir es brauchen und ihm für seinen Nutzen wohl thun sollen, so lange es lebet. Wer also seinen Ochsen ohne Ursach schlägt, ist unvernünftiger, als der Ochs, und könnte der Ochs reden, so würde er sich umdrehen und sprechen: „du undankbarer Schlingel! Ich ernähre dich, und du schlägst mich. Wart ich will dir deinen Lohn geben —" und würde den Undankbaren mit seinen Hörnern anspießen. Keine Obrigkeit könnte den Ochsen darum strafen, daß er sich seiner Haut wehret. Das Vieh trägt aber unsre Grausamkeit mit Geduld: weil wir es von Jugend auf zahm machen, und es seufzet im Stillen, wenn du es quälest. Allein Gott im Himmel hört sein Seufzen, er zählt die Striemen, die du ihm schlägst und straft die Ungerechtigkeit, die du ihm beweisest. Es ist auch gewiß: je lieber einer sein Vieh hat, und je sorgfältiger er es abwartet, desto besser gedeihet es und desto mehr Nutzen bringt es ihm. Sey daher so klug und beobachte folgende Regeln, die von einem verständigen Landwirthe aufgesetzt sind.

Der Stall muß gut gepflastert und ein wenig abhängig für Pferde und Rindvieh seyn, daß sie mit den Vorderfüßen etwas höher stehen. Es ist gut, wenn man die Decke so einrichtet, daß man sie im Sommer wegnehmen, und den Stall erhöhn, im Winter aber mit Stroh oder Heu belegen kann, daß er niedriger und wärmer wird. Pferde- und Schaafställe müssen ordentliche Fenster haben; denn in dunkeln Ställen werden die Pferde scheu, und die Schaafe gedeihen nicht so gut.

Rein-

Reinlichkeit und frische Luft ist fürs Vieh, wie für die Menschen ein Gesundheitsmittel. Auch die Schweine gedeihen nicht in einem unreinen und feuchten Stalle. Streue fleißig, miste fleißig aus, striegle und reibe alle Morgen die Ochsen und Kühe, wie Pferde; öffne täglich den Stall eine Stunde, damit frische Luft hineinkommt. Räuchre mit Eßig oder Wachholderbeeren, wenn stinkende Dünste darinnen sind. Jeder Stall muß oben Luftlöcher haben, wo die Dünste hinaus ziehen können.

Füttre dein Vieh reichlich mit gutem Futter und zu rechter Zeit. Was du ihm nicht giebst, kann es nicht wieder geben. Aber schütte ihm nicht alles auf einmahl vor. Jedes Futter theile bey Pferden und Kühen in 3 gleiche Theile. Beym 2ten Theil des Morgen-Futters wird gestriegelt und geputzt, und beym 3ten werden die Kühe gemolken, die Pferde angeschirret. Je reiner das Futter und die Krippe und Trog ist, desto besser.

Damit dein Vieh, wenn die Heu- und Grummet-Erndte verunglückt, nicht in Hungersnoth gerathe, so verlaß dich nicht allein auf die Wiesen: sondern baue dabey, wie **Wilhelm Denker**, auch viel und vielerley gute Futterkräuter und Gemüse, um allenfalls davon dein Vieh zu erhalten. Setze dich mit der Fütterung in Vorrath, wie mit dem Getraide, und halte nicht mehr Vieh, als du recht tüchtig ausfüttern kannst. Wenn du viel Futter hast, so füttere doch nicht mehr, als wenn du nur eben genug hast. Denn die Menge macht das Vieh nicht gedeihen: sondern die gute Ordnung und Pflege. In trocknen Sommern, wo wenig Gras wächst, hat es desto mehr Nahrungskraft, und du kannst davon dem Viehe ohne Schaden weniger geben. Sieht es um die Heu-Erndte schlecht aus: so rechne nicht auf das unsichere Grummet. Besäe geschwind ein Stück Brachfeld mit gemischtem Futter. In zwey Monaten dient dieß schon zur grünen Fütterung, und das Stück wird darum keine schlechtere Winterfrucht geben, weil es die Wurzeln des Gemisches düngen. Säe Johannis-**Korn**, wozu man insgemein Roggen nimmt, zu Ende des Junius auf ein fettes gut zubereitetes Feld. Ist dieses etwa über eine Viertel-Elle gewachsen, so mähe es zur Fütterung ab, und im Herbst noch einmahl. Die Korn-

Erndte wird dadurch nicht schlechter. In warmen Gegenden kann man, wenn die Wintergerste oder Winterrübsen (Reps) abgebracht ist, noch weisse Rüben auf demselben Acker säen, oder Runkelrüben darauf pflanzen. Rechne dann im Herbst accurat aus, wie weit dein Futtervorrath reicht und rechne allezeit auf einen langen Winter. Reicht es nun nicht zu: so kaufe gleich im Herbst Futter, oder verkaufe ein oder etliche Stücke Vieh; ehe die Noth kommt und das Futter theurer, das Vieh aber wohlfeiler macht.

Wenn ein Thier den Kopf traurig hängen läßt, kalte und hängende Ohren und trübe Augen hat; wenn das Maul erhitzt und trocken ist, oder widernatürlich schäumet; wenn das Haar auf der Haut rauh und wie aufgebürstet steht, oder sich leicht ausreissen läßt; wenn das Thier Herzklopfen oder Seitenschlagen hat; wenn es nicht recht frißt oder säuft; wenn es wie träumend und dumm da steht; wenn es sich im Stalle bald niederlegt, bald wieder aufsteht; wenn es im Gehen wanket und fauler ist, als gewöhnlich: — ein solches Thier ist krank. Mache den Anfang zur Cur damit, daß du es weniger, oder wenn es sehr schwach ist, gar nicht arbeiten lässest, und ihm kein hartes Futter giebst. Dann gehe zum besten Vieharzt, der in der Gegend ist, nicht zum wohlfeilsten: und kann er das kranke Thier nicht selbst sehen; so beschreibe ihm alle Umstände davon so accurat, wie die Fragen über kranke Menschen S. 315. dieses Büchleins gestellt sind.

Pferde gesund zu erhalten, sammle Saamen von der großen Brennessel, trockne ihn, und reibe ihn zu Pulver: davon menge oft eine Handvoll unter das Futter. Suche auch von einem Jahr zum andern allezeit bis Weyhnachten alten Haber und altes Heu füttern zu können. Für die Füße ist nichts besser, als daß sie immer reinlich und trokken im Stalle stehn, und daß man sie jeden Abend nach der Arbeit rein abwasche und mit Strohwischen oder Lappen abtrockne. Auch dürfen die Eisen beym Beschlagen nicht heiß aufprobiert, oder heiße Asche in den Fuß gestreut werden. Davon verdirbt der Huf über lang oder kurz. Hüte dich, ein Pferd, wenn es erhitzt ist, ins Wasser zu reiten, oder saufen zu lassen, und übertreibe es nicht in der Arbeit: davon kommen die meisten Zufälle bey Pferden

den. Ist ein Pferd auf solche Art verwahrloset, daß es sich verfangen oder die Rähekrankheit bekommen will, so setze dich darauf und reite es warm; alsdenn reibe es in einem warmen zugemachten Stalle mit Strohwischen, bis der Schweiß kommt. Ist das Thier aber schon zu steif; so behänge es im Stall mit warmen Decken, und gieb ihm alle 2 Stunden 1 Loth Hollundermuß (Latwerge) in warmen Bier ein und reibe es fleißig mit Strohwischen und wollenen Lappen, bis die Ausdünstung wieder kommt. Es ist auch gut ein Dampfbad zu brauchen; indem man ein Gefäß mit kochendem Wasser so unter die steifen Glieder stellt, daß der Dampf daran schlägt, und dabey das Thier mit Decken behängt, daß nur der Kopf frey bleibt.

Wenn ein Pferd sich nach langem Hunger überfressen, oder wenn es von der Windkolik aufgebläht ist: so gieb ihm vor allen Dingen ein oder etliche Klystiere von Räsepappelkraut, Kamillen und Bingelkraut, jedes einer Handvoll in 2 Nösel Wasser einer Viertelstunde lang gekocht und ein Paar Löffel voll Oehl darein gethan. Ueberhaupt thun Klystiere in Nothfällen beym Vieh so gut, wie bey Menschen.

Wenn ein Pferd das Stallen übergangen, und nicht stallen kann: so führe es in einen Schaafstall, und laß es eine Viertelstunde darinne stehen. Auch ist gut, ihm Oehl aufs Kreutz zu gießen, und es stark einzureiben.

Das Rindvieh gesund zu erhalten ist es sehr gut, ihm alle Morgen, wenigstens über den andern Tag, das erste Futter mit Salz zu bestreuen. Ist ein Versehen in der Fütterung mit Klee wider die Regeln Seite 295. dieses Büchleins geschehen, und das Vieh lauft auf oder wird aufgebläht: so nimm ein Unschlittlicht, etwa von 2 Loth, und stecke ihm solches ganz, wie es ist, in den Schlund, daß es dasselbe hinunter schluckt. Ein Horn voll recht starke Mistgauche ist auch gut. Auf beydes muß das Thier herum geführt werden. Sollte es nicht bald helfen: so ist das einzige Mittel, es in den Wanst zu stechen, damit die gesammlete Luft heraus fahren kann. Man tritt auf die linke Seite des Thiers in der Gegend der Lenden. Hier legt man die linke Hand so auf den aufgeschwollenen

Bauch, daß der Spitzfinger mit dem Daumen einen Winkel macht, und daß jener oben vor dem Rückgrad und der Daumen hinter der letzten Ribbe liegt. Auf solche Art wird man die Kappe des Wanstes, oder die sogenannte Hungergrube, (Hungerlücke) im Winkel der beyden Finger haben, und in diese geschieht der Stich, etwas schräg einwärts: entweder mit einem dazu erfundenen besondern Messer, welches ein Trokar genannt wird, oder mit einem gewöhnlichen Tischmesser. Der Stich wird bey erwachsenem Vieh fast eine Spanne und bey jungem eine halbe Spanne tief gemacht. Ist es mit einem gewöhnlichen Messer geschehen, so zieht man es nicht gleich wieder heraus: sondern man bewegt es etwas hin und her und schiebt darneben ein Röhre von Hollunder oder Blech in die Oeffnung, welche überall viele Löcher hat, und oben durch ein daran befestigtes Querhölzchen gehindert wird, tiefer hinein zu fahren, als das Messer. Diese Röhre läßt man so lange darinne, bis aller Wind herausgefahren und das Thier wieder seine natürliche Dicke hat. In die Wunde streicht man alsdenn ungesalzene Butter und darüber etwas Wagenschmiere, davon sie wieder zuheilt. Die ersten Tage nach dem Stich giebt man wenig Futter, und klystirt das Thier etlichemal.

Bekommt ein Stück Rindvieh von großer Hitze und Durst die Blatter oder Plarre, welches auch die Pestblatter und die Kröte genannt wird: so schneide die bleyfarbige Blase, welche an der Zunge oder am Ausgange des Mastdarms sitzt, mit einem scharfen Messer auf, drücke mit einem Lappen das darinn befindliche Blutwasser rein aus, und wasche die Wunde mit Eßig. Mache darauf dem Vieh einige Tage lang das Saufen mit Vitriolspiritus ein wenig säuerlich, oder koche ihm einen Trank von Sauerklee oder Sauerampfer.

Den Schaafen dient zur Gesundheit folgendes Kräuterpulver: Sammle Quendel, Schaafgarbe, Majoran, Thymian, Weinraute, Salbey, Kümmel, Anis und andere wohlriechende Kräuter, wenn sie anfangen zu blühen, trockne sie im Schatten und mache sie zu Pulver. Davon mische den Schaafen erst ein wenig, bis sie es gewohnt werden, und hernach ein Drittel unter das Salz zum Lecken, und gieb ihnen recht oft Salz. Dabey behüte

hüte sie vor stehenden Wasser, verschlemmten Futter, und heißen dumpfigen Ställen. Wenn ein Schaaf von Klee oder anderm weichen Futter, worinn es sich überfrißt, aufläuft: so stecke ihm ein Strohband ins Maul und binde es über dem Kopfe zusammen, welches die Schäfer aufzäunen nennen, und dabey laß es frey herum springen, bis es den Klee heraus wirft.

Schweine dürfen, wenn sie noch jung sind, nicht heiß, und nicht zu gut gefüttert werden, müssen auf dem Stalle immer trocken liegen, und wöchentlich einmal eine Handvoll Büchenasche unter das Fressen bekommen. Es darf ihnen nie an Saufen fehlen und im Sommer muß man sie an heißen Tagen nicht austreiben. Wer sie so hält, verliert keines an der Bräune. Wider diese Krankheit ist das beste Mittel, gleich im Anfange dem Thiere etlichemal Ader zu lassen. Das Rankkorn oder Gerstenkorn, welches die Schweine von großer Hitze und Durst bekommen, ist eben die Krankheit, wie die Blatter beym Rindvieh, und wird auch so kurirt; indem man das Schwein auf den Rücken wirft, ihm das Maul mit einem Stocke aufsperrt, und die Blase, welche am Gaumen sitzt, ausschneidet.

Wenn Vieh von einem tollen Hunde gebissen wird: so brenne die Wunde sogleich mit einem glühenden Eisen. Hernach streue ein wenig Spanisch-Fliegen-Pulver darauf und belege sie mit einem Pflaster von Wachs, Unschlitt und Theer oder Pech zu gleichen Theilen unter einander geschmolzen. Durch dieses Pflaster erhalte die Wunde 3 bis 4 Wochen lang im Schwären; indem du, wenn es nachläßt, wieder ein wenig Spanisch-Fliegen-Pulver einstreuest. Innerlich gieb dem gebissenen Thiere fünf Abende nach einander, nach dem letzten Futter Wolfskirschenblätter ein. Einem Pferde erst 4, 5 und zuletzt 6 Loth, die man klein geschnitten unter den Haber mischt; einem Füllen 1 bis 3 Loth. Einer Kuh oder einem Ochsen 1 bis 2 Loth. Schaafen, Ziegen und Schweinen ein halb bis 1 ganz Loth. Hat man gepülverte Wurzel; so giebt man davon jedem nur halb so viel.

Von den vielen andern Krankheiten des Viehes wird in Zukunft eine besondere Anweisung ans Licht gestellt werden,

Denn dieses Noth- und Hülfs-Büchlein,
Darf nicht zu lang zu lesen seyn;
Damit Du zum Probiren
Die Zeit nicht magst verlieren!
Das Lesen ist zwar recht und gut:
Doch besser — wer auch darnach thut!
Drum eilt das Werk behende
Allhier zum frohen

Ende.

Vierzehntes Capitel.

Wie die Einwohner von Mildheim das Noth- und Hülfsbüchlein gelesen, und sich darnach gerichtet haben.

Das Noth- und Hülfsbüchlein kam nun von Haus zu Haus im Dorfe herum, und wer lesen konnte, las mit Vergnügen darinne. Die Kinder lernten auch die Verschen, welche über den Nummern stehen, bald auswendig: aber, wenn es vom Lesen und Wissen zum Thun kommen sollte, hieß es: so viel Köpfe, so viel Sinne. Einige alte Leute wollten gar nichts von den darinn enthaltenen Vorschlägen hören. „Wir sind so alt worden, sagten sie, und es ist unser Lebelang nicht anders gewesen: es mag auch so bleiben! Es war ein alter Feldscherer da, der sich dafür ausgab, als verstünde er Latein. Wenn dieser im Wirthshause davon sprechen hörte, so sagte er oft Sum, süs, sut, verändern thut nicht gut: Sum, es, est, wir lassens wies gewest. Dieser Art von Leuten half das Büchlein freilich aus keiner Noth: sondern diente ihnen blos zum Zeitvertreib. Dagegen gab es wieder andere, die wollten ihre ganze Haus- und Feldwirthschaft auf einmal so einrichten, wie es darinne beschrieben ist, und kehrten alles um, das unterste zu oberst, so daß sie großen Schaden davon hatten. Einige probierten dieß und jenes, und machten es nicht recht. Wenn nun das nicht heraus kam, was das Büchlein verspricht: so wurden sie ungeduldig, und wollten nichts mehr damit zu thun haben. In manchen Haushaltungen wurden Mann und Frau darüber uneinig,

wenn

wenn eins etwas Nützliches daraus nachthun wollte, und das andere wollte nicht. Wegen des Kleebaues, den einige anfiengen, gab es Händel mit dem Schäfer. Diejenigen, welche die vom Herrn von Mildheim ausgesetzten Preise gern gewinnen, und daher doch eins und das andere aus dem Büchlein zu Stande bringen wollten, wurden deswegen von andern angefeindet. Kurz, das Büchlein verursachte einen solchen Wirrwarr im Dorfe, daß viele öffentlich sagten: es sey wohl mit Recht ein Nothbuch zu nennen, das den Leuten erst Noth machte, wenn sie noch keine hätten, und mit der Hülfe sey es lauter Lug und Trug.

Dem Herrn Pastor Wohlgemuth that es nun sehr leid, daß die gute Absicht dabey ganz verfehlt werden sollte. Er entschloß sich daher, den Leuten das Verständniß durch eine Predigt über den rechten Gebrauch desselben zu öffnen: und diese hatte den erwünschtesten Nutzen. Er zeigte darinne seinen Zuhörern handgreiflich: es sey gar nicht so gemeint, daß jeder alles nachthun solle, was in dem Büchlein steht; sondern aus den in demselben enthaltenen Geschichten sollten sie 1) die schöne Lehre recht lernen, daß man mit Verstand, Geschicklichkeit und Fleiß alles in der Welt verbessern und selbst immer besser und dadurch glücklicher werden kann, wenn man will. 2) Sollten sie dadurch gereitzt werden, ihre Geschäfte im Felde und zu Hause nicht ohne Verstand nach der alten Leyer immer überein zu verrichten, sondern dabey fleißig nachzudenken und zu überlegen, wie dieses und jenes besser eingerichtet werden könne? 3) Wenn sie nun im Noth- und Hülfsbüchlein dieß und jenes fänden, das sich für ihre Umstände schickte; so sollten sie es so weit zur Ausübung bringen, als es sich thun ließe. 4) Sollten sie daraus die Lehre behalten: bey

Essen

Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Freude und Leid, Ueberfluß und Noth, ja auch bey der ganzen Landwirthschaft und bey allen und jeden menschlichen Dingen sey nicht der Leib die Hauptsache, auf die alles gerichtet seyn müsse: sondern die Seele. Alles, was ihnen in der Welt widerfahre und alles was sie thäten, solle nach dem Willen Gottes ihre Seelen besser machen, am Verstand und am Willen. Und dazu hülfe das Büchlein etwas, wenn sie alles, was darinne steht, überlegten, und nur das was sich schicke, wirklich ausübten. Der ehrwürdige Greis zeigte darauf fast von jeder Nummer insbesondere, wie dieses geschehen könne und brachte es dahin, daß nun diejenigen, die erst am meisten darwider gewesen waren, fast die eifrigsten wurden, das Büchlein recht auszukundschaften, und alles herauszusuchen, was ihnen nützen könnte. In kurzem hörte man nun überall in Gesprächen zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, oder Nachbarn und Freunden, auch bey Zusammenkünften und im Wirthshause die Fragen: wozu nützt die Sache? wie ist sie am klügsten einzurichten? wie kann mehr Vortheil daraus gezogen werden? Und die Leute bekümmerten sich bey allen Dingen um das wie? wann? wo? warum? wozu? und wodurch? wie Wilhelm Denker. Und so kamen nach und nach manche Veränderungen zu Stande, die man sonst für unmöglich hielt. Wenn nun der Feldscherer mit seinem Sum, fus, fut angestochen kam: so drehten sie ihm den Vers um und sagten, es heiße jetzt:

Sum, fus, fut
Verändern thut recht gut;
Sum, es, est
Machs besser, als es gewest!

Fünf-

Fünfzehntes Capitel.

Wie der Herr v. Mildheim von seinen Unterthanen empfangen worden, als er von seinen Reisen zurück kam.

Der Herr von Mildheim blieb volle fünf Jahre abwesend. Als er nun den Tag meldete, da er wieder kommen wollte, welches 14 Tage vor Pfingsten war, machte sich das ganze Dorf fertig, ihn zu empfangen. Zwölf junge Bursche ritten ihm auf schön geputzten Pferden eine Meile weit entgegen. Als er an den ersten Grenzstein von Mildheim kam, fand er, die zwölf ältesten Hausväter und in ihrer Mitte den alten ehrwürdigen Pastor Wohlgemuth. Als dieser den Wagen erblickte, richtete er seine Augen und Hände in die Höhe, betete und sprach: „Gelobest seyst du „Vater im Himmel, daß du uns unsern Vater auf Er„den wieder giebst! Gelobet seyst du, daß du uns das „Leben gefristet, bis wir ihn wieder sehen, den Versor„ger unsrer Wittwen und Waisen, den Urheber eines „neuen bessern Lebens im Dorfe. Nimm uns nun im„merhin die Jahre, die wir noch zu leben hätten, und „lege sie ihm zu, daß er unsre Kinder und Enkel recht lan„ge glücklich mache;" So betete er und die zwölf Männer sprachen: „Amen! Ja, erhöre uns lieber Gott! wir „wollen nun gern sterben! Amen!" Wie nun der Wagen an den Ort kam, wo sie standen, ließ der Herr v. Mildheim halten, sprang heraus, küßte den Herrn Pastor, und reichte den Männern allen die Hand, wie es Joseph mit seinem Vater Jacob und seinen Brüdern machte. Die Freude, die sie alle hatten, läßt sich nicht beschreiben. Es war auch ein ziemlicher Hügel, wo dieses geschahe, von dem man fast das ganze Mildheimer Feld übersehen konnte. Als nun der Hr. v. Mildheim sich umsahe, konnte er

sich nicht genug verwundern über die Veränderungen, die er darinnen wahrnahm. Das Getraide stand auf vielen Bauernäckern so schön, als auf den herrschaftlichen. Hier und da blühte ein Klecstück aufs schönste im Brachfelde. Der Hügel, auf dem er stand, war sonst ein unfruchtbarer Steinhaufen gewesen, und jetzt wuchs schöner Haber darauf. Ein wüster Berg über der Kirche war mit jungen Obstbäumen bepflanzt, und man sah schon von weitem, daß ein großes Ried, von dem sonst der dritte Theil unter Wasser gestanden hatte, ausgetrocknet war, und gutes Gras trug. Dies alles freute ihn herzlich, und er setzte sich nicht wieder in den Wagen, sondern ließ ihn voraus fahren, und gieng mit den zwölf Grafen und dem Herrn Pastor zu Fuße. Unterwegs ließ er sich erzählen, wie diese Verbesserungen in den letzten vier Jahren gemacht worden, bis sie ans Dorf kamen. Hier war am Eingange eine schöne Ehrenpforte von Zweigen und Blumenkränzen aufgerichtet, und von derselben an standen auf der einen Seite die Schulmädchen, hernach die erwachsenen Jungfrauen und dann die Weiber in einer Reihe bis ans Schloß hin. Auf der andern stunden eben so die Knaben, Junggesellen und Männer. Die Mädchen und Jungfern hatten alle überein Kamisöler und Schürzen von blaugestreiftem, selbst gesponnenen und gebleichten Linnen, und runde Strohhüte, mit Blumensträußen geziert. Die Knaben und ledigen Bursche hatten Beinkleider und Kamisöler von blaugestreiftem, ungebleichten Zwilch, wozu viele das Garn auch selbst gesponnen hatten und runde Filzhüte mit rothen Bändern. Die Männer und Weiber waren in ihren ordentlichen Sonntagskleidern. An der Ehrenpforte standen die Musikanten und bliesen mit Trompeten, so bald man den Herrn kommen sah. Wie er nun unter die Ehrenpforte trat, stimmte der Cantor ein Danklied an, in welches die

Musik mit der ganzen Gemeine einstimmte. Die Musikanten traten vor, daß sie vor dem Herrn von Mildheim und den zwölf Aeltesten her giengen, und hinten an schlossen sich erst die Kinder, hernach die Erwachsenen von beyden Seiten in schöner Ordnung nach einander an, so daß sie alle paarweise kamen, immer ein Knabe und ein Mädchen mit einander, und zuletzt jeder Mann mit seiner Frau. Auf solche Art sahen die Aeltern alle erst ihre Kinder vor sich vorbey kommen und so gieng der schöne Zug unter dem Gesange bis in den Schloßhof. Hier machten sie einen Kreis um den Herrn von Mildheim, und der Herr Pastor bezeugte ihm die Freude aller Anwesenden über seine glückliche Wiederkunft durch eine kurze Anrede, welche mit einem dreymaligen lauten Vivat beschlossen wurde. Davon ward der liebe Herr so gerührt, daß er sich der Freudenthränen nicht enthalten konnte, als er seinen Dank für die ihm erwiesene Liebe abstattete. Alles dieses geschah in guter Ordnung und es wurde nicht mit Flinten und Pistolen dabey geschossen: weil sich das nur für Soldaten schicket und leicht Unglück verursacht.

Nun war das ganze Dorf neugierig, wenn und wie die von dem Herrn von Mildheim vor seiner Abreise versprochenen Belohnungen würden ausgetheilt werden? Weil er aber beschlossen hatte, daß die verständigsten Einwohner selbst darüber urtheilen sollten, wer die Preise verdient habe: so dachte er, es könne nicht schaden, wenn er ihnen vorher etwas von seiner Reisebeschreibung bekannt machen ließ. Denn daraus würden sie richtiger urtheilen lernen, wer die von ihm aufgegebenen Punkte am besten ausgerichtet habe. Er nahm daher die Abrede mit dem Herrn Pastor, daß dieser 24 verständige Hausväter und eben so viel Hausmütter dazu erwählte und sie am 2. Pfingsttage Nachmittags zu sich kommen ließ. Hier erzählte er ihnen kürzlich,

wie

wie der brave Herr von Mildheim den letzten Willen seines seligen Herrn Vaters accurat erfüllet, und auf seinen Reisen überall aufs sorgfältigste erforscht habe, woran es liege, daß die meisten Menschen, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme so oft klagen und unzufrieden sind. „Er hat auch, sagte er, den wahren Grund davon entdeckt, und wünscht nun nichts mehr, als daß er nicht allein selbst, sondern auch alle seine Unterthanen für die Zukunft die Ursachen solches Mißvergnügens meiden, und mit einander recht glücklich werden möchten. In dieser Meinung hat er mir aufgetragen, euch von seiner Reisebeschreibung, die er an jedem Orte aufgesetzt hat, diejenigen Stücke bekannt zu machen, aus welchen am deutlichsten zu sehen ist, worauf es dabey ankömmt. Ich will euch diese Stücke nach einander vorlesen. Der Ort, wo jedes geschrieben ist, steht allezeit dabey, und seht, hier beym ersten liegt ein schönes Bild von dem großen Friedrich, König von Preussen *), von dem es handelt.

* Man hat dem großen König Friedrich II. von Preussen nach seinem Tode den Zunahmen — der Einzige gegeben: weil es sonst noch keinen König gegeben hat, der so tapfer, so weise und so gut gewesen wäre, auch nicht leicht einen geben wird, wie Er. Er war gebohren den 24. Jenner 1712, gelangte zur Regierung den 31. May 1740. und starb am 17. August 1786.

Sechszehntes Capitel.
Auszug aus der Reisebeschreibung des Herrn von Mildheim.



Friedrich der Einzige.

Der tapferste Held, der weiseste Regent und der größte Bauernfreund unter den Königen.

Potsdam.

Ich habe ihn nun gesehen, den grossen König, und habe erfahren, wie er lebt. Als Knabe dachte ich: ein so großer Herr lebte alle Tage herrlich und in Freuden, hätte keine Arbeit zu verrichten, keine Beschwerlichkeiten des Lebens zu ertragen, keine Sorgen für sich und die Seinigen: sondern es fiel ihm alles, was sein Herz wünschte, ohne Mühe zu; er brauchte nur zu befehlen, so stünd es da, und zu winken, so geschähe sein Verlangen. So stellte ich mir das Leben der Könige, Fürsten, Grafen und ihrer vornehmen Minister, Räthe, Offiziere und Hofleute vor, und wußte mir kein größer Glück zu wünschen, als daß ich auch ein

ein so großer Herr werden möchte. Nun habe ich es alles in der Nähe gesehen, und wünsche mir dieses Glück nicht mehr. Der weise, tapfre und gute König Friedrich arbeitet vielleicht mehr und läßt es sich saurer werden, als mancher armer Bauer in seinen Landen: und seine Arbeit ist schwerer und mühseliger, als alles, was bey der Landwirthschaft zu thun vorfällt. Ein Hausvater braucht nur Ein Wirthschaftswesen im Kopfe zu haben, und nur für seine Frau, Kinder und Gesinde zu sorgen: aber ein Regent muß dafür sorgen, daß viele tausend Haushaltungen unter seiner Regierung zufrieden leben können. Der Bürger und Bauer braucht nur mit seinen Nachbarn einig zu leben und Treue und Redlichkeit im Handel und Wandel zu halten, so hat er Ruhe: aber ein Regent muß darauf bedacht seyn, mit allen andern Königen und Fürsten der Erde in gutem Vernehmen zu stehen, um Frieden zu haben, und muß auch immer geübte Soldaten und eine Menge Kriegsgeräthschaften in Bereitschaft halten, um sein Land vertheidigen zu können. Alle diese und tausend andere Geschäfte kann er unmöglich an allen Orten selbst verrichten: sondern er muß viele tausend Räthe und Diener halten, die immer einer unter dem andern stehen, und einer dem andern Rechenschaft geben, bis zuletzt alle Sachen durch die Minister oder Geheimen Räthe an ihn selbst kommen. Die vielen Diener, so wie auch die Offiziere und Soldaten wollen aber alle, jeder nach seinem Stande, von ihren Diensten leben, und müssen hinlängliche Besoldungen bekommen. Zur Unterhaltung der Straßen, Brücken, Canäle, Festungen, herrschaftlichen Gebäude, Armenhäuser, Spitäler und dergleichen werden auch große Geldsummen erfordert. Geschicht irgendwo ein Schade durch Wasserfluthen, Feuersbrünste, Viehsterben, Mißwachs und dergleichen: so soll der Regent alles wieder gut machen; da strecken alle die leeren Hände nach ihm aus. Entsteht ein Krieg: so muß er Tonnen Goldes auf einmal auszahlen, und muß daher schon in Friedenszeiten auf Spargeld bedacht seyn. Er muß also suchen zu allen diesen schweren Ausgaben immer genug einzunehmen, und hat zugleich die Sorge, daß die Unterthanen durch die Ausgaben nicht gedrückt werden, und nicht Ursache haben dürfen, zu klagen. Denn dazu sind viele sehr geneigt: weil sie nicht überlegen, daß der Regent für seine Person gar wenig von seinen Einkünften behält: sondern daß er das meiste zu den

Landesausgaben wieder anwendet, wodurch es bald wieder in die Beutel derjenigen, welche die Abgaben bezahlt haben, und insbesondere der Landleute zurück fließt. Denn alle, welche von der Herrschaft Besoldungen oder sonst Geld empfangen, geben das meiste wieder für Essen, Trinken und Kleidung aus, und dieses kommt zuletzt an den Bauer, für Getraide, Schlachtvieh, Butter, Käse, Eyer, Wolle und Flachs. Wollte aber ein Fürst alle Abgaben erlassen, so könnte er seine Diener, Soldaten und Arbeitsleute nicht besolden; diese könnten alsdenn nichts kaufen: und so müßte der Bauer sein Getraide und andere Waaren, die er zu Markt bringt, behalten und müßte alles entbehren, was er nicht ohne Geld bekommen kann. Die Räthe und alle Diener würden alsdenn auch keine Dienste mehr thun wollen, und da würde alle Zucht und Ordnung aufhören. Der Stärkere würde dem Schwächern das Seinige nehmen; der Wollüstige würde ungehindert seines Nächsten Weib und Tochter schänden; der Zornige würde ungestraft wüthen und morden; der Listige würde den Einfältigen vor sehenden Augen betrügen. Jeder würde sich dann selbst Recht zu schaffen suchen, und so würden Zänkereyen, Schlägereyen, Mordthaten und Mordbrennereyen überhand nehmen, daß niemand seines Lebens und Eigenthums sicher wäre, und die Menschen würden sich allmälich aufreiben und die schöne Erde zu einer wüsten Einöde machen. Dieses schreckliche Unglück würde geschehen, wenn keine Regenten wären, oder wenn sie sich keine Abgaben von den Unterthanen bezahlen ließen. Die Unterthanen haben also selbst den größten Vortheil von den Abgaben, und der Herr hat, gleichsam als Haushalter, nur die Sorgen davon, und wer nur ein wenig nachdenkt, wird begreifen, welche schwere Sorgen alles dieses machen muß. Es hat nun wohl noch kein Regent in der Welt sich dieser Sorgen in Person so sehr angenommen und deshalb ein so arbeitsames Leben geführt, wie der große König von Preussen. Er steht im Sommer des Morgens vier Uhr und im Winter fünf Uhr auf, wenn er auch noch müde ist. Er braucht keine Viertelstunde, sich anzuziehen, und dann geht er gleich an seine schweren Geschäfte, welche alle nach den Stunden eingetheilt sind. Erst liest er die eingelaufenen Briefe, deren oft ein solcher Haufen sind, daß er kaum darüber hinsehen kann; und auf jeden schreibt er, was die Cabinetsräthe darauf antworten sollen. Viele beant-

antwortet er auch selbst eigenhändig. Um 8 oder halb 9 Uhr kommen die Cabinetsräthe, und tragen ihm die Angelegenheiten von allen Städten und Dörfern des Landes vor, und er giebt ihnen über alles Bescheid. Um 10 Uhr kommen die Generale und andere Stabsoffiziere und berichten ihm die Angelegenheiten der Armee, bis um 11 Uhr. Alsdenn reitet er auf die Parade, läßt die Soldaten exerciren, oder besieht die neuen Gebäude, die er machen läßt, oder geht ein wenig spazieren. Um 1 Uhr setzt er sich zur Tafel bis halb 4 Uhr, wo er durch Gespräche mit seinen Gästen das Gemüth aufzuheitern sucht. Nach dem Essen spricht er mit Leuten, die etwas zu bitten haben, oder denen er besondere Geschäfte aufträgt. Alsdenn kommen die Cabinetsräthe wieder, und legen ihm die Antworten und Befehle vor, die sie abgefaßt haben, und der König sieht alles durch, ob es recht und gut ist, und schreibt alsdenn seinen Namen darunter. Um 6 Uhr ist er damit fertig, und vergnügt sein Gemüthe durch die Flöthe, die er wunderschön bläset, oder durch andere Musik. Von 7 bis 8 Uhr geht er im Sommer spazieren, und im Winter läßt er sich neue Bücher vorlesen, um noch immer weiser und gelehrter zu werden, als er schon ist. Von 9 bis 10 Uhr führt er muntere Gespräche mit etlichen klugen und gelehrten Männern, die er zu sich kommen läßt. Alsdenn sieht er noch die Rechnungen durch von allem, was in seinem Hause für Essen und Trinken, Bediente, Pferde, u. s. w. aufgehet. So lebt er alle Tage im Jahre, wenn er nicht auf Reisen ist. Er thut aber keine andere Reisen, als nur in seinen Ländern, um die Regimenter zu müstern und zugleich selbst zu sehen und zu erfahren, ob die Städte und Dörfer an Wohlstand zunehmen, und wie ihnen weiter aufzuhelfen sey; so daß er auf der Reise fast noch mehr arbeitet, als zu Hause. Bey so vielen und grossen Geschäften kann es nun nicht ohne Verdrüßlichkeiten abgehen. Da laufen Berichte ein von Unglücksfällen, welche ganze Gegenden zurücksetzen, daß sie die Abgaben nicht bezahlen können. Wasserfluthen zerstören Dämme und Brücken, daß Tonnen Goldes auf einmal zur Wiederherstellung aufgewendet werden müssen. Treulose Einnehmer betrügen die herrschaftlichen Cassen, oder drükken die Unterthanen. Gottlose Beamte beugen das Recht. Schlimme Unterthanen übertreten die Gesetze, schlagen, raufen und morden einander aus Zorn und Feindschaft,

bringen Contrebande ein, machen Bankrut, betrügen und verläumden ihren Nächsten. Mütter ermorden ihre Kinder, Kinder ihre Eltern. Räuber und Diebe machen das Land unsicher. Wittwen und Waisen schreyen um Versorgung; jeder, der in Noth ist, verlangt Hülfe. Solche und tausend andere verdrüßliche Dinge fallen täglich vor: so daß es zu verwundern ist, wie ein Herr, dem dieses alles durch den Kopf geht, noch so gutes Muths seyn kann, als der große Friedrich oft ist. Die Ursache davon ist aber keine andere, als diese: Er treibt diese Regierungsgeschäfte nicht nach dem Schlendrian: sondern er bemüht sich vom größten bis zum kleinsten alles zu verbessern, und geht immer weiter vom bessern zum noch bessern fort. Davon sieht man überall Spuren wo man nur hinblickt. In den Städten hat er vielerley Handwerke uud Künste eingeführt, die vor ihm noch nicht da waren: damit alles, was man braucht, im Lande verfertiget werden kann, und seine Unterthanen ihr Geld nicht auswärts schicken sollen. Zum Besten der Handelschaft hat er, wo es sich schickte, Canäle graben lassen, daß man in seinen Staaten von der Elbe bis in die Weichsel schiffen kann. Leuten, die Fabriken anlegen, zur See handeln, und sonst etwas wagen wollen, schießt er oft große Summen Geld dazu vor. Er hat 600 neue Dörfer angelegt und 40,609 neue Familien angesetzt. Etliche hundert tausend Morgen wüster Sümpfe und Moräste hat er zu Ackerland und Wiesen machen lassen. Durch Ermunterungen und Belohnungen ist während seiner Regierung die Seidenzucht, der Kleebau, der Waid- und Grappbau in Gang gekommen, und das Land überall durch Anpflanzungen verschönert worden. Theurung und Hungersnoth hat er auf immer verhütet, indem er hier und da große Kornmagazine errichten lassen, aus welchen an die Unterthanen um einen billigen Preiß verkauft wird, so bald die Fruchtpreise über die Gebühr steigen: wie denn in den Jahren 1771 und 1772 in seinen Landen keine Noth gewesen, und noch viele angrenzende Oerter ihr Brod daher bekommen haben. Den Bauernstand hat er von der Leibeigenschaft frey gemacht. Er hat auf seinen Gütern, wo nur die Bauern selbst dazu geneigt waren, die Frohn- und Hofedienste gegen ein billiges Dienstgeld abgeschafft und hat mehr als 400 seiner Güter vertheilt und sie Bauern in Erbpacht gegeben; wie er denn überhaupt ein großer Bauern-

ernfreund ist. Auch die Gerechtigkeit hat er verbessert, die Advocaten abgeschaft und die Prozesse abgekürzt: daß sich die Leute nicht an den Bettelstab hadern sollen. Zu Verbesserungen aller Art hat er während seiner Regierung schon über 40 tausend mal tausend Thaler an die Unterthanen verschenkt. Dieser Trieb, alles zu verbessern, und die Freude, daß ihm so viel Verbesserungen gelingen, macht allein, daß dieser Herr bey seinen vielen Arbeiten und Verdrüßlichkeiten gutes Muthes bleibt und immer fortfährt, dem Lande Gutes zu thun.

Berlin. Die Minister, Räthe und Offiziere und andere vornehme Diener des Königs haben jeder einen Theil von den schweren Regierungsgeschäften zu verwalten. Sie befehlen in seinem Namen, und ihr Wille muß geschehen. Weil es nun viel Geld kostet, die Wissenschaften, welche zu solchen Geschäften gehören, zu lernen: so müssen Vornehme und reiche Leute zu solchen Stellen genommen werden, und der Regent muß ihnen viel Besoldung geben; damit sie standesmäßig leben können und nicht für ihre Nothdurft zu sorgen brauchen, und darüber die Landesgeschäfte versäumen. Sie müssen auch viele Leute zur Aufwartung halten, damit sie alles geschwind verrichten können. und müssen in großen Pallästen wohnen und einen anständigen Staat führen; weil sie den Regenten vorstellen und damit die Unterthanen ihnen desto mehr Gehorsam beweisen. Aber Arbeit und Sorgen haben sie genug, und meistens solche Arbeit, die viel Kopfbrechens und Studirens erfordert. Geschieht ein Unrecht, oder geht eine Sache schief: so müssen sie dafür haften Sie werden eben so, wie der König, von Leuten, die etwas zu suchen haben, überlaufen und mit Bittschriften überhäuft, und können sie nicht helfen, so giebt man ihnen die Schuld. Oft werden sie auch beym Regenten unschuldigerweise angeschwärzt und verläumdet. Denn, wenn sie nach den Rechten sprechen, so muß doch immer ein Theil verlieren und der schreyt hernach über Ungerechtigkeit. Solchen Leiden sind die vornehmen Räthe und Diener auch unter einem gerechten und weisen Regenten ausgesetzt: weil ein solcher Herr nicht allwissend ist, und durch falsche Berichte hintergangen werden kann. Mich würde daher die Ehre, um Könige und Fürsten zu seyn, nicht reitzen, nach so beschwerlichen und gefährlichen Stellen zu streben. Aber das viele Gute, welches redliche und geschickte Män-

 ner

ner in solchen Aemtern den Dörfern, Städten und ganzen Ländern thun können, ist wohl werth, daß man etwas leide; und ich habe hier an vielen Exempeln gesehen, daß ein Diener des Landes, er sey Minister Amtmann oder Schreiber, General oder Corporal, bey allen Arbeiten und Verdrüßlichkeiten doch vergnügt und glücklich leben kann, wenn er redlich, geschickt und klug ist, und sein Amt von Tag zu Tag immer besser zu verwalten, dadurch immer mehr Gutes zu stiften, und selbst immer besser zu werden sucht.

Berlin. Wozu dient es wohl, daß die Gelehrten den ganzen Tag über den Büchern oder am Schreibepult sitzen, davon sie hypochondrisch werden, daß ihnen weder Essen noch Trinken schmeckt? — So fragte ich als Knabe meinen Informator, und er gab mir zur Antwort: sie thäten es, um sich einen großen Namen in der Welt zu machen, Geld durch ihre Schriften zu verdienen, oder durch ihre Gelehrsamkeit zu hohen Aemtern befördert zu werden; so wie er durch sein Studiren noch ein Superintendent zu werden hoffe. Nun habe ich hier mit einer großen Anzahl wahrhaft gelehrter Männer Bekantschaft gemacht, und habe gefunden, daß mein Herr Informator mich nicht recht berichtet hatte. Unter den Gelehrten sind freilich viele, die um des Bauchs willen studiren, schreiben, lehren und predigen; so wie es Bauersleute genug giebt, welche blos um des Bauchs willen das Feld bauen. Aber gleichwie brave Bauersleute bey ihrer Arbeit den Gedanken haben, daß sie Menschen und Vieh dadurch Gutes thun, und daß sie selbst durch das Nachdenken dabey immer verständiger und zum ewigen Leben geschickter werden: so giebt es auch Gelehrte, welche ihr größtes Vergnügen daran haben, immer mehr zu lernen, den Grund von allen Dingen zu erforschen, alles auszukundschaften, was den Menschen zum leiblichen Wohl und zur Zufriedenheit des Gemüths dient, oder allerhand nützliche Erfindungen zu machen, wodurch andern das Leben erleichtert und des Elendes auf Erden weniger wird. Ich habe gefunden, daß viele Gelehrte diese schöne Absicht bey ihrem Studiren haben, und nicht eben dadurch nach Geld oder Ehre streben, und dergleichen würdige Männer verdienen damit herzlichen Dank bey Hohen und Niedrigen, daß sie, um des gemeinen Nutzens willen, vieler Freuden des Lebens entbehren, und eine so ungesunde Beschäftigung treiben. Ein solcher verehrungswürdiger Gelehrter ist z. E. der hie-

sige

ſige Jude, Herr Moſes Mendelsſohn. Dieſer hat viele Tage und Nächte ſeines Lebens, mit Gefahr ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, damit zugebracht, die ſchönen Lehren, daß die menſchliche Seele unſterblich ſey, und daß ein weiſer Gott die Welt regiere, wider die Zweifel zu vertheidigen, welche von einigen Gelehrten unter den Chriſten darwider vorgebracht worden ſind. Dabey hat er von Jugend auf ſo fromm und redlich gelebt, und ſeine Seele iſt ſchon hier ſo gut worden, daß er gewiß hoffen kann, einmal in jenem Leben recht ſelig zu ſeyn. Das Exempel dieſes Mannes und noch mehrerer braver, gelehrter und geſchickter Juden, hat mich noch mehr überzeugt, daß es ſehr gottlos und unchriſtlich iſt, die Juden zu haſſen, zu verfolgen oder zu verſpotten. Denn ſie ſind unſre Brüder, und Gott hat ſie erſchaffen, daß ſie eben ſo glücklich ſeyn ſollen, als wir.

Hamburg. Ich erfahre immer mehr, daß jeder Stand und jedes Gewerbe der Menſchen, ſeine Leiden und Beſchwerden, ſo wie auch ſeine beſondern Annehmlichkeiten und ſeinen Nutzen habe. Der Kaufmann ſchaft Dinge, die in Oſtindien und Weſtindien, in China und Amerika und aller Orten in der Welt zu Hauſe ſind, über den Berg und Thal, ja über das weite Meer herbey, daß wir hier zu Lande ſie auch brauchen können: und dafür ſchickt er unſer Bauholz, Getraide, Linnen, Lederwerk, Sämereyen und andere Dinge, an denen wir Ueberfluß haben, in fremde Länder. Der Krämer bringt allerley Tücher und Zeuge von allen Farben zuſammen in ſeinen Laden, damit jeder, der ſich einen Rock kaufen will, das Ausſuchen habe. Und ſo ſtellt der Gewürzkrämer und Apotheker hunderterley nützliche Dinge in Schachteln und Büchſen beyſammen, daß man nicht in zehn Häuſer zu laufen und die Zeit zu verderben braucht, wenn man etwas nöthig hat, es ſey was es wolle. Wofür es denn auch recht und billig iſt, daß dieſe Leute einen Gewinn davon haben, daß ſie ihr Geld in die Waare ſtecken, und ihre Zeit mit dem Herbeyſchaffen, Abmeſſen und Abwiegen derſelben beym Verkauf zubringen, zumal da ſie auch Steuern, Zölle, Acciſe, Impoſt und andere Abgaben auf ihren Handel erlegen, und Leute darauf halten müſſen. Es iſt auch wohl nicht unbillig, daß ein Kaufmann an mancher Waare, wenn der Handel gut geht, viel auf einmal gewinne: weil er auch oft viele tauſend Thaler auf einmal

verlieren kann, wenn die Schiffe untergehen, oder von Seeräubern weggenommen werden; oder wenn die Leute, denen er Waaren auf Borg giebt, bankrut machen. Diese beständige Furcht macht dem reichsten Handelsmann das Leben schwer: denn sie trifft oft genug ein, und man sieht deren nicht wenig, welche heute wie Fürsten einher gehen, und morgen in den Schuldthurm kriechen müssen. Es kann daher kein Kaufmann vergnügt leben, der bey seinen Geschäften blos nach Gewinn strebt: sondern nur derjenige kann im Glück und Unglück gutes Muths seyn, der immer jenes letzte Ziel vor Augen hat: daß er in der Welt Gutes stiften und immer besser werden soll.

Nürnberg. Ich habe nun, als ein Viehhändler verkleidet, in den Wirthshäusern umher auf die Handwerksleute, die sich da beym Bierkruge versammeln, Acht gehabt, und habe aus ihren Gesprächen gemerkt, daß sie alle auch ihre Noth haben. Der Schuster klagte, daß das Leder immer theurer würde, und die Leute immer weniger für die Schuhe geben wollten. Der Schneider klagte, daß er seinen Kundleuten, besonders den Weibern und Mädchen, nichts zu Dank machen könnte, und wenn er seine Arbeit heim brächte, müßte er oft ohne Bezahlung abziehen. Auch schmeckte ihm wegen des beständigen Sitzens das Bischen Essen nicht recht. Die Töpfer klagten über geschwollene Füße und kurzen Athem, wegen der Feuchtigkeiten und des schmierigen Thons, mit dem sie handthieren. Die Leineweber klagten über den ungesunden Staub von der Schlichte und vom Flachs: die Perückenmacher über die stinkenden und unsaubern Haare in denen sie herum wühlen müßten, und über den Mehlstaub, den sie einschlucken; so auch die Steinhauer über den Steinstaub. Zimmerleute, Ziegeldecker und Maurer beschwerten sich darüber, daß sie ihr Bischen Brod mit täglicher Lebensgefahr erwerben müßten. Und so hatten auch die übrigen etwas zu klagen: aber alle beschwerten sich darüber, daß, wenn einer sein Lebenlang fleißig und ordentlich arbeite, so könne er doch selten so viel vor sich bringen, daß er im Alter, wenn es mit der Arbeit nicht mehr fort wollte, zu leben habe. Da müßte denn mancher ehrliche Bürger und Meister, der sichs habe sauer werden lassen, noch Bettelbrod essen, oder Noth leiden. Die Taglöhner sagten: sie könnten noch weniger für das Alter zurück legen; und eine Krankheit oder ein Sterbefall in der Familie, könnte

den

den fleißigsten und ordentlichsten Mann an den Bettelstab bringen. Eine solche Sprache führten die meisten. Ich fand aber doch auch hier und da einen, der mit seiner Handthierung zufrieden war: und diese waren, wie ich bald merkte, die ordentlichen, fleißigen und verständigen; und vor allen andern diejenigen, welche ihre Arbeiten, durch neue Erfindungen, immer mehr zu verbessern, und zu verschönern suchten.

Ollingen. Der Monat, den ich hier zugebracht habe, war doch der angenehmste Aufenthalt auf meiner ganzen Reise. Anfangs hielten mich die guten Bauersleute für einen Tagedieb: weil ich so lange da blieb, und nichts zu thun hatte. Als wir aber recht bekannt wurden, und ich ihnen viel von meinen Reisen und Begebenheiten erzählte: begriffen sie wohl, wie man des Stadt- und Hoflebens überdrüßig werden, und Ruhe und Gesundheit auf dem Lande suchen könne. Sie wurden endlich so freundlich und offenherzig gegen mich, wie ich gegen sie, und ich freute mich recht dabey, zu erfahren: wie das Sprüchwort: Liebe macht Gegenliebe, auch zwischen Menschen von verschiedenem Stande und Alter eintrift. Ich hatte mit etlichen ehrbaren Hausvätern besondere Freundschaft gemacht, die sich des Abends nach dem Essen gemeiniglich unter einer hohen Linde vor dem Wirthshause wo ich wohnte, versammelten, und bey einer Pfeife Tabak freundschaftliche Gespräche hielten. Mit diesen sprach ich oft darüber: wie die Menschen in allen Ständen, vom Kaiser bis zum Taglöhner, immer nach Zufriedenheit streben und doch meistens mißvergnügt sind. Sie hörten dann recht begierig zu, wenn ich ihnen erzählte, wie es bey den Großen und Vornehmen hergeht, und wie mancher Herr, der mit einem Stern auf der Brust im vergoldeten Wagen sitzt, was die Zufriedenheit des Gemüths betrifft, gern mit dem Kutscher tauschen würde, der ihn fährt. Und bey einem solchen Gespräch kam einer auf den Einfall: Jeder von der Gesellschaft sollte seinen Lebenslauf erzählen, damit ich auch wüßte, wie es den Bauersleuten gienge. Dieser Vorschlag gefiel allen, und mir am meisten. Der erste Erzähler war nun Christoph Wahl, einer der wohlhabendsten Einwohner, welcher seine Geschichte auf folgende Art beschrieb.

„Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß ers mit mir immer so gut gemeint hat. Ich war einziger

Sohn,

Sohn, und mein Vater seliger hinterließ mir das Gütchen im besten Stande. Nur stunden noch 500 Gulden vom Großvater her darauf. Aber mit meiner lieben Frau bekam ich einen hübschen Thaler Geld, daß ich diese Schuld abtragen konnte. Nun ists wahr, ich bin fleißig daran gewesen. Mein Vater hatte mich die Regel gelehrt: **Wer vom Pfluge reich werden will, muß ihn selbst anfassen.** Darum bin ich des Morgens immer zuerst, und des Abends zuletzt auf den Beinen. Mit den Steuern und Gaben halte ichs so. Wie ich anfieng hauszuhalten, legte ich den ersten Termin voraus parat, und dachte nun schon an den zweyten. So habe ichs fortgesetzt, und es hat mir niemals gefehlt. Ich habe immer auf den Tag können einhalten; es hat kein Exequirer meine Schwelle betreten und mein Name ist niemals ins Restantenregister gekommen. Ich konnte das freilich leicht ausführen: weil mir meine Frau so viel mitbrachte, daß ich Schulden frey war, und noch ein 50 Thaler in der Hand behielt. Das wandte ich nicht an Land, sondern legte es als einen Nothpfennig zurücke. Da brauchte ich nun das Getraide nicht gleich von der Tenne weg los zu schlagen. Ich konnte immer eine Erndte auf dem Boden behalten, bis ich sahe, wie die folgende ausfiel, und konnte die besten Preise abwarten. Unterdessen zehrten wir vom Nothpfennig, und wenn ich verkaufte, legte ich so viel, als davon gekommen war, wieder dazu. Auf solche Art brauchte ich niemals zu borgen, ich brauchte niemanden zu schmeicheln, niemanden zu betrügen und konnte immer auf die alte Regel halten: **ein Wort ein Wort, ein Mann, ein Mann.** Ich konnte auch manchem Nachbar aus der Noth helfen, daß ich Dank und Segen von ihm bekam. **Fleißige Arbeit und ein ruhiges Gemüth** sind die besten Arzneyen: darum bin ich auch mit Frau und Kinder meistentheils gesund gewesen, und weiß wenigstens, Gott sey Dank! von keiner schweren Krankheit zu sagen. So ist mirs bis auf den heutigen Tag gegangen, und ich tauschte mit keinem von den vornehmen Leuten, die lauter Gold und Seide auf dem Leibe haben, und kein ruhiges Gemüth dabey, und die am vollen Tische oft nicht essen können. Mir lacht die liebe Sonne, wenn ich die Augen aufthue, schon entgegen. Nun guckt mich meine liebe Suse an und freut sich, daß ich noch da bin. Hernach springen die Kinder, wie die Lämmer, um mich herum. Nun gehts in den Stall: da freut sich das

Vieh

Vieh, daß ich komme. Mein kleiner Brauner macht mir einen Kratzfuß, wie ein Tanzmeister. Nun wird angeschirrt und dazu gepfiffen: Wach auf mein Herz und singe! Da singt die liebe Suse im Kuhstalle auch dazu. Die Hüner gackern darein, der Hahn kräht, die Kälber blöcken, da ist lauter Leben. Nun gehts ins Feld: da singt mir die Lerche entgegen, oder die Wachtel schlägt den Takt zur Arbeit, und weil der Braune das Seinige ordentlich gekriegt hat, so zieht er den Pflug, daß es eine Lust ist. Da guck ich denn so manchmal an den blauen Himmel, und denke an den lieben Gott, der alles so schön eingerichtet hat, daß alle Thiere und Menschen leben und sich freuen können, und daß immer eins dem andern hilft; und was ich sonst so hin und her denke. So verschwindet mir die Arbeit unter den Händen. Dann läutets Mittag: da gehts links um nach der Krippe und nach der Schüssel. Da steht meine Suse schon fix und fertig, die Arme in die Seite gestellt, in der Küchenthür. Da giebts einen tüchtigen Schmatz. Die Kleinen klettern an mir hinan und wollen auch ihren Schmatz haben. Der Tisch ist gedeckt, und alles so rein und sauber, als wenns geleckt wäre. Knecht und Magd sind auch bey der Hand. Nun schmeckt der Milchbrey oder das Sauerkraut, wie Marzipan: wenn die vielen Hände alle nach der Schüssel langen und lauter freundliche Gesichte rund herum sind. Herr! dem gnädigen Fürsten müßt's gut schmecken, wenn er mit uns äße. Auf den Abend gehts dann wieder so, und wenn Kinder und Gesinde Gott gedanket haben und schlafen gegangen sind: da wird noch ein Viertelstündchen mit meiner Suse geheimer Rath gehalten, und alles überlegt, was den andern Tag geschehen soll. Und da muß ich gestehen, daß meine Suse oft den besten Rath weiß. So gehts alle Tage, die Gott werden läßt; nur einen dieß, den andern das. Was meint er nun, junger Herr! Mit welchen von den Stadtleuten soll ich wohl tauschen? Vom Höchsten bis zum Niedrigsten? — „Mit keinem, antwortete ich ihm. Es sollte Mühe kosten, einen zu finden, der so zufrieden wäre, als er, mein lieber Christoph! Und, was mir noch besonders dabey gefällt, Er ist auch nicht hochmüthig auf sein Glück: sondern begegnet jedermann freundlich und erkennt alles für einen Segen des lieben Gottes. Dabey bleib er!

Aber

Aber, fieng nun der nächste in der Reihe, Namens Friedrich Reiter, an: daß der gute Herr da nicht etwa denkt, es gienge uns Bauersleuten so nach Wunsche, wie Euch, Christoph! Ich weiß ein ander Lied zu singen; nun kommt das Erzählen an mich. Mein Vater hinterließ mir anderthalb Hufen Land, und meine Frau brachte eine Hufe mit, daß wir leben konnten, wie Freyherrn. Nun wars bey meinem Schwiegervater, dem alten Schulzen Tobias, Gott hab ihn selig! immer hoch her gegangen, und seine Kinder waren gewaltig vornehm gewöhnt. Da mußte immer was gutes zu essen und zu trinken seyn, und immer die schönsten Mützen, Wämser und Röcke auf dem Leibe. Meine Fiecke war hübsch von Gesicht, und das Weibsen gieng mir um den Bart herum, ich hätt ihr das Herz aus dem Leibe weg gegeben. Da durfte nun keine neue Mode aufkommen. Fiecke mußte sie zuerst im Dorfe haben. Die Pastors Töchter hatten nicht so schmuckere Pantoffeln und Zwickelstrümpfe wie sie. Aber wegen des verwünschten Staats und des Wohllebens gieng in der Wirthschaft alles drunter und drüber, und ehe zwölf Jahr ins Land kamen, steckte ich in Schulden bis über die Ohren. Ich sah nun wohl, daß das Ding nicht mehr so fort gehen könnte, wenn ich nicht von Haus und Hof gejagt seyn wollte. Ich stellte dieses meiner Frau vor, und sie ließ sichs auch gefallen, daß wir fleißiger und sparsamer wurden: aber es war zu spät; der Schulden waren schon zu viel. Wenn ich einen Wagen Frucht zu Markte fuhr: so wars vorgegessen Brod. Da nahmen mir die Krämer das Geld bald wieder ab, und ich brachte selten einen Thaler mit nach Hause. Das gute Essen und Trinken konnte sich die Frau bey alle dem nicht abgewöhnen, ob ich gleich alle Tage predigte: Gutschmecke, macht Bettelsäcke. Zuletzt kam sie gar auf den vermaledeyten Kaffee und schleckerte dann und wann ein Töpfchen voll hinter meinem Rücken. Ich mochte mirs also noch so sauer werden lassen: wir kamen auf keinen grünen Zweig. Da war nichts als Sorgen und Borgen. Die Mahnleute kamen nicht vor der Thür weg, und ich war so thöricht, daß ich oft neue Schulden machte, um die Zinsen von den alten zu bezahlen. So mußte alles den Krebsgang gehen und ich konnte nichts bessers erwarten, als von Haus und Hof zu kommen. Endlich vor vier Jahren nahm mir der liebe Gott die Frau weg, und nun dachte ich, es würde gar

mit

mit mir aus seyn. Aber, was Gott thut, das ist wohl gethan! Durch den Tod meiner Frau bin ich wieder zum Mann geworden. Eure Hand, Nachbar Christoph! Ihr seyd mein Schutzengel gewesen! Auf eurem Todtenbette wirds Euch Gott noch vergelten, was ihr an mir gethan habt! Seh Er, mein guter Herr! solche Menschenfreunde hat er auf allen seinen Reisen wohl wenig angetroffen, als der Christoph ist. Wie nun meine Frau unter die Erde gebracht werden sollte, da fehlte es am besten. Ich hatte keinen baaren Heller mehr in der Tasche. In dieser Noth sprach ich Nachbar Christophen an, und der gute Herzensmann half mir aus der Noth, und dabey sagte er: Friedrich, der liebe Gott hats gut gemeint, daß er dir die selige Frau genommen hat. Du hast dich die letzten Jahre her gebessert, und es wollte doch nicht recht fort: weil sie nicht mit anpackte. Nun kannst du wieder auf die Beine kommen, wenn du fleißig und ordentlich seyn willst. Deine beyden Jungen kommen aus der Schule, die können dir unter die Arme greifen. Schaff nun den Knecht ab. Dein Mädchen ist auch groß genug, daß sie der Wirthschaft kann vorstehen, und daß du dich nicht auf die Magd zu verlassen brauchst. Wenn sie etwas nicht weiß, so laß sie nur meine Suse fragen: die wird ihr recht gern aushelfen. Schreib mir alle deine Schulden und Reste auf, und was du auf Pfänder stehen hast, oder wo du mehr als 4 Procent Zinsen bezahlen mußt, da will ich dir so viel um 4 Procent vorstrecken. Dazu rathe ich dir, daß du lieber eine halbe Hufe Land verkaufst, und das übrige damit frey machst. Hernach sey brav hinter her, und laß dich keine Arbeit verdrüßen! So denke ich, soll noch alles gut werden. So sagte der liebe Christoph, und, ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann: er thats auch, was er gesagt hatte; sonst wäre ich ganz verloren gewesen. Nun muß ich aber doch Tag und Nacht sorgen, wie ich der Schuldenlast loswerden will, ob mir sie gleich der liebe Christoph so viel leichter gemacht hat. Da ist Kunz oben an der Ecke, der hats in seinen jüngern Jahren auch so gemacht wie ich, und hat sich noch dazu aufs Saufen gelegt, und seine Kinder zu nichts angehalten: dem ist nun das Haus über dem Kopfe angeschlagen, und er kann den Bettelsack ergreifen, wenn er will. Mein Glück ist, daß ich noch gern arbeite, und daß ich noch zwey Jungen und das Mädchen habe. Warlich, Kinder sind wohl ein Segen des Herrn und Leibesfrucht ist ein Geschenke: das er-

 fah-

fahre ich jetzt. Hätte ich die Kinder nicht, so wäre mir auch nicht zu helfen. Der Herr wird nun aus meiner Rede wohl sehen, daß es den Bauersleuten auch gar übel gehen kann; zumal wenn sies so ein Bischen darnach machen, wie ichs in meinen jüngern Jahren gethan habe." — Da hat er wohl Recht, Friedrich! antwortete ich ihm: Wie mans treibt, so hat mans; das gilt beym Bauer, wie beym Kaiser und König. Aber ich sehe doch an seinem Exempel, daß ein Bauer, wenn er in seinem Vermögen herunter kommt, sich fast noch leichter wieder aufhelfen kann, als die Stadtleute: wenn ers nämlich mit Verstand anfängt, und wenn er wohlgerathene Kinder hat, die ihm unter die Arme greifen können. Ei, das hat sich wohl, sagte er darauf! Ich laß es gelten, wenn einer einen solchen gottesfürchtigen Nachbar hat, wie ich an dem Christoph; sonst muß ers wohl bleiben lassen. Ich machte darauf noch die Anmerkung, daß die beyden guten Leute sich darinne irrten, wenn sie meinten: dem Friedrich sey durch den Tod seiner seligen Frau wieder aufgeholfen worden. Es wäre gewiß noch besser gegangen, wenn sie am Leben geblieben wäre und fleißig mit Hand ans Werk gelegt hätte. Friedrich habe es nur nicht verstanden, sie zu einer solchen Verbesserung ihres Gemüths zu bewegen, und darüber hätte er den Prediger um Rath fragen sollen. Darauf kam die Reihe zu erzählen an einen alten lustigen Graukopf, welcher so anfieng.

„Meine Mutter sagte oft; was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Wenn aber der junge Herr meine Historie ja zu wissen verlangt: so bin ich Toms, der Flurschütze, und auf 10 Stunden in die Runde heißen mich die Leute den lustigen Toms. Von meinen Gütern steht geschrieben: Wir haben nichts in die Welt gebracht, werden auch nichts mit hinaus bringen. Meine Frau heißt man die dicke Liese, und die hatte eben so viel. Gleich und gleich gesellt sich halt gern. Wir hatten also vier Arme und vier Beine, da wir uns freyten; das war unser hin und her. Damit haben wir getaglöhnert mit einander. Mit Schneiden und Dreschen verdiente ich das Brod, und mit Backstein machen, Dachdecken, Schutt fahren, Graben, Hacken, Zaun binden, Wege gehen, wies kam, so viel Geld, als wir brauchten. Gabs im Winter gar nichts zu thun, so spann ich mit Liesen in die Wette. Nachbar Christoph gab mir ein Stückchen Land zu ein Bischen Kartoffeln, Möhren und Rüben um die Hälfte: das

gab

gab Winterfutter für uns und die Kuh. Liese wußte auch für ein Schweinchen zu schaffen. Das gemeine Holz gab die Feurung. Kurz um, wir haben uns alle Tage satt gegessen, auch den Sonntag ein Pfund Fleisch im Topf gehabt, sind keinem Menschen was schuldig geblieben, und haben dem gnädigen Fürsten zwey Bursche zum Leibregimente geliefert, wie Eichbäume und Kerzen gerade. Der dritte dient als Kutscher, und das Mädchen sorgt nun für die Kuh, daß meine Liese den ganzen Tag spinnen kann. Nun hat mich die ehrbare Gemeine zum Flurschützen gemacht: da kann ich auch einen Groschen zurück legen, für die Zeit, wenn die Beine einmal den Graukopf nicht mehr tragen wollen. Ja, glaub er mir, Herr, wer auf dem Lande nur arbeiten will, der hats gut. Die Arbeit reißt nicht ab; ein Paar Schuh und Strümpfe halten zehn Jahr, wenn man sie nur Sonntags anzieht, und ein Kittel auf dem Leib ist bald gesponnen. Er könnte mir wie viel bieten, ich sollte mit meiner Liese in die Stadt ziehen, und vornehm und reich werden. Ich lobe mir mein Dörfchen fein, und mag in keine Stadt hinein!" So erzählte Toms seine Geschichte und pfiff auch noch ein Stückchen dazu. Nun erzählten noch zwey oder drey Nachbarn ihre Lebensläufe, aus welchen allen ich die Lehre abmerkte: **Daß es mit dem Bauernstande eben die Beschaffenheit habe, wie mit allen andern Ständen. Wie mans da treibt, so hat mans; und wer seine Sachen besser macht, dem werden sie besser.**

So viel las der Herr Pastor den erwählten Männern und Weibern aus der Reisebeschreibung des Herrn v. Mildheim vor. Darauf sagte er zu ihnen: „Ihr guten Leute, ich soll euch nun eröffnen, daß unser lieber Herr haben will, daß ihr das Urtheil sprechet, wer die vor seiner Abreise ausgestellten Preise bekommen soll. Ueberlegt daher erst zu Hause recht wohl, welche von unsern Miteinwohnern sie am besten verdienen, und erinnert euch dabey fleißig an die Geschichten, die ich euch jetzt vorgelesen habe. Versprecht mir aber, es niemanden zu sagen, wem ihr eure Stimmen geben wollt, bis

auf den Sonntag über acht Tage, da das Belohnungs-
fest recht feyerlich gehalten werden soll.

Siebzehntes Capitel.

Ein großes Unglück ist Ursache, daß die Austheilung der Preise verschoben werden muß.

Wie es nun bekannt wurde, daß am 1sten Sonntage nach Trinitatis die Preise ausgetheilt, und daß 24 Hausväter und Hausmütter aus der Gemeine selbst darüber urtheilen sollten: so gerieth das ganze Dorf in eine freudig ängstliche Bewegung, vor Hoffnung und Erwartung, wie es ablaufen würde. Den Mädchen und Burschen schlug das Herz am stärksten dabey, und Hausväter und Mütter, die für sich nicht hofften, dachten doch, ihre lieben Kinder würden die Ehre haben, daß sie einen Preis erlangten. Allein, der Mensch denkts, und Gott lenkts. Den Freytag in derselben Woche zog um Mitternacht ein schweres Gewitter über das Dorf herauf. Man hörte schon von weitem an dem Brausen in der Luft daß Hagel dabey sey, und je näher es kam, desto fürchterlicher brauste es. Es fielen Hagelkörner, fast so groß wie Hühnereyer, und in solcher Menge, daß das Winterfeld und auch ein Theil des Sommerfeldes gänzlich verwüstet wurde. Das Dorf selbst wurde so stark davon getroffen, daß die Bäume in den Gärten fast alle Blätter und Früchte verloren. Dazu schlug der Blitz an zwey Orten ein und zündete. Das Feuer gieng auf und wegen des von dem Regengusse angeschwollenen Flusses konnte man an vielen Orten nicht zum Löschen kommen. Ein Mann verbrannte, und eine Frau ertrank mit zwey Kindern in Wasser. Der Herr von Mildheim machte die beste Rettungsanstalten und aus der Nachbarschaft kamen Spritzen und Leute genug zu Hülfe; aber es brannten doch fast zwey Drittel vom

Dor-

Dorfe ab, und zwar meistens die wohlhabendsten Leute. Viele retteten nichts, als was sie am Leibe trugen. Auch die meisten Wiesen wurden durch den Hagel und die Wasserfluth so sehr verdorben, daß wenig Heu zu hoffen war. Die nothwendigsten Anstalten, welche nun gemacht werden mußten, die Verunglückten einstweilen in Scheuern, und Ställen und auf den Böden der stehen gebliebenen Häuser unter zu bringen, Brod herbey zu schaffen, die Brandstätten auszuräumen, das in den Feldern und Wiesen gesammelte Wasser abzuleiten, die verhagelten Felder umzupflügen — alles dieses ließ keine Zeit zur Austheilung der Preise und zum Belohnungsfest übrig; welches daher auf bessere Zeiten verschoben wurde. Der Herr Pastor Wohlgemuth hatte, weil dieses Fest eben an dem Sonntage gehalten werden sollte, da er nach der Stiftung des sel. Herrn über Pred. Sal. 1. v. 14. predigen mußte, seinen Vortrag darauf eingerichtet gehabt zu zeigen, daß zwar alles eitel sey auf Erden: nur nicht die Bemühungen, alles immer besser zu machen, und besser zu werden. Denn diese belohne Gott fast allezeit durch einen glücklichen Fortgang: und dieses wollte er mit dem eignen Exempel seiner meisten Zuhörer beweisen. Nun mußte er anstatt dieser Predigt eine Trauer- und Leichenpredigt halten. Aber den Sonnabend Morgens brachte er damit zu, die ertrunkene Frau und Kinder wieder zu beleben, welches ihm nur mit dem ältesten Kinde gelang, und den übrigen Tag und die Nacht hindurch half er die Abgebrannten unter Dach und Fach bringen. Er konnte also nicht ordentlich studiren: darum hielt er nur auf dem Gottesacker eine Rede aus dem Herzen, dazwischen einige Verse gesungen wurden. Es kamen auch so viele Leute aus den benachbarten Dörfern, das Begräbniß der drey verunglückten Personen zu sehen, daß sie in der Kirche nicht Raum gehabt hätten.

Achtzehntes Capitel.

Trauer- und Leichenrede, welche der Herr Pastor Wohlgemuth nach der großen Feuers- und Wassersnoth auf dem Gottesacker zu Mildheim gehalten, nebst den dabey gesungenen Liedern.

O Traurigkeit!
O Herzeleid!
O jammervolle Stunden!
Welches Richters strenge Hand
Schlägt uns solche Wunden?

Meine Lieben! ich weiß nicht, ob ich heute vor euch reden, oder mit euch weinen soll? Dieser Tag war zu einem Freudenfeste auserseben, und es ist ein Trauertag daraus geworden. Hier, wo so viele wohlgebaute Häuser standen, sehe ich nichts mehr als Haufen Schutt und Asche. Dort sehe ich über die Aschenhaufen hin in unsre Felder, und sehe keinen Halm mehr aufrechts stehen. Die Hofnung der schönen Erndte ist zu Boden geschlagen, die Arbeit des Jahrs ist verlohren, die Verbesserungen mehrerer Jahre hat ein grausames Wetter in einer Nacht zerstöret. Die wohlhabenden Besitzer dieser Häuser und Felder wollen heute Gott ein Dankfest feyern, daß er ihre Mühe und Arbeit so reichlich gesegnet: und nun haben sie kaum so viel übrig, daß sie ihre Blöße decken können. Und drey erblaßte Leichname unsrer Freunde liegen hier bereit für das Grab und die Verwesung, die sich noch ehegestern gesund und frisch zur Ruhe niederlegten. Wer sollte da nicht mit Salomo ausrufen: Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht, und siehe! es war alles eitel und Jammer! — Barmherziger Gott! Ach! daß ich noch in meinen alten Tagen solchen Jammer in meiner lieben Gemeine sehen soll! Ich habe mich in der ganzen Zeit meiner Amtsführung bemühet,

het, sie immer zufrieden und vergnügt mit deiner weisen Fügung zu erhalten; habe sie durch die Erzählung deiner großen Wohlthaten überführt, daß deine Erde kein Jammerthal sey, und daß du, Allgütiger, uns Menschen nicht zum Elend, sondern zur Glückseligkeit und Freude erschaffen habest: und nun, da ich vielleicht zum letztenmal vor diesen guten Leuten rede, muß ich noch das traurige Bekenntniß ablegen: ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht, und siehe! es war eitel, und war Jammer!

Es ist dein Gott,
Der jede Noth
Zu deinem Besten sendet.
Trau auf ihn bis in den Tod,
Der all Elend endet!

Vergieb mir, guter Vater, den Schmerz und die Thränen, die mir das Unglück dieser deiner lieben Kinder auspresset! und ihr, meine Freunde, schämt euch der Betrübniß nicht, in die euer Gemüth durch den großen Verlust gestürzt ist. Beweint unsre verunglückten Freunde, die wir jetzt zur Erde bestatten wollen, beweinet eure in Aschenhaufen verwandelten Wohnungen und eure verheerten Felder! Gott will nicht daß seine Kinder harte gefühllose Herzen haben: aber weinet eure Traurigkeit bald aus! Alsdenn forschet nach den Absichten, warum uns Gott in diese jammervollen Umstände gesetzt hat, und bemühet euch, sie zu erfüllen. Sie sind gewiß eben so gütig, als weise. Er hat uns bey diesen Schlägen seiner Vaterhand gewiß eben so lieb, als wenn er uns alles nach Wunsche ergehen ließe. Ich will euch aber jetzt nur das Nothwendigste davon sagen: weil ich selbst vor Betrübniß meine Gedanken nicht recht sammeln kann.

Wir wissen, daß kein Sperling auf die Erde fällt, ohne den Willen Gottes, und weil er allezeit das Beste will und thut, so können wir sicher schließen: es sey eben

die beste Zeit zum Sterben für diese drey Seelen gewesen, die er durch die Gewalt des Feuers und der Wasserfluth von der Erde zu sich in den Himmel genommen hat. Sollten daher noch einige unter euch die Meinung haben, es sey eine Strafe von Gott, durch Feuer, Wasser oder sonst einen Unglücksfall ums Leben zu kommen, und diese drey Verunglückten wären größere Sünder gewesen, als wir: so thut diese lieblose und falsche Meinung von euch. Der ehrbare Meister Johann Andreas Fischer, hat immer einen redlichen und christlichen Lebenswandel geführt, und er starb, als Zimmermann, in seinem schönsten Beruf, da er eben beschäftigt war, dem Brande Einhalt zu thun. Die selige Frau Catharina Elisabetha Schneiderin hatte, wie ihr alle bezeugen werdet, den Ruhm einer braven Hausfrau und Mutter. Sie verlor auch ihr junges Leben, als sie eben die größte Muttertreue bewies und mit eigner Lebensgefahr, ihre Kinder retten wollte. Einen schönern Tod kann eine Mutter fast nicht haben. Und der liebe kleine unschuldige Engel, den die Wasserfluth in ihren Armen tödtete? Herr, unbegreiflich sind deine Gerichte und unerforschlich deine Wege: aber du sahest wohl voraus, daß es besser für ihn wäre, so jung von der Erde in den Himmel überzugehn; sonst hättest du unsre Proben, ihn ins Leben zurück zu bringen, an ihm auch gelingen lassen, wie an seinem Schwesterchen, das du, Gnädiger und Barmherziger, dem betrübten Wittwer und Vater zum Troste wieder geschenket hast. Diese drey Seelen sind also gewiß bey dir, und sind glückseliger, als wenn sie noch unter uns lebten. Laßt uns nun ihre Leichname zur Erde bestatten, und uns dabey erinnern, daß man uns vielleicht schon heute oder morgen denselben Weg tragen wird.

Bald ists vollbracht.
Ins Grabes Nacht
Versenken dich die Brüder
Einst siehst du vor Gottes Thron
Sie vollkommner wieder.

Das

Das Grab umschließt
Vom wahren Christ
Den Staub nur: sein Geist lebet
Ewig glücklich dort, wo ihn
Keine Noth umschwebet.

Drum laß uns hier,
So lange wir
Auf dieser Erde wallen,
Besser werden, daß wir Gott
Immer mehr gefallen.

(Während dieser Verse wurden die drey Leichen in die Gräber gesenket: hernach fuhr der Herr Pastor also fort.)

Ihr weinet alle, meine Lieben! Und ich kann die Thränen fast auch nicht mehr zurück halten. Aber laßt uns nun doch weiter nachdenken! Sollte uns der allgütige Gott nicht auch etwas Gutes durch diese betrübten Todesfälle erzeigt haben? Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, und mir scheint es in der That, er habe uns dadurch Gelegenheit zu der besonders schönen Tugend geben wollen, andern beyzustehen, wenn man selbst in Noth ist. Laßt uns die betrübte ihres Versorgers beraubte Wittwe, und den gebeugten Hausvater der Frau und Kind verloren hat, zuerst trösten, ehe wir an unsern eignen Verlust denken. Wer es kann, stehe ihnen bey, wenn sie vor Traurigkeit nicht wissen, wie sie sich rathen und helfen sollen: so ist dieser Trauerfall unsern Seelen heilsam, die Thränen die wir vergießen, erweichen unsere Herzen, daß sie gütiger, liebreicher und Gott wohlgefälliger werden. Euch, ihr beyden Hochbetrübten, hat der Vater im Himmel dieses schwere Leiden zugeschickt, damit ihr stärker werdet in der Geduld, im Vertrauen auf ihn, und in dem Glauben, daß er doch alles wohl macht, wenn auch seine Wege unerforschlich sind. Nehmet diesen Glauben vom Grabe eurer nun seligen Lieben mit hinweg, so wird die Wunde eures Herzens bald aufhören zu bluten; und fanget gleich an, eure zerstörten

Haushaltungen wieder einzurichten: diese eure Geschäftigkeit wird sie vollends heilen. Vertrauet auch auf eure gute Nachbarn und Freunde und bedient euch ihrer Hülfe gern; so wird die gegenseitige Liebe und Dankbarkeit euer Gemüth allmählig wieder aufrichten. Auf solche Art werdet ihr die Absichten Gottes bey dem schweren Unglück, das euch betroffen hat, erfüllen und er wird es zu eurem Besten lenken.

Laßt uns nun noch ein wenig über die gemeine Noth nachdenken, in die unser ganzes Dorf durch jenes fürchterliche Wetter versetzt worden ist. Mehrere unter euch, meine Lieben, haben seit einiger Zeit angefangen, ihre Feld- und Hauswirthschaft immer mehr zu verbessern, und ich kann es in Wahrheit bezeugen, diese Bemühung hat auch ihrer Seele Vortheil gebracht, sie sind merklich verständiger dadurch geworden. Nun sind die Früchte ihres Fleißes zerstöhret, und die Gewalt der Elemente hat keinen Unterschied gemacht? der Verständigste und Fleissigste hat so viel verlohren, als der Träge und Unverständige. Sollte man daraus nicht schliessen: die Bemühung besser zu werden, und seine Sachen besser einzurichten, sey auch eitel und Jammer, und ich hätte euch falsch gelehret, wenn ich euch so oft und nachdrücklich daran erinnert habe, daß der Mensch einzig und allein eben darum und dazu erschaffen sey? Wenn manchem unter euch, meine Freunde, jetzt beym traurigen Anblick dieser Aschenhaufen und dieser öden und wüsten Felder um uns her, ein solcher Zweifel einkommt? so wird ihn Gott euch gern vergeben: aber folgt mir doch noch einen Augenblick mit euren Gedanken, ob sich dieser Zweifel vielleicht heben lasse? Seht, wir haben die erfreuliche Hoffnung, daß unsere Seelen unsterblich sind, daß wir nach dem Tode des Leibes ein neues Leben anfangen und daß wir alle Güter der Seele, als Erkenntniß, Verstand, Klugheit, Güte, Liebe, Gedult, Standhaftigkeit, in das neue Le-

ben

ben mitnehmen und sie dort ungestört genießen und immerfort vermehren werden. Diese Güter sind also nicht eitel: Sturm und Wetter, Feuer und Wasser, ja selbst der Tod kann ihnen nichts anhaben. Und die Erwerbung, Vermehrung und Verbesserung dieser Seelengüter ist es eigentlich, zu der uns Gott erschaffen hat. Alle Erdengüter, als Reichthum, Ehre, Vergnügen, ja selbst die Liebe und Freundschaft sind uns nur als Mittel gegeben, durch die wir jene Seelengüter erlangen, vermehren und verbessern sollen. Durch den erlittenen grosen Verlust, sind wir aber blos in den zeitlichen Gütern weiter zurück gesetzt: die Vorzüge der Seele, die wir durch unser bisheriges Nachdenken und durch unsern Fleiß erlangt haben, bleiben uns. Unsere bisherige Bemühung, uns selbst und alles zu verbessern, ist also keinesweges eitel gewesen: wir dürfen nicht Jammer! über sie ausrufen. Ihre besten Früchte haben wir noch: die sind unvergänglich und ewig. Der gütige Vater im Himmel will uns durch diese wüsten Brandstätten und jene leeren Felder nur die Lehre recht einprägen: daß wir das Vergängliche um des Unvergänglichen, das Zeitliche um des Ewigen willen suchen, und auf Erden Schätze für den Himmel sammeln sollen, die uns kein Dieb rauben; keine Gewalt der Elemente zerstören kann. Die grose Noth in die wir gerathen sind, zwingt uns nun gleichwohl, daß wir unsern Verstand und unsre Kräfte anstrengen, uns wieder heraus zu helfen. Dieses neue Anstrengen wird unsern Verstand noch mehr schärfen; das Mitleid des einen mit dem andern, und die Sorge, dem Bedrängtesten immer zuerst zu helfen, wird uns gütiger und liebreicher machen: und so werden unsre Seelen durch dieses Unglück wahrhaftig noch besser werden, als sie zuvor waren. Gott hat uns dadurch in eine neue Schule geführt, wo er uns zu frommen und klugen Kindern erziehet, die er zu Erben seiner ewigen Glückseligkeit einsetzen kann.

Laßt

Laßt uns daher die Thränen abwischen, meine Freunde! Er ist kein Richter, der uns straft: er ist ein guter Vater der unser wahres Glück sucht. Laßt uns nicht muthlos auf den Brandstätten stehen und in die verheerten Felder hinaus schauen! Ueberlegt heute noch mit Vernunft, was das Nothwendigste ist, das zuerst geschehen muß; und morgen gehet mit Vertrauen und Gebet zu Gott muthig an die Arbeit! Suchet auch Hülfe bey den christlich gesinnten Einwohnern der benachbarten Dorfschaften: sie werden euch gern nach Vermögen Beystand leisten; so wie Ihr guten Leute es ehemahls unsern Nachbarn in Wohnhausen bey ihrem großen Unglück gethan habet. Ich sehe hier schon viele hunderte gegenwärtig, denen die Bereitwilligkeit, euch zu helfen, in den thränenvollen Augen schwebet. Unsre gnädige Herrschaft wird auch alles mögliche thun, euch zu unterstützen. Und so könnt ihr zuversichtlich hoffen, dieses Unglück bald zu überwinden, so daß keine Spur davon zurück bleibt, als die Früchte, die ihr davon für eure Seelen und für die Ewigkeit einerndtet.

Allgütiger Vater im Himmel! Laß mich nur die Freude noch erleben, daß diese deine Kinder, deine Liebe auch in ihrem Unglücke erkennen! daß sie mit aufrichtigen Herzen sprechen: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet! Erleuchte sie mit deinem Geiste, daß sie bey der neuen Sorge für das Irdische beständig ihre unsterbliche Seele und ihr ewiges Wohl vor Augen haben! Stärke ihre Herzen, daß sie der großen Lehre: seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, nach dem Exempel Jesu auch unter diesen schweren Leiden bis in den Tod getreu verbleiben! Amen!

(Mel.

(Mel. Befiehl du deine Wege.)

Gott schickt auf dieser Erde
Bald Glück, bald Unglück mir:
Damit ich reifer werde
Zum Himmel für und für.
Dieß will ich stets bedenken,
Und ihm vertraun, als Christ.
Er wird schon alles lenken,
Wie mirs am besten ist.

In seinen Vaterarmen
Ist sichrer Schutz und Ruh.
Er will sich mein erbarmen,
Auch wenn ich Unrecht thu'.
Die Wunden, die er schläget,
Heilt er; was er zerbricht,
Baut er auch auf. Er heget
Kein menschlichs Zorngericht.

Drum will ich herzlich danken
Ihm, auch für meine Noth;
Will nimmer von ihm wanken,
Dem weisen, guten Gott:
Will, gut zu seyn, auch streben,
Und weiser, immer mehr:
Daß ich im ewgen Leben
Vollkommen sey wie Er.

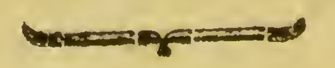
Neunzehntes Capitel.

Beschluß dieses Büchleins.

Der Herr von Mildheim hatte nun die beste Gelegenheit, seine auf seiner fünfjährigen Reise gesammelten Einsichten und Erfahrungen zur Wiederherstellung seines Dorfes anzuwenden. Und er that es so redlich, daß binnen zwey Jahren alles wieder aufgebauet war: und die Abgebrannten

binnen 6 Jahren alle wieder Schuldenfrey wurden. Die Art und Weise, wie alles dieses geschehen ist; was er für eine schöne Bauordnung gemacht; wie er eine gemeine Nothcasse, eine Dorfapotheke, ein Krankenhaus für Menschen und eins fürs Vieh angelegt; wie er eine bessere Schul- und Kirchenzucht, und eine ganz neue Dorfordnung eingeführt; wie er die Vertheilung der gemeinen Hut und Trift, die Stallfütterung, die Abschaffung der Hofdienste oder Frohnen, endlich die Vertheilung des größten Theils seiner Ländereyen in Bauergüter zu Stande gebracht, und wie er durch alles dieses und durch andere nützliche Anstalten das Dorf Mildheim zu einem rechten Paradiese und seine Einwohner fast alle glücklich gemacht habe — dieses kann hier wegen Mangel an Raum nicht erzählt werden. Es soll aber alles nebst dem S. 329. und 411. erwähnten Arzneybüchlein für Menschen und Vieh zu seiner Zeit auch beschrieben und, als der andere Theil dieses Büchleins, eben so wohlfeil ans Licht gestellt werden: wofern man nämlich gewahr wird, daß die Bauersleute gern darinne lesen. Auch soll in jenem Theil alles verbessert werden, was in diesem von verständigen Leuten für mangelhaft oder unrichtig befunden wird: weil es mit den Büchern eben so wie mit allen menschlichen Dingen beschaffen ist, daß man sie immer besser machen muß, bis an das

Ende.



Nachricht.

Der Herausgeber dieses Büchleins schreibt auch seit fünf Jahren eine Zeitung, welche den Titel führt: Deutsche Zeitung, oder moralische Schilderungen der Menschen, Sitten und Staaten unsrer Zeit. Diese Zeitung meldet von Staatsneuigkeiten nur die wichtigsten; nämlich von Krieg, Frieden, Bündnissen der großen Herrn und von Anstalten, die sie zum Glück ihrer Unterthanen machen. Dergleichen sind z. E. wenn sie ihnen Freyheiten ertheilen, Abgaben erlassen, den Nahrungsstand verbessern, Preise für den Landbau und die Handwerke und Künste aussetzen, das Schulwesen verbessern, den Gottesdienst erbaulicher einrichten, die Armen versorgen, schädliche Mißbräuche abschaffen, besondre landesväterliche Liebe gegen ihre Unterthanen beweisen. Solche Nachrichten liefert diese Zeitung vornehmlich von den Landesherrschaften in Deutschland, weswegen sie auch die deutsche Zeitung heißt. Außerdem erzählt sie auch viele Geschichten von guten und schlimmen, klugen und dummen, glücklichen und unglücklichen Menschen und Haushaltungen aus allen Ständen, welche nicht erdichtet, sondern wirklich geschehen sind und dem Herausgeber durch gute Freunde, die er aller Orten darum bittet, in Briefen gemeldet werden. Er erzählt sie aber immer auf solche Art, daß man gute Lehren daraus nehmen kann; deshalb diese Zeitung für die Jugend besonders nützlich ist. Dabey werden auch in beygefügten Anmerkungen die fremden Wörter und Redensarten erklärt, welche Ursache sind, daß man in andern Zeitungen vieles nicht versteht. Ueberhaupt bemüht sich der Herausgeber die Leser durch diese Zeitung eben so, wie durch das Noth- und Hülfsbüchlein, zu bereden, daß sie durch tägliches besser werden und besser machen die wahre Zufriedenheit und Ruhe der Gemüths suchen

sollen;

sollen: weil er gewiß weiß, daß sie auf diesem Wege zu finden ist.

Wer nun diese Zeitung halten will, bestellt sie auf der Post oder der Zeitungsexpedition, die ihm am nächsten ist. In jeder Woche wird Ein Stück von 1 Bogen, zuweilen mit einer Beylage geliefert. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist in Gotha 2 Rthlr. in Golde, oder 3 Gulden 36 Kr. rh. und nur an weit entfernten Orten kostet sie etwas mehr. In den Buchhandlungen ist sie Vierteljahrweis überall für 2 Rthlr. oder 3 fl. 36. Kr. zu haben. Der Herausgeber selbst kann einzelne Bestellungen nicht besorgen: wer aber ganze Jahrgänge zusammen haben will, muß sich an ihn selbst wenden, und es ist gut, sie complet zu haben, besonders für die Jugend, weil in den Anmerkungen zuweilen auf die schon da gewesenen Erklärungen zurück gewiesen wird, um nicht eine Sache zweymal vorzubringen. Wer an ihm schreiben will und seinen Namen nicht weiß, braucht nur auf die Briefe zu setzen: **An den Herausgeber der deutschen Zeitung in Gotha.**

